H. MEERWARTH u. K. SOFFEL

LEBENSBILDER aus der TIERWELT

· Vögel ·

Division of Birds

Stephainsky.

Waldkauz, alter Vogel.

Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1908.

QL
46
L4Z
v.5
Birds

Lebensbilder

aus der

Tierwelt

Herausgegeben von
H. Meerwarth und K. Soffel

Fünfter Band

Zweite Folge: Vögel II

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Einbandzeichnung von Karl Soffel in München.

Copyright 1910 by R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

598.2
.M49
Birds

Seiner Königlichen Hoheit
dem Großherzog

Wilhelm Ernst von Sachsen

dem weidgerechten Jäger und Naturfreunde
in Ehrfurcht gewidmet

M18150 Birds Quarto

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Inhaltsverzeichnis	III—IV
Der Waldkauz von Hermann Löns	1— 15
Die Sumpfohreule von Else Soffel	16— 27
Seeschwalben von Otto Leege	28— 95
Die Raben- und die Nebelkrähe von Hermann Löns	96—127
Die Saatkrähe von A. Bütow	128—152
Der Buchfink von Else Soffel	153—166
Der Kormoran von Hugo Otto	167—186
Das Rotkehlchen von Else Soffel	187—195
Der Wendehals von Martin Braeß	196—203
Der Hühnerhabicht von Hermann Löns	204—215
Der Baumläufer von Hermann Löns	216—222
Das Hausrotschwänzchen von Martin Braeß	223—231
Der Eichelhäher von Hermann Löns	232—242
Rauchschwalbe und Hausschwalbe von Martin Braeß	243—259
Die Zwergrohrdommel von Julius R. Haarhaus	260—267
Die Heidelerche von Else Soffel	268—274
Die Wasserralle von Hugo Otto	275—280
Die Wasseramsel von Martin Braeß	281—287
Weidenlaubsänger, Fitis und Berglaubvögel von Martin Braeß	288—298
Die Kornweihe von Hermann Löns	299—304
Der Graue Steinschmätzer von Martin Braeß	305—313
Der Sperber von Hermann Löns	314—325
Der Schwarze Storch von Martin Braeß	326—335
Der Gimpel von Else Soffel	336—346
Der Mäusebussard von Hermann Löns	347—359
Der Gänse- und Kuttengeier von Martin Braeß	360—381
Das Alpenschneehuhn von Hans Sammereyer	382—397

Seite

Der Höckerschwan von Martin Braeß . . . . . 398—410
Der Rotschenkel von Dr. Ernst Schäff . . . . . 411—421
Die Elster von Martin Braeß . . . . . 422—434
Der Baßtölpel von Alf Bachmann-München . . . . . 435—447
Der Schwarzkehlige Wiesenschmätzer . . . . . 448—451
Säbelschnäbler und Stelzenläufer von Dr. Ernst Schäff . . . 452—462
Der Kampfhahn von Dr. Ernst Schäff . . . . . 463—471
Die Ringeltaube von Martin Braeß . . . . . 472—480
Der Flußregenpfeifer und seine Verwandten von Martin Braeß 481—500
Der Trappe von Fritz Bley . . . . . 501—511
Der Goldammer von Else Soffel . . . . . 512—522
Die Märzente von Fritz Bley . . . . . 523—542
Der Kolkrabe von Hermann Löns . . . . . 543—557
Der Kuckuck von Else Soffel . . . . . 558—571
Der Reiher von Fritz Bley . . . . . 572—590
Lummen und Alke von Alf Bachmann-München . . . . . 591—625
Die Uferschnepfen von Dr. Ernst Schäff . . . . . 626—632
Der Steinkauz von Else Soffel . . . . . 633—642
Verzeichnis und Erläuterung der Bilder von Karl Soffel . . . 643—658
Register . . . . . 659—661

Der Waldkauz.

Von Hermann Löns.

Wer singt im Dorfe den Frühling ein? wer ruft die gute Zeit heran? Nicht Amsel und Fink sind es, und nicht Meise und Staar, und auch nicht Specht und Häher; ein anderer ist es, der mit lautem Liede den Haselbusch lehrt, sich mit Gold und Rubinen zu schmücken, ist es, der die Erle rührt, daß alle ihre Zweige rote Troddeln schwenken, und der dem Schneeglöckchen Mut macht, über den Buchsbaum zu sehen.

Ein Kauz ist es, ein dicker, alter Waldkauz, der in der dicken, alten Linde wohnt, die mitten im Dorfe vor dem dicken, alten Kirchturme steht und ihre Äste über die graugrünen Grabsteine spreizt. Seit unvordenklichen Zeiten hat ein Kauzpaar in der Kirchhofslinde gewohnt und ist den Dorfleuten heilig gewesen. Aus uralten Tagen blieb ihnen eine dumpfe Erinnerung, daß die Eule einst Friggas Lieblingsvogel war, ehe der neue Glaube über das Land kam und aus allem, was den alten Göttern lieb war, unholdes Getier und Greuel machte.

Darum darf der Kauz im Dorfe schalten und walten, wie er will, und nicht nur deshalb, weil ein Stück Urglauben mit ihm verbunden ist; so manche Maus, so manche Ratte, die den Schnäbeln und Griffen der jungen Käuze entglitt, fand der Bauer zwischen dem knorrigen Wurzelwerk der Linde und machte sich seinen Vers darauf. Aber am liebsten ist er ihnen, weil er den Frühling verkündet. Liegt auch der Schnee noch auf der Saat und stehen die Gräben noch in Eis, zieht der März in das Land, dann singt der Kauz den Frühling ein und das ganze Dorf freut sich, daß die bessere Zeit herankommt.

Eine eigene Art hat die Eule, den Frühling einzusingen; wie mit einem schrillen Schreckensschrei beginnt es, wendet sich in ein Hohngelächter um, steigt zu einem wilden Jauchzen und sinkt zu einem wehen Gewimmer herab. Stadtleute finden es teuflisch und höllisch, die Leute im Dorfe aber lieben es, des Kauzes Frühlingslied, der Eule Liebesgesang.

Gestern war es hell und kalt. Der Wind pfiff von Morgen her, die Sterne waren alle versammelt. Da gefiel es dem Kauze nicht. Stumm strich er im tiefen Holze hin und her, schlug die Maus auf dem Wege und die Wühlratte im Graben und suchte, lange ehe sich die Nacht vor dem Morgen verkroch, sein Loch in der Linde auf.

Vögel II. Copyright 1909, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Heute aber paßt ihm das Wetter beſſer. Der Wind kommt von der Abendſeite, weich und warm iſt er, und die Luft iſt dick und dieſig. In den Wieſen braut der Fuchs und nur der Abendſtern iſt wach. Noch bewahrt der Himmel eine roſige Erinnerung an die Sonne, da erhebt der Kauz

Stephainsky. *Tillowitz, Juni 1908.*

Waldkauz. Eben ausgeflogener Jungvogel.

ſein Gefieder und ſtreicht der Wieſe zu. Mit feſtem Griffe faßt er die Wühlratte; ihr Strampeln nützt ihr nichts; ein Biß in den Hinterkopf nimmt ihr das Leben und ſie verſchwindet in dem weiten Rachen. Zwei Mäuſe folgen ihr bald nach.

Stephainsky. *Tillowitz, Juni 1908.*

Waldkauz, alter Vogel.

Hauptjagdwetter ist heute; die Mäuse laufen ganz anders, als gestern. Aber der Kauz hat heute keine rechte Freude an der Jagd. Was ihn lange nicht ankam, heute fällt es ihm ein, loszulachen und aufzujauchzen. „Huch!" kreischen die Mägde in der Spinnstube des einsamen Hofes, und dann lachen sie lustig; wenn der Kauz ruft, hört das Spinnen bald auf und die Arbeit in Garten und Feld beginnt.

„Kiu-witt, kuwitt", geht es draußen. Und dann kommt das Schönste: „Huuu, huhuuu, huhuhuhuu", und dann ein seltsames, langern Trillern, „Rlurlurlurlu", eine ganze Viertelstunde lang, und dann ein heiseres Bellen und ein Lachen hinterdrein, als wenn siebzig Teufel sich über den Fall eines Gerechten freuen.

Aber nichts Arges und Böses denkt sich der Kauz dabei, nur Liebes und Gutes. Er sehnt sich nach einem Herzen, das wie sein Herz fühlt, nach einer großen, schönen Käuzin mit großen, schönen Augen. Nur deswegen quietscht und schreit und lacht und bellt und trillert und jauchzt er

1*

heute so sehr. Überall bringt er Leben in den Abend; eben rief es im Walde, nun lacht es im Dorfe, und jetzt rollt sein tiefes Lachen an der Wiese entlang.

Dort jagt schon seit einer Stunde eine dicke graue Käuzin. Ihr gehört die Wiese und die Waldkante, so denkt sie. Sie ist so frech, daß sie den Bussard, der sich in der großen Eiche bei der Ochsenhütte zum Schlafen eingeschwungen hatte, jählings mit ihrem dicken Kopfe in den Rücken stieß, daß er von seinem Aste herabpolterte und entsetzt abstob. Daß auf der besten Stelle der Wiese, wo die Mäuse am meisten laufen, die Rehe stehen, paßt ihr nicht, und sie stößt solange nach ihnen, bis sie ihr Platz machen. Auch die beiden Hasen, die da Hochzeit halten, jagt sie in den Busch hinein.

Quer durch die Wiese läuft ein heller Bach. Dort, wo das Stauwehr ihn einzwängt, steht eine halbpfündige Forelle, auf Beute lauernd, die ihr die Strömung zutragen soll. Über ihr rüttelt die Käuzin. Etwas Schwärzliches kommt durch das Wehr getrieben; eine junge Maus ist es, die die Müllerin totschlug und in den Bach warf. Die Forelle geht nach der Maus auf, faßt sie und will mit ihr unter den Wasserwurzeln der Erle verschwinden, da fühlt sie sich geangelt und trotz ihres Schnellens und Schlagens emporgehoben. In der Eiche bei der Ochsenhütte hakt die Eule auf und kröpft sich an dem Fische satt.

Da schwebt ein Schatten heran und stößt sie von dem Aste. Er ist kleiner und schwächer, der verliebte Kauz, um ein Drittel kleiner, als die Käuzin, aber er ist ein Mann. So treibt er sie fauchend und knappend, quietschend und trillernd in das Holz hinein, treibt sie eine Stunde hin und her, bis sie sich in einer Eiche einschwingt und er ihr gegenüber aufhakt. Und da sitzt er und pfeift und bellt und heult und lacht und trillert und gellt so wunderschön, so lieblich, und so ergreifend, daß die dicke braune Käuzin gar nicht anders kann, als sich dem hübschen grauen Kauze zu ergeben und das Loch im Lindenbaume mit ihm zu beziehen.

Breit und geräumig ist das Loch und so tief, daß kein Junge bis auf den Grund fassen kann. Das wagt auch keiner, denn vor Jahren kletterte der Sohn des Pastors in der Linde herauf, um sich die Eier zu holen. Da fuhr ihm aber fauchend das Weibchen in das Gesicht und aus der Krone der Linde sauste der Kauz heraus und stieß den Jungen in das Genick, und der erschrak sich so, daß er allen Halt verlor, aus dem Baume fiel, den Unterschenkel brach und sechs Wochen das Bett hüten mußte.

Seit der Zeit haben die Jungens eine heilige Scheu vor der Linde und auch die großen Leute gehen zu der Zeit, wenn die Käuze Junge haben, im Bogen um den Eulenbaum herum, besonders in der Dämmerung, denn wenn die Eulen gerade schlechter Laune sind, stoßen sie auf die Menschen. So frech aber, wie in diesem Jahre, waren sie noch nie. Das hat der neue

Stephainsky. Illewit, Juni 1908.

Waldkauz, alter Vogel.

Lehrer, der erst acht Tage im Dorfe ist, erfahren. Dem gefiel es, an einem milden Aprilabend sich auf die Knorren am Fuße der Linde zu setzen. Aber plötzlich stieß er einen Schreckensschrei aus und rannte so wild davon, daß er den Pastor, der über den Kirchhof ging, fast umwarf. Kreidebleich war

Bartels. *Westpriesnitz, März 1908.*

Waldkauz.

er, als er dem Pastor und der Pastorin erzählte, wie es ihm gegangen war. Ganz jählings war etwas Schwarzes gegen seinen Kopf geflogen und Krallenfinger hatten seinen Nacken gepackt. Und als er den Kopf beugte, konnten der Pastor und seine Frau drei lange blutige Risse sehen.

R. B. Lodge.

Waldkauz am Eingang zu seiner Schlafhöhle.

K. Hecht. *Grellenberg.*

Junger Waldkauz,
Dunenkleid mit herauswachsenden Schwung- und Steuerfedern.

Als der Lehrer hörte, wer der Unhold war, lachte er, und von da ab setzte er sich oft in die Laube vor dem Pfarrhause und sah den Eulen zu, die ab und zu flogen. Wehe der Katze, die über den Kirchhof schlich; ehe sie es sich versah, hatte sie einen Stoß und ein paar Risse abbekommen und fuhr mit Angstgequake über die Mauer. Des Pastors Hund traute sich nicht um sämtliche Leberwursthäute der Welt in der Dämmerung an der Linde vorbei. Denn als er einmal dort hinter den Wieselchen herumschnüffelte, hatte ihn das Eulenpaar überfallen und ihm so zugesetzt, daß er für immer genug

K. Hecht. *Grellenberg.*

Junger Waldkauz,
Dunenkleid mit herauswachsenden Schwung- und Steuerfedern.

davon hatte. Und es war kein kleiner Hund, sondern ein großer Kerl von Bernhardiner.

So störte niemand die Käuze und sie fühlten sich ganz als Herren der Linde und des alten Glockenturmes. Das sah man daran, daß sie am hellen Tage, besonders an warmen Morgen, ganz vergnügt auf einem Aste oder auf einem Balken des Turmes saßen, sich von der Sonne bescheinen ließen und sich putzten und juckten. So vertraut waren sie, daß es ihnen ganz gleich war, wenn eine Kohlmeise sich über sie setzte und sie beschimpfte,

Stephanescu. *Kudsir, Ungarn.*

Alter Waldkauz, auf einem Dachsparren schlafend.

und die Spatzen und Rotschwänze hatten sich schon an die Eulen gewöhnt und ließen sie in Ruhe, zumal ihnen nicht zu trauen war, denn wenn die jungen Eulen zu laut nach Fraß piepten, flogen die Alten am hellen Tage auf Raub aus und griffen manchen Spatzen und auch wohl eine Amsel oder einen flüggen Staar.

Den Leuten im Dorfe war das gleichgültig, denn Spatzen, Amseln und Staare gab es im Dorfe genug. Aber es gab auch Ratten und die machten die Käuze mit der Zeit dünne. Überall auf den Höfen schwebten sie in der

Stephanescu. *Kudsir, Ungarn.*

Alter Waldkauz, auf einem Dachsparren schlafend.

Dämmerung umher und wehe der Maus und der halbwüchsigen Ratte, die ihnen in den Wurf kam. Ehe sie es sich versah, faßten sie die nadelscharfen Krallen, der Schnabel drückte ihnen das Hinterhaupt ein und fort ging es nach der Linde, wo vier dicke, graue, weißflockige Wollklumpen auf den Ästen vor dem Nistloche saßen und gierig den Eltern die Beute fortrissen.

Da niemand die Eulen störte, wurden die Jungen bald ebenso keck, wie die Alten. Am hellichten Tage kletterten sie aus dem Loche heraus, erstiegen einen Ast, auf dem die Sonne lag, ließen sich bescheinen und sahen mit halb=

Stephanescu. *Kudsir, Ungarn.*

Alter Waldkauz, ſich ſonnend.

Stephainsky. *Tillowitz, Juni 1908*

Waldkauz, eben ausgeflogener Jungvogel.

geschlossenen Augen auf das Leben und Treiben, das sich auf der Straße jenseits der Friedhofsmauer abspielte. Wenn ein Mensch vorüberging, ein Wagen vorbeifuhr oder das Vieh dort hergetrieben wurde, rührten sie sich nicht. Sobald sich aber ein Hund oder eine Katze sehen ließ, richteten sie sich auf, wackelten mit den dicken Köpfen, rissen die Glotzaugen auf, fauchten und knappten mit den Schnäbeln, und der Hund oder die Katze warf einen scheuen Blick nach der Linde, senkte den Schwanz oder richtete ihn empor und beschleunigte seine Schritte. Und wenn sie hungerte, dann piepten sie solange, bis es der Vater und die Mutter nicht mehr aushielten, ihre Schlafplätze im Lindenlaube oder in dem Glockenturmwinkel verließen und bei Tage dem Holze zustrichen, um mit einer Maus, einer Eidechse, einem Frosche oder einem großen Käfer zurückkehrten.

Darben brauchten die Jungen nicht; unglaubliche Mengen von Unzeug schleppten die Alten herbei. Die Maus mochte noch so schnell und das Wiesel noch so flink sein, viel schneller war der Kauz, viel flinker die Käuzin. Kein Flügelschlag verriet ihr Kommen; lautlos schwebten sie über das Feld, unhörbar rüttelten sie über dem Raine, und niemals stießen sie fehl. Dem Hirschkäfer halfen seine Zangen ebensowenig, wie der Kreuzotter ihr Gift; wo die Krallen der Käuze hingriffen, da half kein Kneifen, nützte kein Beißen; verloren war alles, was sie erfaßten.

So mangelte es der Eulenbrut nie an Futter und sie wuchs und gedieh, schob aus dem Dunenkleide Speile und Federn und aus den unförmlichen Wollklumpen wurden langsam ansehnliche Käuze, die zwar immer noch hinter den Alten herbettelten, aber doch schon ab und zu den Versuch machten, selber eine Maus zu fangen. Anfangs stellten sie sich noch dumm genug an und griffen sogar dann noch vorbei, wenn der Kauz oder die Käuzin eine halbtote, zappelnde Maus vor ihnen fallen ließ. Aber heute lernte der eine, im rechten Augenblicke auf den Frosch zu stoßen, morgen glückte es einem anderen, den Maulwurf im taufeuchten Wege zu schlagen, und bald konnten sich die viere selbst ernähren und die Alten bissen sie von sich fort.

Damit zerriß auch das Band zwischen Kauz und Käuzin. Beide strichen ziellos hin und her, den Mäusen nach, und wo es viele gab, dort blieben sie, bis sie und Wiesel, Hermelin, Turmfalke und Bussard deren Reihen gelichtet hatten, und dann zogen sie anderen Feldern zu. Als aber der Winter herankam, suchte der Kauz wieder das Dorf und sein Loch im Lindenbaum, von dem er abends abstrich, um still und heimlich auf Mäusejagd zu fliegen. Gab es aber laue, nebelige Abende, dann übte er seine Stimme und quietschte und heulte, aber lange nicht so laut und so voll und so anhaltend, wie er im Märzen schrie, als er den Frühling einsang.

Die Sumpfohreule.

Von Else Soffel.

Hoher Mittag im Moos.

Wer jetzt den offenen Weg gehen wollte, der von der Birkenstraße weg, an der Schwarzerle vorbei, seine schimmernden, endlich in eins verschwimmenden Linien zu den Mooshöfen hinterzieht, der würde ein zweites Mal kein Verlangen danach haben. Oder er hat sich die halbe Stunde hingeschleppt, stumm — bedrückt durch die Sonnengewalt, bis dort, wo links, hart am Weg, fast in den Binsenwäldern und ihren glucksenden, spiegelnden Wassern stehend, eine Fichte und zwei Birken seltene Lebensgemeinschaft geschlossen haben und wartet, bis die Sonne, die Zeit und Weg vergessen, ein wenig weiter gerückt ist gegen den Horizont zu.

Wie Schicksalsgenossen, ineinander hineingewachsen und unentbehrlich einer dem andern, sehen die drei aus. Und jeder, der vorbeikommt und nicht vorübergeht, hält sie für Gedenkbäume oder Wegweiser. Wollt' man aber ihrem stummen Fingerzweig folgen, so käme man ins Moos, wo's noch tief genug zum Ertrinken ist. Und es wär nicht einmal ein Wunder, wenn man dem nachginge. Denn der rechte Weg macht hier eine Wendung, an die man nicht denkt. Und von drüben leuchtet und lockt die Blütenpracht so heiß und selten und ein Sonnentaumel von Insekten feiert wirbelnd Hochzeit um Hochzeit. Aber die weißgrüne Decke, die das Torfmoor bis hinüber zieht, trägt dich nicht und die Wiese, die du zu sehen meinst, teilt sich in die zahllosen, gelb und grün beschopften Häupter der Simsenpolster auf braunverfilzter Säule, zwischen denen in dunkeln Tümpeln der Sonnentau die weiße Blüte aus der Rosette tückisch bewimperter Blättchen hebt, das Fettkraut sein hinterlistiges Geschäft treibt und nachts das Sumpflicht tanzt. Und die Pracht schimmernder Weidenröschen und gelber Nachtkerzen weicht zurück, die Fähnchen seidenflockiger Wollblumen da drüben flimmern im Sonnenglast, unerreichbar wie die glasflügeligen Libellen, die abwechselnd auf dem braunen, geknickten Stengel rasten, der aus dem Wasser ragt.

Am Himmel aber, der weit und leuchtend zum Horizont verschwimmt, steht noch immer die Sonne still, die Wolken lasten, kein Lüftchen rührt sich. Und fast noch stiller wird es durch das heiße Summen der Insekten, den Ruf des Kuckuck, der nah und wieder ferne tönt: kuckuck,

kuckuckuck. Von drüben schimmert, in weich zitternder Luft ein kleines Haus, daneben der schief ragende Balken eines Ziehbrunnens. Und Buschwerk scheint es zu umgeben, dahinter in einiger Entfernung die phantastisch bewegten, unruhig aufwärtsstrebenden Linien zahlloser weißer Birkenstämmchen am Horizont.

Etwas zugänglicher ist hier das Moos.

Knappe, kurzrasige, heideartige Wiese, im Frühjahr bunt mit fleischfarbiger Erika, wohlriechender Primel und kurzstieligem, dunkelblauem Enzian bestickt, wechselt mit grünem Sumpf, wo fettes Knabenkraut steht, am Rand kleiner Wasserläufe großblütiges Vergißmeinnicht. Ein einzelner Kiebitz watet im Grün, hin und wieder bleibt er stehen, sein buntes Gefieder schillert, er stellt die Holle, um in die Stille sein kiwit, kiwit zu sagen, gleich einem Selbstgespräch. Die Mooskuh zieht klagend weite Kreise über dir und verrät noch nachträglich das Nest, an dem du eben vorbeigegangen. In den Birken hat sich ein Flug Hühner niedergelassen, zahlreich wie Krähen, lauter Leierschwänze. Aber als du dich so weit angeschlichen, um sie zählen zu können, haben sie schweren Flugs die Wipfel verlassen und nur die Äste schaukeln noch.

Von dem Häuschen, das kleinfenstrig und niedrig mit hängendem Strohdach, grün übersponnen im Mittagsglanz schläft, führt ein grüner Damm hinaus, zwischen tieferliegenden Wiesen.

Ein lauschiger, von Weiden und Erlengebüsch eingefaßter Weg, wo Gold- und Rohrammer hausen und der Feldsperling zetert, auch einmal ein Laubvogel singt.

Weit hinaus führt der Weg, bis dort, wo über der von Osten kommenden Straße unter Bäumen versteckt ein zweiter Mooshof liegt.

Vorüber an Lagern geschichteten Torfs, der in der Sonne bäckt, an feuchtbraunen, meterhohen, glattgestochenen Torfwänden vorbei, die zu schwermütigen, rostgelben oder rostbraunen, von schillernden Häutchen überzogenen Wassern abfallen, in denen die leuchtend goldbraunen, wolkigen Haufen der Diatomeen und die schleimig grünen Fetzen der Fadenalgen schwimmen, — aus denen das durstige Schaf sich Krankheit und Tod trinkt. Vorbei an verstreuten Torf- und Jägerhütten, an der krüppeligen Kiefer, die den Aufbaum trägt, den Einzelbirken, bis zum schilfdurchwachsenen, wasserreichen Wäldchen, in dem die gespaltenen Trümmer einiger Urwaldföhren trotzig das Ende erwarten, wo in der Juninacht beim Leuchtfeuer der Johanniswürmchen der Uhu bellt, die letzte Wildkatze schleicht.

Dorthin kommt auch die Mooseule, sobald die Dämmerung beginnt. Im schilfigen Grund, nicht weit von hier hat sie fünf Junge liegen, die wollen gefüttert sein. Im Osten kommt langsam der Mond herauf, der West ertrinkt in Fluten gelben Lichts. Über dem Fluß, der seine eiligen Wasser zwischen flachen Ufern unter dem dämmerigen Himmel wälzt, lagern Myriaden

von Eintagsfliegen als dunkle, zum Horizont sich verlierende Wolke, die Riesenkuppen der Föhren im West stehen klar gezeichnet vor dem brennenden Himmel. Und zwischen hüben und drüben eine Welt unklar bewegter Formen. Endlich aber behält der blasse Schwärmer recht. Von Osten her breitet er seine Herrschaft aus. Am Himmel ziehen leichte Schleier, die Mooswiesen sind ein silberglänzendes, wallendes Meer, die kleine Brücke schwebt zwischen Himmel und Erde. Um den Fuß der Birken schlingt sich ein lichtes Band, bestickt mit Glühwürmchen, die drin auftauchen und wieder verschwinden. Die Bekassine läuft mit niedergebeugtem Kopf in den blinkenden Wassern zwischen dunkeln Sumpfpolstern umher, die Frösche quarren und meckern. — Die andern Jäger sind schon unterwegs, da macht auch die Mooseule sich auf. Als brauner Schatten steht sie vor dem Nest und äugt in die Dunkelheit. Ein Ziegenmelker schwankt, schießt über sie hin, im Wald entsteht ein Getöse. Der Uhu hat eine Krähe geholt. — Nach einer Weile ist alles still. Die Eule wiegt den Leib und duckt den runden Kopf, wirft ihn vor und zurück, stellt die kurzen Federohren. Dann hebt sie die Flügel und hüpft flatternd ein Stückchen. Im Schilf am Waldgrund rauscht und knistert es leise. Ungeschwächt fängt die weite Ohröffnung den Ton auf. Reglos steht sie einen Augenblick mit niedergehaltenem Körper. Im nächsten ein quietschender Laut. Der kleine Schatten, der sich eben in die Mondhelle gewagt, ist schon arretiert. Auf einem Fuß stehend, den andern, der die Beute hält, hochgehoben, steht sie da. Aufrecht; mit scharfen, kurzen Bewegungen späht der Kopf in jede Richtung nach dem Feind, der ihr die Beute streitig machen könnte. Aber nichts rührt sich. Der dicke Schwärmer, der über sie hintaumelt, kommt diesmal davon. Langsam macht sie sich an die Arbeit. Die kleine Waldspitzmaus hat längst ausgezappelt. Die scharfen Krallen haben sie durch und durch gespießt. Erst kommt der Kopf dran. Der Schnabel der Eule sucht eine Weile knabbernd dran herum, ehe er ihn abreißt. Dann kracht es leise von splitternden Knochen. Mit geschlossenen Augen würgt sie hinunter. Für einen Augenblick ist Ruhe. Wie gebannt lauscht der Kopf in eine Richtung, dann wendet sie sich wieder der Arbeit zu. Zerrt und reißt, hoch und lang aufgerichtet, den Kopf weit zurückgebogen. Den blutenden Strang, der sich von der Kralle zum Schnabel zieht, verschlingt die Nacht.

Aus einiger Entfernung kommen jetzt schwache, klagende Laute. Sie lösen einander ab und scheinen immer neu vom Erdboden aufzusteigen, eingehüllt in die feuchte, träge Luft: wau, au, au — die Alte antwortet: ein zärtliches käw, käw. Sie hat den ärgsten Hunger gestillt, jetzt macht sie Jagd für die Kleinen. Ein paarmal breitet sie erst die Flügel und flattert ein Stück über dem Boden hin, ehe sie auffliegt. Dann geht es in weichem,

R. B. Lodge. Norfolk, Juni 1895

Sumpfohreule. Nest mit Gelege.

R. B. Lodge. Middlesex, September 18[illegible].

Sumpfohreule.

lautlosem Flug dahin, in weiten Kreisen, bald höher, bald tiefer. Kein Geräusch verrät sie, das scharfe Auge entdeckt die Waldmaus, die als Schatten über den Boden huscht, die junge Wasserspitzmaus, die allzu sorglos auf dem Zweig über dem Wasser spielt. Senkrecht stürzt sie abwärts, um sie zu fassen. Den surrenden Gold- oder Lederkäfer holt sie im Flug, den schlafenden Kleinvogel trägt sie zu Nest, die fette Schermaus ist willkommne Beute. Es ist unglaublich, was fünf solcher Wollklümpchen vertragen können. Im Osten wird es schon licht, der Morgenwind läuft über Schilf und Gras, da verstummen erst die hungrigen Stimmen. Die Alte stopft den Hinterleib einer halbverzehrten Ratte mit dem Schnabel in den schilfüberwachsenen Spalt am Fuß einer alten Moosbirke, wo sie ihn abends wieder findet.

Die langen Tage durchschlafen die Jungen, von der Alten sorglich gehudert. Das Nest liegt außerhalb der Bäume im Schilf verborgen. Die Moos-eule gibt sich nicht sonderlich Mühe damit. Ein paar dürre Halme und Gräser, welkes, vorjähriges Schilf, übereinandergelegt und mit dem Körper zur Mulde ausgerundet, die fast kugeligen weißen Eier liegen direkt auf der Erde. Jetzt sind die fünf wolligen Köpfchen ganz unter den das Nest überdeckenden Flügeln der Alten versteckt. Wie die Teufelchen im Kasten, die auf einmal herausfahren und den roten Rachen zeigen. Dann öffnet sich fünffach der rote Schnappsack, die breiten, behaarten Augenlider schieben sich über die gelben Augensterne, mit schwermütig-schläfrigem Ausdruck auf und zu klappend, die bläuliche Nickhaut schimmert. Und das klagende, heisere wau-au, die sonderbaren Bewegungen erhöhen noch das seltsam Spukhafte der kleinen Geschöpfe.

Zur Zeit aber ist alles still beim Nest. Selbst die Alte scheint zu schlafen. Wenigstens hält sie die Augen geschlossen und die kleinen Federohren sind niedergelegt; deutlich zeichnet sich der weiße Schleier hinter der dunkleren Umgebung der behaarten Augenlider ab, der scharf gekrümmte schwarze Schnabel schaut kaum aus der Fülle zerschlissener weißer Federchen, die ihn umstehen. Das Federkleid, rostgelb mit schwarzen Pfeilen und Strichen, dunkler und verwaschener als beim Männchen, trägt die Alte locker und aufgebauscht. Plötzlich macht sie mit Kopf und Schnabel die sonderbarsten Bewegungen, als würge sie an etwas. Sie legt den Kopf bald auf die eine, bald auf die andere Seite, schüttelt ihn, kneift die Augen klein zusammen, knappt den Schnabel auf und wieder zu. Dann öffnet sie ihn plötzlich weit, schließt die Augen völlig, legt den Kopf zurück, hält ihn endlich nach vorn über den Nestrand und würgt einen dunkeln Knoten zutag, der aus Fell und Haaren besteht und mit Federn und Knöchelchen durchsetzt ist. Die unbequemen Reste der Mahlzeit von gestern abend. Einen Augenblick schaut sie mißtrauisch nach allen Seiten. Am blauen Himmel zieht nichts, was sie

ängsten könnte. Die Luft steht still, das Moos schweigt. Nur weiter drüben, wo das Rohr dichter wird, pumpert die Rohrdommel noch einmal: uprumb, urprumb. Da dämmert auch Mutter Eule ein bischen ein. Die Augen hält sie dabei halb geschlossen, zwischen den Lidern zieht sich ein gelber Strich. Sie sitzt und träumt und in ihren Traum spielen die langen Fühler einer großen Heuschrecke, die an einem Skabiosenstengel in die Höhe geht. Aber das lockt sie nicht aus ihrer Ruhe. Sie sitzt und träumt und hält den geöffneten Schnabel der Sonne hin. Der Heuschreck hat unterdessen den lila Blütenkopf erstiegen. Das eine der langen Sprungbeine ist schon oben zwischen den kleinen Blüten eingebettet, das andere zieht er eben nach. Da nickt die Skabiose ein bischen. Und das ist für Mutter Eule zu viel. Die Augen gehn jetzt auf. Aber zuschnappen? Nein. Es interessiert sie bloß. Sie rückt den Kopf wagrecht, erst rechts, dann links. Und dann dreht sie ihn, in Betrachtung versunken, langsam, ganz langsam, bis er fast nach unten steht.

* *
*

Wenn die Schnepfen anfangen zu streichen und sich langsam zum Zuge sammeln, kommt die Unruhe auch in die Sumpfeule. Man kann sie dann, mit ihresgleichen zu kleinen Gesellschaften vereint, um die Dämmerzeit Sümpfe, Wiesen und Felder abstreifen sehen, scheucht auch wohl einmal einige auf, die sich im Halbdunkel zwischen die Ackerfurchen geduckt — nie aber sieht man sie im Wald oder Gebirge.

Von Norden kommt Zuzug, aus Holland und den Marschländern, aus den masurischen Ebenen und aus den Tundren Lapplands, wo sie beim Schein der Mitternachtssonne in hellen Polarnächten jagten. Wenige von ihnen nehmen sogar den Kampf mit Kälte und Schnee auf sich, die übrigen ziehen, eine Zeitlang streichend, immer mehr dem Süden zu, bis die aus dem Norden Europas in Italien, Spanien und Nordafrika, die aus Sibirien in Südasien ihre Winterheimat gefunden haben, die Nordamerikaner in den südlicheren Staaten. In keinem Weltteil ist die Sumpfeule fremd. Mit dem März aber kehren sie zurück in Steppe und Sumpf des Nordens, nach stillen, gedämpftfarbigen nordischen Ebenen, nach den Zwergbirken und Heidelbeerbüschen flechtenüberzogener Tundren, wo einen Sommer lang die Sonne nicht untergeht.

Dann kehrt auch die Mooseule wieder und das Weibchen richtet das Nest zurecht und schichtet ein paar dürre Halme.

R. B. Lodge. *Middlesex, September 1898.*

Sumpfohreule.

Und außerhalb des Waldes, wo über dem glänzenden Blätterschmuck schlanker weißer Birken ein wolkenloser Himmel über der einsamen Mooswiese ruht, treibt das Männchen sein Liebesspiel. Wer Glück hat und den Platz kennt, kann es sehen, wie es hoch über den Föhren mit ruhigen, starken Flügelschlägen sich in der Luft feststellt. Wie es mit einem scharfen wau-au sich plötzlich tiefer fallen läßt, wie es wieder steigt und im Gaukelflug ein Stückchen weiter eilt und vielemal das Spiel wiederholt, bis es sich endlich senkrecht niederstürzt, gerade dort, wo im feuchten Grund das Weibchen auf den Eiern sitzt. —

Für heuer aber ist es Herbst geworden.

Seeschwalben.

Von Otto Leege.

Von den zahllosen gefiederten Bewohnern der Meeresküsten sind es vor allem die zierlichen Seeschwalben, die immer und immer wieder unsere Bewunderung erregen, an deren herrlichen Flugspielen das Auge nie müde wird, sich stets aufs neue zu ergötzen. Wohl richtet sich der Blick voll Staunens auf die kraftvollen Gestalten der Möwen, diese Bezwinger der Lüfte, die auch den schwersten Stürmen spielend Trotz bieten, aber mehr noch wie sie fesseln uns die Seeschwalben, die in der außerordentlichen Mannigfaltigkeit ihrer Flugbewegungen, in Anmut und Grazie ihresgleichen suchen. Trotz ihres scheinbar zarten Körpers, der ein verjüngtes Bild ihrer großen Verwandten darstellt, sind sie die vollkommensten Flieger. Wie die zierlichen Edelfalken sich zu den plumpen Allesfressern ihrer Sippe verhalten, so die Seeschwalben zu den Möwen. Letzteren ist jede Nahrung recht; alles was das Meer auf den Strand wirft, ob lebend oder halb verwest, wird gierig verschlungen. Ganz anders die Seeschwalben; nur erjagte, lebende Beute, die sie stoßtauchend aus der Flut hervorholen, wird verzehrt; für Meeresauswurf haben sie nur Verachtung. Dazu macht sie das wundervolle Ebenmaß der Glieder zu wahren Meisterwerken der Natur.

Seeschwalben nennt man sie, und fürwahr, der Name ist nicht übel gewählt; denn die gestreckte, zierliche Gestalt, die gewandten Bewegungen ähneln nicht wenig den niedlichen Schwalben unserer Städte und Dörfer, und die ungewöhnlich langen, schmalen und spitzigen Flügel, wie auch der tief gegabelte Schwanz erinnern uns lebhaft an die lieben, kleinen Frühlingsboten. An Größe freilich übertreffen sie diese, und wenn auch die kleinsten unter ihnen nicht sehr viel größer erscheinen, so kommen die kräftigsten den kleineren Möwenarten gleich.

Nicht weniger als siebzig verschiedene Seeschwalbenarten verteilen sich über den ganzen Erdball, von welchen die meisten die Flachküsten der See oder die kiesigen und sandigen, am liebsten vegetationslosen Ufer und Bänke der Flüsse und Binnenseen bewohnen, und ihrer Umgebung entsprechend ein mehr weißes Habit angelegt haben, weswegen man sie als weiße Seeschwalben zu bezeichnen pflegt. Der sprühende Gischt der Brandung und der sonnbeschienene blendende Sand der Küsten spiegeln sich als leuchtendes Weiß auf

der Unterseite wider, und des Himmels lichtes Blau gibt der Oberseite ihren zarten Schmelz. Andere Arten fühlen sich weniger vom Meere angezogen; das sturmbewegte brausende Element schreckt sie, und sie zogen sich zurück in die weltfernsten Sümpfe und Moräste, wo sie in tiefster Abgeschiedenheit ein stilles und zufriedenes Dasein führen. Darum auch der grauschwarze Grundton ihres Gefieders, das so ganz hineinpaßt in die düstere Sumpflandschaft, daher auch eine gewisse Melancholie, die niemals jene ungebundene Heiterkeit aufkommen läßt, die uns bei den weißen Seeschwalben so sehr anmutet. Trauer- oder schwarze Seeschwalben hat man sie darum genannt. Noch andere Arten, es sind tropische und subtropische, besiedeln die Küstenwälder und bauen, ganz entgegengesetzt der Gewohnheit der übrigen Glieder der Familie, ihre Nester auf Bäumen und Gesträuch.

Von den Brutvögeln der Meeresküsten sind die Seeschwalben im Frühjahr die letzten, die eintreffen; die Vorhut gewöhnlich Ende April, die Haupt-

Nordamerika.

Rußbraune Seeschwalbe.

masse wenige Tage später. Unter allen Seevögeln machen sie sich sofort durch ihr eigenartiges Geschrei, das mit keinem anderen verwechselt werden kann, bemerkbar; denn die Stimme aller Arten klingt auffallend ähnlich; bei allen vernimmt man ein unangenehm kreischendes Kriäh, bald höher oder tiefer, bald lang gezogen oder kurz gestoßen, bald sehr hart und rauh oder weicher, und daran schließen sich je nach der Stimmung noch andere Laute, die auch keinen Anspruch auf Wohlklang machen können. Immerhin aber sind sie dem temperamentvollen Naturell dieser Vögel angepaßt.

So wenig angenehm das Ohr durch die unharmonischen Stimmlaute berührt wird, ebenso schnell wird der häßliche Eindruck verwischt, wenn das Auge auf die zierlichen Gestalten fällt, wie sie in bewunderungswürdiger Eleganz eine nach der andern niedrig über dem Meere in sanften Wellenlinien dahingleiten. Nichts von Mühe oder Anstrengung; leicht und anmutig heben und senken sich die langen Sicheln in rhythmischem Spiel, und nur, wenn

Gefahr droht, werden die weitausholenden Flügelschläge schneller, und der mordgierige Wanderfalke und das noch gewandtere Baumfälkchen lassen bald von der Verfolgung ab, wenn sie sehen, daß ihre Flugkünste und ihre rasende Schnelligkeit noch von den lichten Seglern übertroffen werden.

Ist die Gefahr vorüber, so wird dies Tempo wieder verlangsamert, als wäre nichts geschehen; der spitze Kopf mit dem leuchtenden verlängerten Schnabel neigt sich wieder senkrecht dem Meere zu, und das flimmernde Auge durchspäht die oberen Schichten des kristallenen Wassers nach schwimmender Beute. Wie festgebannt haftet plötzlich der kleine Körper, einem rüttelnden Turmfalken gleich, in der Luft; schneller arbeiten die zitternden Flügel, Mordlust leuchtet aus den sprühenden Augen, die Spieße spreizen sich immer mehr, dann ein plötzlicher Ruck, und jäh schießt mit zusammengelegten Schwingen der Leib in die glitzernde Flut auf die nichtsahnende Beute, daß das Wasser hoch aufspritzt. Nach Sekunden taucht er wieder auf, schüttelt die Wasserperlen von sich, erhebt sich unwillig über den Fehlstoß und das Suchen und Jagen beginnt von neuem, bis die Mühe nach manchem vergeblichen Versuch belohnt wird. Am willkommensten sind ihnen kleine Fische, aber die sumpfbewohnenden Arten haschen auch nach allen möglichen Land- und Wasserinsekten und ihren Larven, selbst nach jungen Fröschen und zappelnden Regenwürmern, und die größten ihres Geschlechts bilden sich nicht selten zu Buschkleppern aus, die auf Eier und junge Vögel Jagd machen.

Wie sehr auch der Flug unsere Bewunderung erregt, so wenig Eindruck machen sie, wenn die fast Nimmermüden ruhen. Mit eingezogenem Halse sitzen sie, das Gesicht dem Winde zugekehrt, auf einer Sandbank, auf Steinen oder Pfählen steif da, ängstlich besorgt, daß ihnen kein plötzlicher Luftstoß das glatte Federkleid zerzaust. Die stark gekreuzten Schwingen und die langen Spieße richten sich höher, damit sie ja keinen Schaden leiden; die lächerlich zimperlichen Füßchen sind leicht einwärts gerichtet, und der vorhin im Fluge so große Körper scheint sich plötzlich zu verkleinern. Man sieht es sofort den zarten Rudern an, daß sie für weiteres Gehen nicht geschaffen sind; sie scheinen dem Körper nur lediglich als Stütze zu dienen; denn gewöhnlich sieht man sie nur am Nest ungeschickt einhertappen. Die anfänglich noch flugunfähigen Jungen bewegen sich an ihren Brutstätten weit geschickter als ihre Eltern und büßen erst nach und nach, wenn die Flügel stärker geworden sind, die Fähigkeit des gewandteren Gehens ein. Und doch muß man diese bald roten, bald schwarzen Füßchen mit ihren tief ausgeschnittenen Schwimmhäuten niedlich finden; denn immer stehen sie im Kontrast zur Färbung des Leibes. — Selten machen sie von ihrer Schwimmfähigkeit Gebrauch, und wenn sie sich einmal auf das Wasser niederlassen, um zu ruhen, so sind die Ruder meistens ohne Bewegung und der leichte Körper liegt einem Balle gleich auf dem Spiegel.

Nordamerika.

Rußbraune Seeſchwalbe.

Unter den Vögeln der Meeresküsten sammeln sich die meisten während der Brutzeit in Gebieten, die sie alljährlich wieder aufzusuchen pflegen und bilden hier Brutkolonien von oft sehr erheblicher Ausdehnung, die freilich neuerdings infolge fortwährender Beunruhigungen seitens der Menschen an Bedeutung abnehmen. Neben den Möwen sind es die Seeschwalben, welche die engsten Verbände untereinander schließen. Keine von allen Arten liebt das Alleinsein; stets sind sie zu Scharen vereinigt, die häufig nach Hunderten, an besonders unzugänglichen Stellen sogar nach Tausenden zählen, am liebsten jede Art getrennt. Was ist es, das sie so zusammenführt? Ist es allein der Geselligkeitstrieb? Sind es die gleichen Interessen? Oder handeln sie nach dem Grundsatze: Einigkeit macht stark? Wehe dem Feinde, der es wagt, in die Kolonie einzudringen! Wehe dem behaarten Raubgesindel, das einen Einbruch in ihre Siedlungen versucht! Wehe den Möwen, Falken, Weihen und Krähen, die sich auf bequeme Weise an Eiern und Jungen gütlich tun möchten! In grenzenloser Wut und mit wahrer Todesverachtung stürzen sie sich auf den frechen Eindringling, Hunderte umringen ihn mit wütendem Gekreisch, und selbst die stärksten Raubmöwen können von Glück sagen, wenn sie der unbedachte Einfall nur eine Handvoll Federn kostet. Gerupft und geschunden eilen sie davon und lassen sich die üblen Erfahrungen zur weisen Lehre dienen. Selbst dem schlimmsten Feinde, dem habgierigen Menschen, der ihre Eier korbweise sammelt, rücken sie oft erfolgreich auf den Leib, und wenn sie ihm auch durch Schnabelhiebe nichts anzuhaben vermögen, so versuchen sie doch, ihn durch energische Fittichschläge zu vertreiben, oder sie wenden ein noch wirksameres Mittel an, das durchweg von schnellster Wirkung ist: sie schleudern ihren flüssigen, ätzenden Kot auf ihn, daß er bald wie übertüncht aussieht.

Rührend ist die Anhänglichkeit der Gatten an ihre Jungen, die sie namentlich jener elenden Sorte von Schützen gegenüber beweisen, die es für keine Schmach halten, den hilflosen Kindern in gewissenlosester Weise die Eltern zu nehmen. Wenn auch die vor Schmerz schreiende Mutter mit zerschmetterten Gliedern auf die Erde taumelt und manche ihrem traurigen Geschicke folgt, so kommen doch immer mehr furchtlos heran, lassen alle Vorsicht außer acht, flattern mit kläglichem Laut über den Unheilstifter, und erst, wenn viele mit ihren blutenden Leibern den Sand netzen, schwingen sich die Überlebenden höher, wo sie die todbringenden Schrote nicht mehr erreichen können.

Herrliche Flugspiele schaut das Auge an sonnigen, windstillen Tagen über der Kolonie. Lustgefühl läßt sie in bedeutende Höhen hinaufsteigen; gleich blendenden Kreuzen heben sie sich gegen das lichte Blau des Himmels ab, bald stille stehend, bald in elegantem Kreisen und Gleiten, dann wieder in jähem Absturz sich völlig überschlagend, dabei ohne Aufhören schreiend.

Unterdessen sitzt der brütende Ehegenoß, bald „er", bald „sie", auf den buntschaligen Eiern und blinzelt aufwärts voll seliger Lust, als suche er unter all den vielen da oben die Erkorene. Wenn aber der Sturm die Tiefen aufwühlt, und die trüben Fluten die Beute nicht mehr erkennen lassen, dann heben schlimme Tage an und es bleibt keine Zeit zu Liebesgetändel.

Die wenigsten Seeschwalben polstern ihr Nest aus mit Grashalmen oder Würzelchen, meistens genügt eine kaum merkliche Vertiefung im flüchtigen Sande, auf trocknem Schlamme, oder auf kurzgrasigen Rasen, die drei, zuweilen auch nur zwei Eier oder bei tropischen Arten oft nur ein Ei aufzunehmen. Letztere haben dabei oft die merkwürdige Gewohnheit, auf Bäumen und Sträuchern ihre Nester anzulegen. Bei den kleineren Arten genügen zwei, bei den größeren drei Wochen, bis die reizenden Kleinen

H. K. Job. *Bird Key, Florida.*

Rußbraune Seeschwalbe.

aus den Schalen hervorbrechen. Häufig ist ein Junges schon völlig trocken im Nest und schaut bereits fröhlich umher, als mustere es die Umgebung, während das zweite die zu enggewordene Hülle durchbrochen hat und die feuchten Glieder reckt und streckt, wogegen man das dritte in der Schale piepen hört, das noch vergeblich versucht, mit dem kalkigen Körnchen auf dem weichen Schnäbelchen die Decke zu sprengen. Nachdem sich auch das letzte Geschwisterchen befreit hat, beginnen sie schon gleich, behende trippelnd ihren Geburtsfleck zu verlassen, bald hier, bald dort hinter einen Grasbüschel oder Tanghäufchen zu hocken, und dann heben sie sich so wenig von der Umgebung ab, daß man sie kaum erkennt. So halten es die Küstenbewohner, wogegen die dunklen Arten bis zu ihrer Flugfähigkeit im Neste bleiben; finden sie doch auch meistens keine Gelegenheit, auf ihren oft winzigen Schlamminselchen ihre Kräfte zu erproben und Wanderungen vorzunehmen.

H. K. Job. *Bird Key, Florida.*

Rußbraune Seeſchwalbe.

Sind die Jungen den Eiern entschlüpft, so beginnt für die Eltern eine arbeitsreiche Zeit; denn die Heranwachsenden verfügen über einen nicht endenden Appetit. Vom frühen Morgen bis zur untergehenden Sonne ist es ein fortwährendes Hetzen und Jagen zwischen den oft fernliegenden Nahrungsquellen und der Kolonie. Mit silberglänzenden Fischchen im Schnabel sieht man sie rastlos vorüberstreichen, und die vorgeweichte Nahrung wird den Jungen eingespieen.

So geht es vierzehn Tage oder drei Wochen lang, dann heben die Kleinen zum ersten Male die noch schwachen Fittiche und versuchen sich über ihre Umgebung zu erheben. Anfangs geht's noch schwer, die Kräfte waren überschätzt, und hart schlägt der Körper auf den Sand. Aber auch hier macht die Übung bald den Meister, und Alte und Junge begeben sich hinaus über die Gewässer, voran die Eltern, die Kleinen hintennach mit noch schwerfälligem Flug und heiser schreiend. Noch sind die Schwingen so gering gestreckt, der Schwanz so wenig gegabelt, das Gefieder oben so grau, — es wird noch geraume Zeit währen, bis sie den Alten gleich sind. Aber wenn sie übers Jahr aus ihren Winterquartieren im Süden zurückkehren, wohin sie in wenigen Wochen alle zusammen, den Küsten und Strömen folgend, sich aufmachen, dann unterscheidet man sie nicht mehr, und dann werden sie an derselben Stelle, wo sie ihre sorglosen Kindheitstage verlebten, glückliche Familienbande schließen.

Weiße Seeschwalben.

Wo jene schmale, lange, nordwärts gerichtete Landzunge die deutschen Meere trennt, da liegt der Westküste vorgelagert eine Reihe von größeren und kleineren Inseln, gebildet durch die zerstörende Wirkung des wilden Meeres, das hier, vielleicht schon vor Jahrtausenden, den gewaltigen Dünenringwall einer schier endlosen, reichen Küstenmarsch durchbrach, einem rasenden Riesen gleich ungestüm vordringend, jedes Hindernis hinwegräumend, tief in die Lande eindrang und nur wenige Reste entschwundener Herrlichkeit zurückließ. Bis in die neueste Zeit hinein währt dieser Titanenkampf, wird auch kein Ende nehmen, und es muß sich entscheiden, wer Sieger bleibt, die gewaltigen, rastlos ringenden Naturkräfte oder der Menschengeist, der jene Bollwerke schuf, welche dem „blanken Hans" die Grenze setzen wollen: Bis hierher und nicht weiter! — die Deiche.

So entstanden jene sagenumwobenen Halligen, die in weltferner Einsamkeit als grüne Wiesenflecke schutzlos im grauen, weiten Wattenmeer daliegen, noch immer benagt von den gierigen Fluten, bis auch sie vielleicht bald das Schicksal ihrer verschwundenen Schwestern ereilt. Kaum ein Dutzend zählt man noch an der Küste, von welchen die äußersten und kleinsten bereits entvölkert sind.

Die Reste aber jener zerstörten Dünenmauer bilden weiter nordwärts die nordfriesischen Inseln, deren Schiffer- und Fischerdörfer sich neuerdings in moderne Kurorte verwandeln und alljährlich Tausende von Fremden anlocken, die leider dazu helfen, dem Inselidyll den Allerweltscharakter aufzuprägen und ihm eine Kultur aufnötigen, die alles, was wahre Natur heißt, hinwegräumt.

Und alle diese Eilande bildeten einst Vogelparadiese, von welchen wir uns heute keine richtigen Vorstellungen mehr machen können. Liest man die prächtigen Schilderungen Naumanns aus dem Jahre 1819, in welchen er uns seine Eindrücke über das Leben und Treiben der ungeheuren Vogelmengen dieser Gebiete ausmalt, so kommen sie uns geradezu märchenhaft vor und man möchte glauben, mindestens ein Jahrtausend wäre nötig gewesen, diesen Wechsel der Dinge herbeizuführen. Wenngleich die Inseln noch heute zu den vogelreichsten Teilen Deutschlands zählen, so wird doch der aufmerksame Beobachter eingestehen müssen, daß jene herrlichen Zeiten größten heimischen Vogelreich-

Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Flußseeschwalbe. Nest mit Gelege.

L. Heatherley.

Flußseeschwalbe am Nest. Ein Ei abnorm gezeichnet.

tums unwiederbringlich vorüber sind. Aber dieser betrübenden Feststellung gegenüber sollte nunmehr auch jeder wahre Naturfreund alles daran setzen, soviel wie möglich die wenigen Reste zu erhalten suchen.

Von Husum aus, jenem Städtchen hart an der Westküste, wo der beste Kenner der schleswigschen Watten und Inseln, der treffliche Vogelkenner Rohweder, ein Menschenalter hindurch wirkte, besucht man am besten die vorgelagerten Halligen. In stundenlanger Fahrt eilt der kleine Segler bei lebhaftem Ost schnell dahin, und die helle Junisonne übergießt die nur schwach gekräuselten Wellen mit flüssigem Silber. So geht's vorüber an den großen Marscheninseln Nordstrand und Pellworm, über deren hohe Deiche hinweg zahlreiche Siedlungen ragen, die uns schon vermuten lassen, daß hier nicht auf allzuviel Vogelleben zu rechnen ist. Noch winkt aus der Ferne die malerische Turmruine Pellworms, in der noch Turmfalken hausen, und auf deren zerbröckelten Spitze seit langen Jahren ein Storchenpaar alljährlich seine Jungen aufzieht, während zur Linken in schattenhaften Umrissen die kleinen Halligen

Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Brütende Flußseeschwalbe.

Südfall und Süderoog, die noch viele Strandvögel beherbergen, verschwinden, aber keinen Vergleich mit dem unbewohnten, winzigen, am weitesten nach Westen vorgeschobenen Norderoog aushalten, wohin wir jetzt unsern Kurs richten.

Inzwischen hat die Ebbe eingesetzt und lockt alle die leichtbeschwingten Bewohner der Inseln hinaus aufs weite Watt, wo jetzt unter den schnellfüßigen Watern eine Jagd anhebt, als ginge es auf Leben und Tod. Und doch sind diese Nahrungsgründe nach jedesmaligem Zurücktreten der Flut so unendlich reich an winzigen Lebewesen, daß gewiß die tausendfache Zahl von Vögeln in kurzer Zeit gesättigt sein würde. Über dem Wasser aber schwingen Hunderte von Seeschwalben ihre spitzen Schwingen und äugen gierig in die durchsichtige Strömung, bis ein unvorsichtiges Fischlein der Oberfläche zu nahe gekommen im Nu erhascht wird. Gesättigt eilen alle nach dem heimischen Strande zurück und pflegen der Verdauung, wenn nicht die brütenden Weibchen ihren Ge-

L. Heatherley.

Brütende Flußseeschwalbe.

bietern Veranlassung geben, auch ein wenig für sie zu sorgen und Nahrung herbeizutragen.

Da liegt es vor uns, das durch Naumann so berühmt gewordene Norderoog, dessen Name noch genannt werden wird, wenn die nagenden Fluten längst die letzte Scholle weggerissen haben. Und diesem Schicksal ist es mit Sicherheit verfallen; nur fragt es sich, wie lange es noch währen mag, bis das grimme Meer auch die letzten Reste zertrümmert. Nur ganz wenig erhebt sich die grüne Wiese, die von Wasserprielen durchfurcht ist, über seinen Spiegel, und besonders im Schutze höherer Dünengräser der schwach angedeuteten Düne nisten zahlreiche Seevögel auf der noch keine 20 Hektar großen Hallig.

Hier war es, wo vor 90 Jahren der große Meister Naumann Millionen von brütenden Kaspischen Seeschwalben sah, und wenn wir heute seine begeisterten Schilderungen über seine damaligen Eindrücke lesen, und die jetzige kleine Schar von 600 Paaren damit vergleichen, die hier zugleich die letzte

Siedlung an der deutschen Nordsee bilden, dann ist das Herz tief bekümmert und unwillkürlich fragt es: Wann werden die letzten verschwunden sein? Sie, die vornehmste, schönste und kühnste aller weißen Seeschwalben hat ihr Heimatrecht verloren durch Habgier und Mordlust gedankenloser und wahnwitziger Menschen. Möge dieser aussterbenden Art das nächste Kapitel gewidmet sein.

Abseits liegen die Brutgebiete der Küstenseeschwalbe, welche der bekanntesten aller deutschen Seeschwalben, der Flußseeschwalbe, am ähnlichsten sieht, so daß der Insulaner, der doch seine Vögel genau kennt, beide Arten nicht unterscheidet. Ehemals war die Küstenseeschwalbe am Saume der deutschen Meere wohl in gleicher Weise allgemein verbreitet, bis in den sechziger Jahren auf den ostfriesischen Inseln die Flußseeschwalbe ihre Schwester fast völlig verdrängte, wogegen sie auf den nordfriesischen Eilanden und am Ostseestrande noch heute unbestritten die Herrschaft führt. Erst in den letzten Jahren scheint sie an Ost- und Westfrieslands Gestaden ihre ursprünglichen Rechte wieder gewinnen zu wollen. Wie schon ihr Name sagt, ist sie echter Küstenvogel, und von sämtlichen Gattungsgenossen erstreckt sich ihr Brutgebiet am weitesten polwärts. Nebeneinander gestellt vermag sie auch der Laie zu unterscheiden. Die kaum merklich kleinere Küstenseeschwalbe trägt längere Spieße; Füße und Schnabel sind völlig korallrot, bei der Flußseeschwalbe hingegen mennigrot, und die schlanke Schnabelspitze zeichnet sich schwärzlich.

So wenig die körperlichen Unterschiede beider hervortreten, so wenig verschieden ist auch ihre Lebensweise, doch wird der aufmerksame Beobachter nach einiger Übung sie auch am Fluge, an der Stimme, ihrem Gebaren und an ihrer Vorliebe für gewisse Brutgebiete unterscheiden lernen.

Drüben, auf der kurzgrasigen Wiese, wo die charakteristischen Salzgräser unserer Küsten, der kräftige Meerdreizack, der silbergraue Seewermut, die rosaleuchtende Grasnelke, der kriechende Erdbeerklee und die weißen Kreuze des Löffelkrauts einige Monate hindurch wetteifern, die sonst so trostlose Einöde bunt zu färben, da richtet auch unsere Küstenseeschwalbe am liebsten ihre Kinderstube ein; nicht zwar in jenem Gedränge, wie es die Kentische liebt, immerhin aber doch so nahe beisammen, daß es einer gewissen Vorsicht bedarf, die Gelege nicht zu zertreten. Nicht abgeschlossen für sich, wie jene, nein, gern duldet sie, die Harmlose, Sanftmütige, andere Strandvögel unter sich, und angenehm berührt ihre Friedfertigkeit im Gegensatz zu ihren nächsten Stammesgenossen. Nickende Rotschenkel, schnellfüßige Halsband- und Seeregenpfeifer, quiekende Austernfischer und behäubte Kibitze bewegen sich zwischen ihnen, als hätten sie immer zueinander gehört, und wenn es auch ab und zu kleine Neckereien gibt, arten diese doch nie zu Raufereien aus. Immer fröhlich und guter Dinge verderben sie weder sich noch anderen die Stimmung. Die Anlage des Nestes verschafft ihnen keine Sorgen; ohne lange zu wählen drücken sie

L. Heatherley.

Brütende Flußseeschwalbe.

irgendwo das Gras nieder, meistens keine weitere Unterlage benutzend und legen ihre drei, auf den westlichen Inseln in der Regel zwei Eier, darauf, aus denen nach fünfzehn Tagen die niedlichen Dunenjungen hervorschlüpfen, die manchmal schon an ihrem Geburtstage die Nestmulde verlassen, hinter Grasbüscheln und Tanghäufchen kauernd sich von den Eltern mit kleinen Heringen und anderen Fischchen päppeln lassen, bis sie nach weiteren vierzehn Tagen den Alten fliegend aufs Meer folgen können. Ruhelos streifen sie umher, bis Ende August oder im Anfang des Septembers die große Wanderfahrt beginnt, die sie weit abwärts nach Afrika und Südamerika führt.

Die Flußseeschwalbe stellt sich mit voriger in den letzten Apriltagen an unseren Meeresküsten ein und ist noch mehr wie hier an allen ihr zusagenden Örtlichkeiten im Binnenlande verbreitet; vor allem im Mündungsgebiet der Flüsse, aber auch diese weit hinauf und besonders an größeren Landseen, sofern es ihnen nicht an flachen, sandigen oder kiesigen, seichten und nackten Ufern fehlt, wo sie in völliger Abgeschiedenheit sorglos

den Sommer verleben können. Von den weißen Seeschwalben ist sie daher die bekannteste, wie auch schon die zahlreichen Volksnamen andeuten, und vom Polarkreis erstreckt sich ihr Brutgebiet durch ganz Europa, das gemäßigte

Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Junge Flußseeschwalben.

Asien und Nordamerika, während sie die Winterquartiere mit der vorigen Art teilt.

Auf den nordfriesischen Inseln kommt sie nur vereinzelt, auf den ost- und westfriesischen Inseln dagegen recht zahlreich vor, und hier ist sie von

L. Heatherley.

Fütternde Flußseeschwalbe.

sämtlichen Arten die häufigste, ebenso ist es an den inneren Buchten der schleswig-holsteinischen Ostküste, wogegen der vorliegende äußerste Küstensaum ausschließlich von der Küstenseeschwalbe bewohnt ist. Auf dem Memmert, einer kleinen Nordseeinsel zwischen Juist und Borkum, leben beide Arten einträchtlich nebeneinander, doch findet man die Nester der arktischen Art stets auf grünem Rasen, die der Flußseeschwalbe meistens auf flüchtigem Dünensande und im Muschelgeröll. Bald liegen die drei Eier, welche die Größe von Kräheneiern haben, auf purem Sande, bald ist eine geringe oder auch dichtere Unterlage aus Muscheln, dürrem Grase, Würzelchen oder Meeresauswurf geschaffen. Die Eier beider Arten variieren in Form und Farbe außerordentlich und sind nicht zu unterscheiden. Auch in ihrem Gebaren am Neste wie in ihrer ganzen Lebensweise ist an solchen Plätzen, wo sie gemeinsam hausen, kaum ein Unterschied zu spüren. Aber es fehlt ihr die Sanftmut und Verträglichkeit jener; ihr Temperament ist aufbrausend, zanksüchtig, und oft genug gibt es auch Händel, nicht nur mit den übrigen Vögeln, die mit ihr das Brutgebiet teilen, sondern auch mit ihresgleichen. Nicht allein die raublustige Möwe, die sich an ihren Eiern oder Jungen delektieren möchte, greift sie mit

L. Heatherley.

Fütternde Flußseeschwalbe.

Erfolg tollkühn an, auch dem gut bewehrten, ewig ruhelosen kreischenden Austernfischer macht sie zu schaffen, und wenn sie auf den harmlosen Rotschenkel oder Kiebitz stößt, so scheint es mehr übermütige Neckerei zu sein. Ihr Flug ist wie bei allen Meerschwalben elegant und abwechslungsreich. Bald gleitet sie unter langsamen Flügelschlägen gleichmäßig dahin, bald fährt sie aus größerer Höhe mit fabelhafter Schnelligkeit unter kühnen Schwankungen abwärts, und wenn ein Mensch in ihr Brutgebiet eindringt, sammeln sich bald Hunderte über ihm, rütteln lange auf einem Fleck oder stoßen erbittert auf ihn nieder und schreien wild durcheinander: Kipp, kipp, kipp, kier, kier, kriäh. Viel weicher und sanfter klingt das mehr klagende Kier, krieh, krieh der Küstenseeschwalbe, an dessen Stelle in der Erregung allerdings häufig ein etwas kreischendes Räh tritt. Werden die Flußseeschwalben während der Brutzeit durch Eierräuber nicht belästigt, so sind die letzten Eier gewöhnlich gegen Mitte Juli ausgebrütet, und gegen Ende des Monats liegen die Kolonien verödet; denn Alte und Junge verstreuen sich nun über die endlosen Watten,

Steenkuizen. *Insel Schoe van Holland.*

Küſtenſeeſchwalbe, Brutkolonie.

L. Heatherley.

Flußseeschwalbe, ihr Junges mit einem Sandaal fütternd.

fischend und lärmend, bis der flacher werdende Sonnenbogen sie im September zur Abreise mahnt. Täglich werden es weniger, und alle sehen sich bald wieder in jenen fernen Gebieten, wo auch die Küstenseeschwalbe überwintert.

Die Zwergseeschwalbe fehlt keiner Nordseeinsel, selbst nicht den kleinen Halligen; an der Ostsee ist sie spärlich, bewohnt aber auch die Ufer von Flüssen und Landseen, wenn sie sandig oder kiesig sind. Die Nordgrenze ihres Verbreitungsgebiets liegt in Jütland, die Südgrenze in Nordafrika und in Asien bis zum nördlichen Indien. Kolonien, die nach vielen Hunderten zählen, wie bei voriger, kennt man nicht an unseren Küsten, meistens sind es Gesellschaften von wenigen, ausnahmsweise solche bis zu fünfzig Paaren. Kleiner als alle übrigen Arten ist sie mit keiner zu verwechseln, und wenngleich sie die Hauptmerkmale aller übrigen Meerschwalben trägt, ist sie doch an der weißen Stirn, dem orangegelben Schnabel und den gleichgefärbten Füßen unverkennbar.

Einsamkeit ist ihr Bedürfnis, und sie meidet mehr, als alle übrigen Strandvögel, die Gesellschaft anderer Arten. Am eintönigen Dünenfuß, auf Sandbänken und Landzungen, die selten überflutet werden oder auf übersandeten Weiden, die mit Muschelgeröll überzogen sind, richtet sie sich ein und

M. Behr. *Norderoopе, 15. Juni 1907.*

Flugbild der Flußseeschwalbe.

scharrt mit der Brust eine kleine Mulde, die sie mit wenigen Muschelbröckchen auszukleiden pflegt. Es hält sehr schwer, die drei elstereigroßen, glanzlosen Eier, die auf gelblichem oder weißlichem Grunde braune bis schwärzliche Flecke und Punkte tragen, zu finden, weil sie sich von der Umgebung kaum

Küstenseeschwalbe. Alte und junge Vögel bei Sturm.

abheben. An den entferntesten und einsamsten Plätzen, wo Millionen verbleichte Muschelschalen den weißgelben Flugsand überschütten, zierlich gerippte Herzmuscheln, glatte radialgestreifte Strahlkörbe, krause Bohrmuscheln, niedliche Tellinen und handgroße, blendendweiße Klaffmuscheln im buntesten Durcheinander umherliegen, da befindet sich auch sicher eine kleine Niederlassung von Zwergseeschwalben. Die Todesstille, die sonst an solchen Stätten zu herrschen pflegt, wird einige Monate hindurch unterbrochen durch das heitere Liebesleben dieses stets munteren und beweglichen Vogels. Zeigt sich ein Wanderer an diesen abgelegenen, selten besuchten Feldern, dann sind auch gewiß im Nu einige Dutzende von ihnen da, die sich lärmend in der Luft über ihm balgen, ihr helles Witt, witt, kwitt, kwitt unaufhörlich ausstoßen, dazwischen harte Krrrt-Laute hören lassen, oder die verschiedenen Rufe wechselvoll aneinander reihen. Das Flugspiel ist dabei so anmutig und gewandt, daß es von keiner anderen Seeschwalbe erreicht wird; nur die Kentische, deren verkleinertes Abbild sie ist, tut es ihr etwa gleich. Rascher als die anderen schlägt sie die Schwingen im Fluge, und wenn sie in den Prielen der Watten der Fischerei obliegt, so stößt sie mit solcher Wucht auf ihre Beute, daß selbst Flügelspitzen und Spieße völlig im Wasser verschwinden.

Ihr Hang zur Einsamkeit geht so weit, daß sie sich von allen übrigen Strandvögeln in der Brutzeit absondern, und wenn diese sich in ihrer Nähe anzusiedeln versuchen, die kleinen Seeschwalben das Feld räumen. Nur mit dem Seeregenpfeifer halten sie an den Meeresküsten gute Freundschaft, auf den Sand- und Kiesbänken der Flüsse mit dem Flußregenpfeifer. Gegen Mitte September ziehen auch die letzten fort in ihre Winterquartiere, die sich bis nach den Sundainseln hinaus erstrecken.

Als Naumann das berühmte Vogelländchen Norderoog verlassen hatte, wandte er sich der nördlich gelegenen Insel Amrum zu, deren Vogelleben keinen Vergleich mit dem der kleinen Hallig aushielt. Aber eine Seeschwalbe traf er dort an, die auf keiner andern Nordseeinsel wiedergefunden wurde, die Paradiesseeschwalbe. Wie schon der Name andeutet, dürfte sie wohl für sich das Recht in Anspruch nehmen, als die schönste aller Seeschwalben bezeichnet zu werden. Kleiner als Fluß- und Küstenseeschwalbe, aber größer als die Zwergseeschwalbe erinnert sie in der Färbung ihres schlanken Schnabels an die Kentische, wogegen die Füße gelbrot gezeichnet sind und denen der übrigen vorhin genannten Arten ähneln. Die schmalspitzigen Spieße sind bei ihr relativ am längsten, und wenn auch das Federkleid mit den übrigen auffallende Ähnlichkeit zeigt, so unterscheidet es sich doch durch einen prächtig wirkenden rosafarbenen Hauch, der sich über das Weiß der Unterseite ausbreitet. „Die beiden von mir gesehenen Paare bewohnten eine dürre, sandige, mit Heidekraut, Rauschbeeren und halbdürrem Sandhafer stellenweise mehr oder weniger dicht besetzte, etwas erhöhte Fläche gleich hinter

den hohen Dünen der Insel. Ich fand nur das Nest des einen Paares. Der halbverdorrte Sandhafer stand auf dem Platze etwas dichter, mit niedrigem Heidekraut und dergleichen vermischt, und einer jener Büschel enthielt das Nest mit zwei Eiern, die denen der Küsten- und Flußmeerschwalben sehr ähnlich sahen." (Naumann.) Leverkühn, Rohweder und andere Vogelkenner trafen in den neunziger Jahren regelmäßig wieder zwei Brutpaare auf Amrum an, ebenfalls auf der Südspitze von Sylt, und der letzte Bericht über das Vorkommen dieses interessanten Vogels stammt aus der Feder Rohweders aus 1904. Vielleicht hat sich inzwischen die Prophezeiung Leverkühns erfüllt: „Auf den nordfriesischen Inseln sind die Jahre der Dougallschen Seeschwalbe gezählt." Als seltener Gast wird sie hin und wieder an der Ostsee und der niederländischen Küste angetroffen, als Brutvogel aber lebt sie an den Gestaden des Atlantik und Mittelmeers, an den Küsten Afrikas und Asiens bis hinab nach Australien.

Von Amrum segelte Naumann weiter nordwärts nach dem langgestreckten Sylt, das seit jener Zeit nicht nur von seinem landschaftlichen poetischen Zauber viel eingebüßt, sondern auch seinen Vogelreichtum größtenteils verloren hat. Hier schaute er zuerst die Sturmmöwe und die Eidergans am Brutplatz, und seine Begeisterung kannte keine Grenzen, als er auf der nördlichen Halbinsel, dem Ellenbogen, die Königin der Seeschwalben, die Kaspische oder Raubmeerschwalbe in 200 300 Brutpaaren in unmittelbarer Nähe einer riesigen Kolonie der Brandseeschwalbe bewundern durfte. Seinen ersten Eindruck schildert er folgendermaßen: „Vor uns hin dehnt sich der Nistplatz der großen Kaspischen Meerschwalben aus; wir sehen diese königlichen Vögel in ihren schneeweißen, oben silbergrauen Gewändern, mit den samtschwarzen Kopfplatten und ihren großen hellroten Schnäbeln vom Vordergrunde bis weit hinaus, teils sitzend und wie immer mit den Köpfen gegen das Wasser gerichtet, bei und auf ihren, in kleinen Vertiefungen des Sandes liegenden Eiern, teils fliegend in verschiedenen Bewegungen, auch wie sie hier den großen Rachen weit aufsperren, mit aufgeblasener Kehle und vorgestrecktem Halse ihre krächzende, raben- oder reiherartige Stimme ausstoßen; andere, wie sie mit stillgehaltenen weit ausgebreiteten Flügeln sanft dahinschweben, wieder andere, wie sie in möwenartigem Fluge mit langsamen Flügelschlägen sich aufschwingen, sich schwenken." Und das Schicksal dieser einst so imposanten Brutgesellschaft, „der einzigen Kolonie in den Küstenländern Westeuropas?" Unvernunft und Habgier, vor allem aber jene Sorte von Sammlern, die nicht eher befriedigt ist, bis auch das letzte Ei von den „Letzten ihres Stammes" ihren Schubläden eingereiht ist; sie haben den Untergang verschuldet. Vergeblich versuchten die Verfolgten in der näheren Umgebung neue Niederlassungen zu gründen, bis die Behörden sich der Heimatlosen annahmen, und unter ihrem Schutze brüten jetzt an alter Stätte alljährlich gegen

M. Behr. *Sylt, 30. Juni 1907.*

Raubseeschwalbe. Dunenjunge.

zwölf Paare, deren Gelege oft genug vom Flugsande überschüttet werden. An den deutschen Küsten der Ostsee ist sie längst ausgerottet, auch an den dänischen, schwedischen und russischen Küsten dürfte sie verschwunden sein, aber am

M. Behr. *Sylt, 30. Juni 1907.*

Raubseeschwalbe. Flugbild.

Saume des Mittelmeers, in Afrika, im mittleren und südlichen Asien, in Australien und Nordamerika ist sie noch zahlreich.

Um den 20. April kommen sie plötzlich an ihren Sylter Brutstätten an, und die wenigen Paare verleihen dem jetzt so verödeten Ellenbogen ein eigenartiges Gepräge. Die zahllosen Brandseeschwalben, die einst ihre Nachbarn

Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Zwergseeschwalbe am Nest.

waren, sind völlig verschwunden, und nur noch Küstenseeschwalben und wenige Zwergseeschwalben teilen mit ihr das Gebiet. Schon von weitem tönt uns ihr kreischendes Kräik, kräik entgegen, und wer sie zum ersten Male sieht, sollte diese krähengroßen Vögel eher für Möwen als für Seeschwalben ansprechen, besonders dann, wenn sie schwebend wie diese vorübergleiten oder langsamen, schwerfälligen Fluges dahin ziehen. Die vielbewunderte Eleganz der Seeschwalben ist ihnen verloren gegangen, und wenn sie der Fischerei obliegen, verschwindet beim Stoße der Körper nicht völlig, sondern nur der rote Krähenschnabel furcht das Wasser. Ihrer Räubereien wegen ist sie bei ihren Nachbarn gefürchtet und gehaßt, und Eier- und Jungenraub sind bei ihr an der Tagesordnung. Der Schwanz, verhältnismäßig viel kürzer als bei den übrigen Arten und auch weniger tief gegabelt, fällt im Fluge sofort auf, und in der Nähe gesehen stechen die schwarzen Füße stark gegen die Unterseite ab, doch zeigt sie im übrigen, im Bau und in der Färbung ganz die Merkmale der anderen Seeschwalben, nicht aber in ihrem Temperament, das zu einer ge-

Steenhuizen. *Texel, Holland, Juni 1905.*

Brütende Zwergseeschwalbe.

wissen Melancholie zu neigen scheint. Der leichte, fröhliche, neckische Sinn jener fehlt ihr völlig. Dicht am Meeresstrande im lockeren Sande liegen die Nestmulden nahe beisammen, und die zwei, selten drei hühnereigroßen Eier, die denen der Austernfischer in der Farbe nahe stehen, sind ohne Unterlage auf den kahlen Sand gebettet und in knapp drei Wochen ausgebrütet. Schon Ende August oder in den ersten Septembertagen nehmen sie Abschied.

Die letzte Art von weißen Seeschwalben, welche an unserem Küstengebiet brütet, ist die Lachseeschwalbe. Zwar ist sie nie auf einer Nordseeinsel brütend vorgekommen, wohl aber in Schleswig-Holstein und an den Gestaden der Ostsee, und wer von den nordfriesischen Inseln aus auch noch diese siebente europäische Art an ihren Brutstätten kennen lernen will, der hat es nicht allzu weit bis an den Ringkjöbingfjord an der Westküste Jütlands, wo die dänische Regierung den Vögeln eine großartige Freistätte gewährte, die von keinem Unberufenen betreten werden darf. Hier nisten friedlich nebeneinander verschiedene Arten, deren Tage bei uns bald gezählt sein dürften, so neben der Lachseeschwalbe vor

allen Dingen die Zwergmöwe und die Avosette. Von Jütland abwärts bis zum Mittelmeere, in Mittel- und Südasien, Nordaustralien und dem östlichen Nordamerika sind Kolonien von ihr gefunden, die zwar nie so dicht bewohnt zu sein scheinen, wie die der meisten anderen Arten. Sie ist kein echter Küstenvogel, sondern fühlt sich ebenso heimisch an größeren Landseen, Sümpfen und Lagunen, wo sie mit Vorliebe auf kurzem Rasen ihre Nestmulde scharrt, mit Würzelchen und trocknem Grase polstert und darauf ihre zwei bis drei Eier legt, die etwas kleiner als die der Brandmeerschwalben sind, diesen aber sonst in der Zeichnung sehr ähnlich sehen, sich aber durch den mehr grünlichen Grundton unterscheiden. In der Größe kommt die Lachseeschwalbe ihr am nächsten, doch ist der Schnabel kürzer und völlig schwarz wie die Füße, auch ist der Schwanz weniger tief gegabelt. Wie jene liebt sie die Gesellschaft anderer Arten, ist aber gesellig gegen ihresgleichen und erinnert in ihrem Betragen mehr an die Raubseeschwalbe. Ihr schneller Flug ist leicht und gewandt, und ihre gellende Stimme klingt wie ein höhnisches Lachen: Hä hä hä. Neben Fischen frißt sie Wasserinsekten und ihre Larven, erhascht im Fluge alle möglichen Kerbtiere, folgt aber auch dem Pfluge des Landmanns und plündert nicht selten die Nester anderer Vogelarten. Aber auch sie hat ihre Feinde, und Möwen, Raben und größere Falken schonen weder sie, noch ihre Kinder und Eier.

Sehr nahe steht diesen weißen Arten der deutschen Meere die Rußbraune Seeschwalbe, welche die tropischen und subtropischen Gestade des Atlantischen, Großen und Indischen Ozeans bewohnt, aber auch wiederholt an den europäischen Küsten gesehen und erbeutet wurde. Von der Größe unserer Brandseeschwalbe unterscheidet sie sich von ihr durch die rußfarbene Oberseite. Auf den einsamen Inseln und an den unwirtlichen Küsten jener Weltmeere brüten sie bald auf nackten Felsen, bald unter Gebüsch und legen an manchen Orten drei Eier, an anderen nur ein einziges. Mit Fregattvögeln, „den Adlern der See" und Tropikvögeln, den „Söhnen der Sonne" teilen sie dieselben Brutgebiete. Sobald die Brut herangewachsen ist, verlassen alle die Stätten kurzen Familienglücks, ruhelos auf dem Meere umherschweifend, und wenn sie reißenden Fluges des Seefahrers Wege kreuzen, dann weiß er, daß die Küste nicht mehr allzu fern ist.

Die Brandseeschwalbe.

Von der Möle aus schweift der Blick hinüber über das weite, sonnbeleuchtete Watt zu den friesischen Inseln, deren Umrisse sich scharf gegen den Horizont abzeichnen. Noch vor wenigen Stunden sah man dort, wo jetzt die Sonnenstrahlen mit den plätschernden Wellen spielen, endlose grauschwarze Schlammfelder, scheinbar völlig leblos. Aber nur scheinbar; denn zahllose Schwimmer und Water trippelten und jagten an den Rinnen und Lachen, in denen Krebstierchen, Würmer und anderes Seegetier einander hetzten und mordeten, um dann den geflügelten Wattbewohnern zur Beute zu fallen, die nach reicher Mahlzeit in behaglicher Ruhe der Verdauung pflegten. Aber jetzt bei steigender Flut kommt Leben in die Gesellschaft. Durch die Seegatten, Balgen und Prielen drängt mit Ungestüm die schäumende See und verwandelt in kurzer Zeit die rinnendurchfurchte Niederung in eine weite, sanft wogende Wasserwüste. Langsam aber stetig steigt das feuchte Element; höher und höher gleitet es über die letzten Sandbänke hinweg, auf denen der Fuß keinen Halt mehr findet, und ein Trupp nach dem andern erhebt sich in die Lüfte, um in herrlichen Flugspielen sich die Zeit zu vertreiben, bis die Flut sich wieder verlaufen hat.

Der April neigt sich seinem Ende zu; schlimme Sturm- und Regenzeiten wechselten mit wenigen sonnigen Frühlingstagen, aber jetzt kommt er, der langersehnte Lenz; zwar nicht in Blumenflor und Blütenduft, nicht mit Finkenschlag und Nachtigallenrausch, die Küsten der Nordsee verleugnen niemals ihren ernsten, melancholischen Grundton. Die Blüten des beginnenden Frühlings sind unscheinbar und duftlos, kaum jemand achtet ihrer; die unzählbaren vorübereilenden Wandervögel lassen sich keine Zeit zum fröhlichen Liede, schweigend richten sie ihren Kurs ostwärts, und die, welche die gütige Natur an den einsamen Gestaden zum Bleiben zurückließ, sind tonlos. Ihre wenigen Laute sind abgestimmt auf Sturmgebraus und Meeresrauschen.

Das schneeige Segel des flinken Kutters bläht sich in der frischen Morgenbrise, und mit Blitzesschnelle durchfurcht der Kiel die entgegenstehende Flut, vorbei an roten und schwarzen Seetonnen, die im tiefen Wasser an schwerer Kette gefesselt, vom Seegang in gleichmäßigem Tempo auf- und nieder-

ringend, den Schiffen im Labyrinth der Watten den Weg weisen sollen. Doch was wiegt sich drüben auf der schwarzen Plattform der wirbelnden Tonne? Scharf heben sich die Umrisse leuchtend weißer Vögel ab. Es scheinen kleine Möwen zu sein. Doch dafür ist der Körper zu klein, die Füße zu niedrig, Leib und Haltung zu sehr gestreckt. Näher gleitet das flüchtige Fahrzeug vorüber, deutlich erkennt man die kurzen dunkeln Füße, den kräftigen, schwarzen Schnabel mit gelblicher Spitze, das matte Blau des Mantels, das so wunderbar zu der übrigen blendenden Reinheit des Gefieders harmoniert, die samtschwarze Kappe, deren gesträubtes spitzes Nackengefieder den Kopf größer erscheinen läßt, als er ist. Plötzlich strecken sich die sehr langen, schmalen Fittiche, und mit hastigem Ruck erheben sich die schlanken Leiber gegen den blendenden Äther; die Spieße des Schwanzes gabeln sich, und man vernimmt ein widerwärtig krächzendes „kierrriet", so laut und schrill, daß man schier darüber erschrickt. Mit eiligen, tiefen Flügelschlägen eilen sie dahin und sind bald den Blicken entschwunden, aber noch hallt aus der Ferne ihr herber, wilder Ruf über die weite Wasserwüste.

Unverkennbar ist diese Art, die kentische oder Brandmeerschwalbe, und wer sie einmal in ihrem Elemente sah und hörte, dem werden sich die Eindrücke unvergeßlich einprägen, und für alle Zeit wird er sie von allen ihren vielen Artgenossen, deren Unterscheidung keineswegs so einfach ist, zu trennen wissen.

Die Brandmeerschwalbe ist die erste ihrer Sippe, die an den Küsten der Nordsee eintrifft, und wie der Binnenländer die Ankunft des Storches als frohe Frühlingsbotschaft aufnimmt, so weiß der Bewohner der Inselgestade erst beim Kommen der Seeschwalben, daß nun wirklich der Lenz begonnen hat. Fluß-, Küsten- und Zwergseeschwalbe lassen jetzt auch nur noch wenige Tage auf sich warten; und die ödesten, weltfernsten Gebiete beherbergen in wenigen Wochen Tausende von ihnen, die ein fröhliches, wenn auch nur wenige Monate währendes Eheglück genießen wollen. Aber nicht gleich halten sie Umschau nach ihren vorjährigen Heimstätten; zunächst vagabundieren sie noch etliche Wochen umher, bis sie an die Gründung ihres Haushaltes denken.

Da, wo nach Osten hin auf den langgestreckten Eilanden die furchtbaren Winterstürme die flüchtigen Sandmassen zu wilden, grotesken Dünen aufhäuften, wo die Fluten ungeheure Mengen buntfarbener Muschelschalen im wüsten Durcheinander über weite Sandfelder ausschütteten, wo im feinkörnigen, völlig sterilen weißen Sande spärliche Dünengräser ihre starren Halme aufwärts richten, da besonders hat man ihre Niststätten zu suchen. Nirgends kommt den lebenden Wesen die Vergänglichkeit alles Irdischen mehr zum Bewußtsein, als gerade an diesen Stätten, und was heute das Meer aufbaut, das reißt es morgen nieder. Vergeblich sucht die Schwalbe

Steenhuizen. *Insel Schouwen, Holland, Juni 1904.*

Brandseeschwalbe. Gemeinsame Brutkolonie mit Lachmöwen.

nach ihren alten Nistplätzen; alles ist anders geworden, und sie muß sich bequemen, weiter an der Düne, oft in der Randzone der höchsten Winterfluten, wo diese den Auswurf des Meeres aufhäuften, oder gar selbst im niedrigen Rasen der salzigen Außenweide ihr Nest zu bauen. Aber als echtes Kind des Meeres meidet sie den geschützten Talkessel; sie fordert den Blick auf das weite, ungestüme Meer, dem sie ihre Beute abtrotzt, mag es wollen oder nicht.

Glühend heiß brennt die Sonne in den letzten Maitagen auf die weißen Dünen hernieder. Kein Lüftchen regt sich; steif und starr recken die grauen Halme ihre Ähren aufwärts. Keuchend schleppt sich der Wanderer durch den glühend heißen, feinen Sand, tief einsinkend, aber jede Fährte ist sofort verwischt, denn die nachrieselnden Körnchen glätten alle Unebenheiten. Nirgends Leben; nur an den goldigen Blüten des Hornklees wiegen sich honigschlürfende Bienen, an den Sandlehnen saugen gelbbrüstige Schlupfwespen die prallen Strahlen der Nachmittagssonne ein, und ein unsanft aus behaglicher Ruhe aufgeschrecktes Kaninchen eilt unter possierlichen Kreuz- und Quersprüngen einer der vielen Röhren zu, die es mit einer prächtigen Brandgans teilt. Mühsam ist der letzte Dünenhang erklommen, und der Blick gleitet über das weite, hohe Muschelfeld, das sich endlich in die bleierne See verliert. Da, wo beide ineinander übergehen, begegnet das Auge phantastischen Formen. Sind's gigantische Menschen- oder Tierkörper, sind es die Segel eines ankernden Fahrzeuges? Nichts von alledem; die Sonnenglut verwandelt die Wasserflut in feinste Dünste, die zitternd aufsteigend dem Strandgut bizarre Formen verleihen und ihm Leben einzuhauchen scheinen. Wie auf dem weißen Sande die zahllosen, auf dem Meeresgrunde buntfarbigen, jetzt von der Sonne gleichmäßig gebleichten vielgestaltigen Muschelschalen glitzern und gleißen! Aber noch blendender wirken jene leuchtend weißen Punkte inmitten dieses Muschelchaos. Was mag es sein? Behutsam und mit gespannter Aufmerksamkeit geht es weiter. Noch dreißig, vierzig Schritte, da nehmen jene Flecke Leben an; spitze, weiße Schwingen strecken sich aufwärts, und „kirrhiet, kirrhiet" ertönt es scharf und durchdringend. „Kirrhiet" antwortet es von der See herüber, und mit wuchtigen Flügelschlägen strömen sie von allen Seiten eilend herbei, die herrlichen kentischen Seeschwalben, angelockt durch den Warnungsruf der wenigen zurückgebliebenen brütenden Weibchen, die der Häuslichkeit Sicherheit zu wahren haben. Der eben noch, wenn auch wegen der erschlaffenden Hitze nicht mit sonderlichem Eifer betriebene Fischfang wird unterbrochen, gilt es doch, die Heimstätten gegen freche Eindringlinge zu schirmen. Ohrbetäubend, sinnverwirrend wogt und wirbelt, flattert und flimmert, schwirrt und schwebt, kreischt und knirscht es über den Brutstätten, Tausende von sichelförmigen Fittichen kreuzen sich und klatschen zusammen, und wie die Flocken eines

dichten Schneegestöbers hasten die erregten Vögel über- und durcheinander. Immer mehr senken sich die Massen, immer dreister umgleiten sie den Störenfried, bis ihre Flügelspitzen sein Antlitz berühren, und er erschrocken die Angreifer abwehrt. „Klatsch, klatsch" kommt es von oben hernieder, und nur zu deutlich zeichnen sich die breiig kalkigen Geschosse auf Hut und Rock. Der Neugierige hat Grund genug, den Blick abwärts zu richten, denn schon die dicht zusammenstehenden Nester mahnen zur Vorsicht, will man nicht den Inhalt zertreten. Doch Nester? Nein, kaum sich abhebende flache Mulden sind's, nackt oder mit wenigen Schalen belegt und darin drei prächtige buntfarbige birnförmige Eier, kleiner als ein Hühnerei, die Spitzen zusammengekehrt. Mulde reiht sich an Mulde, nebeneinander, hintereinander, oft kaum mehr als spannenweit voneinander entfernt. Keine andere Vogelart zeigt in Färbung und Zeichnung der Eier ähnliche Mannigfaltigkeit wie diese Seeschwalbe. Die Grundfarbe wechselt von weiß bis rotgelb, die Schalenflecke sind bald groß und breit, bald fein und zierlich in allen Abstufungen bis zum tiefen Schokoladenbraun, oft auch fehlen sie ganz. Es ist nicht möglich, aus all den vielen Eiern auch nur zwei völlig gleichfarbige herauszusuchen. Doch dort in jenem Nest liegen vier, drüben sogar fünf Eier. Das vom Fischfange zurückgekehrte Weibchen erreichte nur mit Mühe die Niederlassung, fand aber keine Zeit mehr, sein Nest herauszusuchen, und in seiner Not vertraute es einem fremden Nest sein Ei an.

Eiligen Fluges streicht über das Watt vom Festlande her eine Krähe, der Schrecken der Kleinvögel, um auch aus den Brutgebieten der Inseln ihren Tribut zu fordern. Vielleicht ist es ihr gelegentlich einmal gelungen, in unbewachten Augenblicken Eier unserer Seeschwalbe zu rauben oder gar ein Junges. Aber diesmal mißglückt der Versuch, und die kampfesfrohen Eltern attackieren den frechen Buschräuber in so energischer Weise, daß er froh sein kann, noch mit halb zerschundenem Leibe davon zu kommen. Auch unter den großen Möwen gibt es einzelne, die immer wieder Raubzüge in ihren Bezirk unternehmen, aber in derselben tatkräftigen Weise von den kleinen Helden vertrieben werden.

„Kirrhiet, kirrhiet" tönt es immer wieder von oben hernieder: Hinaus aus unserm Bereich, stör' uns den Frieden nicht länger! Der Fuß wendet sich zum Gehen, und mählich kehrt die Ruhe wieder. Einzelne noch geben dem Fremdling das Geleit bis über die Grenze hinaus, das Gewimmel in den Lüften senkt sich hernieder, die Männchen wenden sich der See zu, um ihre unterbrochene Beschäftigung wieder aufzunehmen, während alle Weibchen sich in der Sorge um ihre Nachkommenschaft wieder über ihre Eier ausbreiten. War schon vorhin der Blick über das buntscheckige Eierfeld von entzückender Schönheit, wieviel mehr jetzt, wo die Vögel in ihrer blendenden Reinheit gleich einem Schneetuche über der Einöde lagern.

Kaum ein anderer Vogel hält mehr auf Zusammengehörigkeit der Art, keine fremden Arten werden zwischen ihnen geduldet. Nur drüben, wo eine kleinere Gruppe auf salziger Außenweide sich ihre Niststätte erkoren, haben an der Grenze auch Silber- und Lachmöwen, Austernfischer, Fluß- und Küstenschwalben ihre Quartiere aufgeschlagen.

Die tiefe Ebbe hat auch die äußersten Sandbänke bloßgelegt, und in den trennenden Rinnen jagen durchsichtige Garneelen, silbergrün glänzende Sandaale und Legionen schillernder Heringsfischchen in der kristallenen Flut scherzend und spielend dahin. Über ihnen aber lauert der Feind. Langsamen Fluges streichen die Seeschwalben, aufmerksam spähend, vorüber, den Schnabel senkrecht abwärts gerichtet, um plötzlich innezuhalten. Einen kurzen Augenblick rüttelnd verweilt der graziöse Leib auf einem Fleck in der Luft, zitternd heben und senken sich die schmalen Sicheln, spreizen sich die feinen Spieße, der gierige Blick bohrt sich in die Flut, und mit Gedankenschnelle saust der Körper, einem Stein gleich, ins Wasser, das hoch aufspritzt. Nur noch Schwanz- und Flügelspitzen ragen eben hervor, da taucht auch schon wieder der Leib auf, schüttelt die Tropfen ab und erhebt sich mit triumphierendem Siegeslaut, ein fingerlanges glitzerndes Fischchen im Schnabel. Ein kräftiger Schnabeldruck tötet es; ein Ruck, und es verschwindet in der Kehle, der nimmersatten. Aufs neue beginnt das Treiben, aber nicht jeder Stoß gelingt. Ein ununterbrochenes Hin- und Hereilen vom Meer zu der Brutstätte; jeder Gatte trägt seinem brütenden Ehegenoß ein Fischchen nach dem andern zu. Sandspierlinge, junge Heringe, Anschovis, Sardellen und Stinte.

Allmählich erlahmt ihr Eifer; die Luft wird drückender, Meer und Horizont verschwimmen ineinander, kleine Wölkchen quellen auf, wachsen und schwellen, steigen höher und höher. Wie wilde Ungeheuer würgen, wogen und winden sich stahlblaue, gelbgraue, blauschwarze, lichtumrandete Wolkenberge in den Lüften, dunkle Wolkenschatten huschen über die noch spiegelglatte See, aber weit draußen am Riff beginnt es zu toben, zu brausen und zu brüllen, und der entfernte Donner der Lüfte paart sich mit dem Donner der Brandung. Mit furchtbarem Gepolter überstürzen sich die Wogenberge am gefährlichen Riff, hochaufschäumend spritzt die salzige Flut wie ein Sprühregen empor, und die ersten Windstöße fahren über die noch ruhige Wasserbahn am Strande vorüber. Da fallen die ersten schweren Tropfen. Wie flüssiges Blei klatschen sie aufspritzend aufs Wasser. Es beginnt zu kräuseln, zu schäumen, Welle auf Welle drängt von der See gegen den Dünenwall. Weitab, parallel dem Strande bildet sich der erste Brandungssaum, ein zweiter und dritter.

Im Vorgefühl des kommenden Unwetters hat alles, was fliegt, die schützenden Dünenbuchten oder das stille Watt aufgesucht; nur die kentischen Seeschwalben behaupten ihr Feld. Hei, wie sie mit bewundernswerter Leichtig-

5*

keit in wilder, unbändiger Kraft über die Brandungsgürtel dahinjagen, wie ihre schneeigen Leiber sich gegen die schwarze Gewitterwand abheben! Noch greller, noch herber wie sonst klingt ihr wilder Ruf. Das ist ihnen das rechte Wetter. In unheimlicher Lebhaftigkeit folgt eine der andern, und köpflings stürzen sie hinter der Brandung in die schäumende See; Beute um Beute ist ihnen gewiß.

Schneller folgt Böe auf Böe, Blitz auf Blitz; schreckerregend hallt der Donner über die endlose kochende Wasserweite, und der Sturm trifft mit voller Wucht die grauen Dünen, die gleich rauchenden Hügeln von wirbelndem Flugsande eingehüllt sind. Da verlassen auch die Brandmeerschwalben als die letzten das Meer, um am Fuße der Dünen das Ende des Unwetters abzuwarten.

Der Donner verhallt, die Wolken verteilen sich, die untergehende Sonne sinkt wie ein glühender Feuerball ins Meer, und es beginnt sich zu glätten, als wäre nichts geschehen. Fischend flattern wieder die Seeschwalben über der Brandung, und erst lange nach Sonnenuntergang eilen sie ihren Heimstätten zu, wo jede einzelne mit lebhaftem Geschrei empfangen wird.

Die kurze Nacht breitet ihre Schleier über die einsame Landschaft, und im Sternengefunkel recken die grauen Dünen gespenstisch ihre wildgezackten Häupter empor. Todesstille rundum; nur aus den fernen Ansiedlungen tönt das klagende „Kiau" der Silbermöwe, das flötende „Liew, Liew" eines schlaftrunkenen aufgescheuchten Austernfischers herüber, aber an den Brutplätzen der kentischen Seeschwalben vernimmt man ein unaufhörliches Geschwätz, als bedürften sie überhaupt des Schlafes nicht. Was mögen sie einander erzählen? Ließ ihnen der Tag keine Zeit zu vertraulichem Geplauder? Reden sie von Elternglück? Oder werden schon die Pläne entworfen für die baldige Rückreise?

Schon vor Morgengrauen beginnen sie mit der Toilette, schütteln das taubedeckte Gefieder, nesteln an Brust und Rücken, glätten Schwingen und Spieße, und kaum sendet die aufgehende Sonne ihre ersten Strahlen über das Meer, da ist es vorbei mit der Ruhe und die weiten Streifzüge beginnen aufs neue.

Drei Wochen sind vergangen, und kaum noch verlassen die Weibchen die Nester. Da vernimmt man in der Schale ein verhaltenes Piepen, die Decke beginnt sich zu heben, das weiße Korn eines weichen gelbschwärzlichen Schnäbelchens durchbricht die hindernde Wandung, die Schale berstet vollends, und die junge Schwalbe reckt und streckt die feuchten Glieder, bis die Sonne sie nach einigen Stunden getrocknet hat. Eine nach der andern kommt in ihrem weißlichen, gelbgrauen, bräunlich gefleckten Dunenkleide aus der Hülle hervor, und das Hasten und Jagen der Alten nach Nahrung währt den ganzen Tag über. Kaum zeigt sich eine von ihnen mit einem Fischchen im

M. Behr. *Norderooge, August 1908.*

Flugbild der Brandseeschwalbe.

Schnabel, so sperren alle die hungrigen Schnäbel auf und erheben ein klägliches Geschrei. Ob jede Mutter ihr Kind wohl wieder erkennt? Noch einige Tage, und die Kleinen verlassen das Nest, wandern in Scharen umher und verstecken sich, sobald Gefahr droht, hinter den Büscheln der Dünengräser, hinter Tang, Seegras und sonstigem Auftrieb des Meeres, deren Färbung so sehr mit ihrem Dunenkleide übereinstimmt, daß nur das kundige Auge sie entdeckt.

Abermals gehen Wochen ins Land, bis die Jungen sich mit den Alten in die Lüfte erheben können. Mit großer Liebe werden sie von den Eltern gepflegt, bis sie so weit in die Kunst des Fischens eingeführt sind, sich selbst zu ernähren. Aber bis sie es den Alten gleich tun, darüber vergehen noch manche Tage; denn es fehlt ihnen die Eleganz, die Sicherheit, und alle Stoßversuche mißglücken anfangs. Der Leib erscheint noch so plump, weil die Spieße zu kurz geraten sind, der Rücken so dunkel wegen der großen schwärzlichen Tropfenflecke, die Stimme, ein unangenehmes unaufhörliches „Sriii", so unfertig, so charakterlos, so grundverschieden vom energischen Kampfruf der Alten, die mit rührendem Opfermut ihr täppisches, neugieriges Kind von dem gefühllosen Schießer fortzulocken suchen und oft genug ihre Liebe mit dem Leben büßen müssen.

Im August treiben sich die Alten mit den Jungen auf den Watten umher, und wo der Fischfang besonders lohnend und der Abend sie überrascht, da nächtigen sie, um in der Frühe auf neue Entdeckungsfahrten auszuziehen. Bis Mitte September hat das Gros die Küsten der Nordsee — die Ostsee liebt sie nicht — verlassen, aber in stürmischen Oktobernächten schallt das kraftvolle „Kirrhiet" der letzten Spätlinge hin und wieder noch über die weiten Watten, und die verhallenden Schreie gemahnen an das Kommen rauher Herbsttage mit heulenden Stürmen, klatschendem Regen und melancholischen Nebeln.

Die Küsten des Atlantischen Ozeans von den Orkneys abwärts bis hinab zum Mittelmeer, ja selbst noch am Schwarzen und Kaspischen Meer, wo sie das Glück und die Freude des Sommers durchkosteten, sind jetzt von ihnen entvölkert, und an den Gestaden Afrikas, den südlichen Säumen Asiens und den Meeresufern Amerikas bis nach der Mitte des Erdteils verbringen sie den Winter, um im Frühling wieder ihre Wanderung nach den nordischen Heimstätten anzutreten.

Als Altmeister Naumann vor neunzig Jahren die friesischen Inseln besuchte, da schrieb er voll Entzücken seine Eindrücke nieder, und voll Begeisterung liest man von der fabelhaften Menge kentischer Seeschwalben, von ihrem Leben und Treiben, besonders in der Kolonie auf der Hallig Norderoog. Wer sich den Genuß dieser Lektüre verschaffen will, der lese im Anhange zu seinem großen Werke: Vom Haushalte der nordischen Vögel.

Tiefe Wehmut beschleicht den Leser, wenn er die heutigen Zustände mit denen jener entschwundenen, nie wiederkehrenden Zeit vergleicht, als noch alle Augen der Nordsee von Tausenden, ja Hunderttausenden bevölkert waren. Nur auf wenigen Inseln und öden Sandbänken, wohin der Mensch nicht kommt, sind noch jetzt kleinere Kolonien vorhanden, und auch diese gehören bald, vielleicht schon nach einem Jahrzehnt, der Vergangenheit an. Menschliche Habgier und wilde Mordlust sind die Ursachen ihres Unterganges, und wenn die letzten ihres Stammes vertrieben sind, dann werden kommenden Geschlechtern die Schilderungen der Vorfahren wie Märchen anmuten: Es war einmal . . .

Schwarze Seeschwalben.

Als sich die norddeutsche Tiefebene zu heben begann, und dem Meere seine jetzigen Grenzen gesetzt wurden, dessen Spuren uns namentlich in den erratischen Gebilden entgegentreten, die einst das Drifteis hierherführte, bildeten sich zahllose Landseen, die man im Nordwesten, wenn sie auch kaum einen Teich an Größe übertreffen, mit dem stolzen Namen „Meer" bezeichnet. Von größeren menschlichen Ansiedlungen meistens weit entfernt, hat sich hier eine eigenartige Fauna und Flora gebildet und erhalten, sofern nicht diese Gebiete den modernen Kulturbestrebungen zum Opfer gefallen sind.

Das weite Wiesengelände, durch die Blüten der Dotterblume und des Schaumkrauts in flutendes Gold oder in weiches Lila getaucht, verliert sich allmählich in eine Sumpfdecke, die unter unseren vorsichtigen Schritten ringsum erzittert. Höhere starre Gräser und Seggen, Binsen und Schachtelhalme verdecken den trügerischen Untergrund, und weiterhin beginnt der hohe Schilfrohrwald, oder Dickichte von Rohr- und Igelkolben umrahmen den See. Wo das Wasser noch nicht zu tief aber recht sumpfig ist, da ragen die armleuchterartigen Rispen des Froschlöffels, die rosenroten Dolden der schönen Wasserviole, die zart gefransten Blüten des Bitterklees, die dreiblütigen Quirle des Pfeilkrauts daraus hervor, und Dickichte der aloeblättrigen Krebsschere versuchen sich über den Spiegel zu erheben. Flutende Laichkräuter und Tausendblätter umklammern mit zahllosen Armen unser Boot und suchen ihm den Eingang in das stille Reich tiefster Abgeschlossenheit zu wehren. Und zwischen all den vielgestaltigen Formen breiten die lieblichen Nymphäen ihre großen, herzförmigen Blätter aus, als wollten sie den Lichtstrahlen keinen Durchlaß gewähren. Die vielblättrigen Blumenkronen der weißen Seerose, wie aus schneeweißem Wachs gebildet, die sich erst öffnen, wenn die Sonne im Mittag steht, um sich mit dem Untergange des Tagesgestirnes wieder zusammenzufalten, und die fünfblättrigen Sterne der gelben Teichrose sind die herrlichsten Gebilde über der weiten, schwarzen Flut.

Vielgestaltig wie das pflanzliche ist auch das tierische Leben der Landseen. Zahllose Fische tummeln sich in den dunklen Fluten, und in dem undurchdringlichem Pflanzengewirr finden die kleinsten Lebewesen hinreichenden Schutz. Daher auch überall das reiche Vogelleben; denn hier findet die ge-

fiederte Welt alles, was den Lebensgenuß erhöht: Nahrung in Hülle und Fülle und eine sichere Zufluchtsstätte.

Helles Jubeln und Jauchzen paßt nicht hinein in diese Welteinsamkeit, und alle Laute, die das Ohr erlauscht, sind monoton, krächzend oder dumpf und stümperhaft. Überall quarrt und quäkt, kreischt und klagt es aus dem Riet, aber darüber kaum ein fliegendes Wesen. Ein paar lichte Flußseeschwalben streichen eiligen Fluges über den Rohrwald. Hier finden sie keine bleibende Stätte, denn sie fordern einen unbegrenzten Blick, weite, klare, rauschende Flut, glitzernden Kies und blendenden Sand.

Hier und dort gleiten über dem dunklen Spiegel, den das Röhricht freiließ, schlankgeformte, düstere Flieger, deren Bau und Bewegungen sofort verraten, daß sie dem zierlichen Geschlechte der Seeschwalben angehören. Kleiner und schwächer wie jene, tragen sie Trauergewand. Schwarz bis schiefergrau, wie der düstere Morast, der ihr Bild zurückwirft, ist ihr Kleid, schwarz der Schnabel, und daher nennt sie auch das Volk Trauerseeschwalben. Kaum zeichnen sich die dunkelroten Füßchen im Fluge ab, und das weißliche Gefieder an der Unterseite nahe dem Schwanze zeigt uns den einzigen Lichtton an dem schwarzen Körperchen. Viel weniger als ihre weißen Vettern lassen sie ihre Stimme, ein weicheres krr, krrai oder krröik, vernehmen. Alle ihre Bewegungen verraten weniger Energie, und die Melancholie ihrer Umgebung hat ihre Schatten auf ihr ganzes Dasein gesenkt. Je unzugänglicher das Gebiet für Menschen und Vieh, je unergründlicher das Unland, um so wohler fühlten sie sich, und je ausgedehnter die Moräste und Sümpfe, um so größer ihre Ansiedlungen.

Gleichgültig fliegt die Trauerseeschwalbe über das dichte Wirrwarr von Binsen und Rietgräsern hinweg, wo Sumpfhühnchen und Ralle ihr verstecktes Liebesleben führen, in dessen stilles Glück hineinzuschauen nur wenigen Vertrauten vergönnt ist, – weiß sie doch, daß hier nichts für sie zu erbeuten ist. Auch dem dichten Röhricht, in dem es lebhafter zugeht, und wo der allezeit geschäftige Drosselrohrsänger springend und kletternd von Stengel zu Stengel eilt und mit seinem knarrenden Karrekiet alle übrigen Rohrsänger weit überstimmt, oder wo der schwarzköpfige Rohrammer seine anspruchslose Strophe in endlosen Wiederholungen stammelt, schenkt sie keine Beachtung. Wohl eräugt sie drüben im dichtesten Rohrwald den großen Misanthropen unter den Sümpflern, den Rohrdommel in seinem hell- und dunkelstreifigen Eulengefieder, das dem vergilbten Schilf so ähnlich sieht, wie er steif wie ein Stock dasteht oder einem verwitterten Pfahle gleicht, aber was kümmert sie der? Selbst sein dumpfer, unheimlich tönender Paarungsruf, das weithindröhnende „I pump", das bald, wenn die letzten Sonnenstrahlen erloschen sind, die Einsamkeit erfüllt, erschreckt sie nicht. Auch der kleinere Vetter, der häufigere

Schwarze Seeschwalbe. Brutvögel auf ihren schwimmenden Nestern.

R. B. Lodge. Südl. Spanien, Mai 1907

Weißbärtige Seeschwalbe. Nest mit Gelege.

Weißflüglige Seeschwalbe, brütend.

Zwergrohrdommel, nicht weniger in Versteck- und Verstellungskünsten erfahren, macht keinen Eindruck auf sie.

Plötzlich hält sie inne im Fluge, und heftige Erregung durchzuckt den schlanken Leib. Unverwandt schaut sie unter zitternden Fittichschlägen unter sich auf die weite Wasserbahn hinter dem Röhricht. Was hat ihre Aufmerksamkeit erregt? Sind's die winzigen Fischchen, die in neckischem Spiel einander jagen, oder die schwarzen Taumelkäfer mit dem Silbertröpfchen, die in rasender Hast wie wild durcheinander fahren. Gewiß haben sie ihre Feindin über sich rechtzeitig erkannt und sind blitzschnell im dichten Blätterwust oder im trüben Schlamm verschwunden; denn die Fliegerin zieht mit gleichmäßigen Flügelschlägen weiter ihre Bahn. Ein Teichhuhnpärchen strebt nickend jener kleinen Schilfinsel zu, wo der Rohrkolben bald seine braunschwarze samtne Keule schwingt. Schwärme schwarzer Bläßhühner mit weißem Stirnschild verfolgen einander mit bald höherem, bald tieferem lauten Ga grö, und nach der Mitte des Sees hin halten Haubentaucher in phantastischem Kopfputz vorsichtig Umschau, ob Gefahr für sie vorhanden ist, und nicht weit von ihnen treiben größere und kleinere Enten allerlei Kurzweil und wetteifern in Schwimm- und Tauchkünsten.

Wieder hemmt die Fluggewandte ihre Eile. Die Larve eines Gelbrands hat eben auf dem Schlammgrunde ihre mächtigen Kiefer in den weichen Bauch eines jungen Stichlings gebohrt und sich gesättigt. Langsam steigt sie, den spitzen Hinterleib voran, in die Höhe, um Luft zu schöpfen. Da hat sie aber schon die Schwarze erspäht: ein kurzes Rütteln, Hinabfahren, und die Mordgierige zappelt im Schnabel der Stärkeren. Dort, in jener pflanzengründigen Bucht, wo das Wasser besonders seicht und stark erwärmt ist, führt das Kleingetier der süßen Gewässer untereinander einen erbitterten Kampf ums Dasein, und immer dahin kehren die Seeschwalben zurück, ihren Tribut zu fordern. Fegt aber der Sturm über den See und läßt das bewimpelte Rohr mit seinen silberbraunen Rispen auf und nieder wogen, dann wühlt er den schlammigen Grund der Gewässer auf und verwandelt sie in eine brodelnde, undurchsichtige Masse. Umsonst ist alles Spähen nach Beute, und die hungrigen Seeschwalben fliegen hinaus auf die grüne Wiese, die sich an den See lehnt oder auf den braunen Acker daneben, wo der Regen die Würmer an die Oberfläche lockt oder Insekten hinter den Blättern Schutz suchen. Not leiden sie auch jetzt noch, und die Lebensfreude kehrt erst zurück, wenn die hellen Sonnenstrahlen wieder ihren Leib durchwärmen.

Zarter als die weiße Meeresschwalbe trifft sie auch später an den Brutgebieten ein. Abseits, wo der schwarze Schlamm sich dem Wasserspiegel am meisten nähert, wuchert dicht nebeneinander Stamm an Stamm die Wasserschere und duldet keine andere Pflanze neben sich. Beginnt in den warmen Frühlingstagen das Wasser zu fallen, dann ragen die schwertförmigen,

ſtachlichgeſägten Blätter ihrer Roſetten daraus hervor, und auf dieſe Unterlage trägt ſie trockne Rohrſtengel, Gras und Würzelchen, und bald reiht ſich Neſt an Neſt, und in jedem liegen drei Eier, ähnlich denen der übrigen Arten. Aber auch jene ſchwimmenden Inſeln, welche der Wind aus zuſammengefegten trocknem Röhricht und losgeriſſenen anderen Pflanzen gebildet hat, werden gern von ihnen beſiedelt, ebenſo wie die kleinen Schlamminſeln, die oft nur eine Handbreite über den Spiegel hervorſchauen. Kommen aber andauernde Regenfälle, dann werden nicht ſelten die Brutſtätten überflutet, und vorbei iſt's mit dem Elternglück. Vielleicht ſind jene Neſter im dichten Rohrwald, die nicht ſelten meterhoch den Spiegel überragen, von beſonders erfahrenen

H. K. Job. *Bird Key, Florida.*

Noddi am Neſt.

Seeſchwalben angelegt; findet man doch auch in den endloſen Sümpfen Ungarns, deren Waſſerſtand oft plötzlich ſteigt, nicht ſelten die Neſter auf dichtem Weidengebüſch und anderen Sträuchern. Jede Nachbarſchaft anderer Vogelarten iſt ihr unangenehm, beſonders auch die der ohne Ende lärmenden Lachmöwe, welche gleiche Örtlichkeiten bevorzugt.

Am Tage laſſen ſich die raſtloſen Trauerſeeſchwalben ſelten Zeit zum Brüten, und wenn nach vierzehn weiteren Tagen die grauflaumigen, dunkel getupften Jungen aus den Schalen hervorbrechen, dann verlaſſen ſie nicht wie andere Arten die Niſtſtätte, heimatlos umherirrend, ſondern ſie warten im ſicheren Neſte ihre völlige Flugfähigkeit ab und laſſen ſich dann von den Alten in alle Künſte ihres Gewerbes einführen. Bald lernen ſie die ungeſchickte Kaul-

quappe am Teichrande aufnehmen, das Fröschchen, das seine ersten Sprungversuche macht, greifen, und erst, wenn durch längere Übung die Geschicklichkeit zugenommen hat, die flüchtigen Insekten haschen. Aber nicht alle, die dem Ei entschlüpften, werden im August mit den Alten die Reise nach den afrikanischen Sümpfen antreten, manch eine wird vorher verenden in den Fängen der mörderischen Rohrweihe, dieser Geißel der Sumpflandschaft.

Die Weißflügelige Seeschwalbe ist in Deutschland ein seltener Gast, hat aber wiederholt mit voriger in Bayern gebrütet. Etwas kleiner wie jene ist sie ihr doch sehr ähnlich, doch ist die Oberseite, abgesehen von den lichtgrauen Flügeln, tief schwarz, ebenso wie die unteren Flügeldecken. In Südeuropa, namentlich in den unzugänglichen Sümpfen Ungarns, leben sie in Gemeinschaft mit jener zusammen und führen auch dieselbe Lebensweise.

H. K. Job. *Bird Key, Florida.*

Flugbild des Noddi.

Beide kommen und gehen gleichzeitig, doch verbringen diese den Winter noch weiter südwärts bis nach Neuseeland hinab.

Die Weißbärtige Seeschwalbe zählt ebenfalls zu den seltenen Gästen Deutschlands, wenngleich sie im Südosten Europas, besonders im Dorado der Sumpfvögel, in Ungarn, mit den beiden vorigen, recht häufig ist. Mit der letzteren bewohnt sie auch das wärmere Asien bis nach China. Etwas kleiner als unsere Flußseeschwalbe ist sie doch die kräftigste aller grauen Seeschwalben. Den weißen Bartstreifen, nach dem sie benannt ist, haben nur alte Vögel im Sommerkleide; der kräftige Schnabel ist blutrot, die Füße zinnoberrot, und der hellgraue Schwanz hat weiße Kanten.

An unsere schwarzen Seeschwalben reiht sich noch der Noddi, ein Bewohner der tropischen und subtropischen Küsten, der wiederholt an den europäischen Westgestaden erlegt ist. Jedem Seemann, der einmal dort

6*

drüben war, ist er bekannt, und jeder weiß Beispiele von den Tölpeleien der „dummen Seeschwalbe" zu erzählen. Größer als unsere Brandseeschwalbe, hat der Noddi bis auf den grauweißen Oberkopf ein nußbraunes bis schwarzbraunes Kleid. In großen Schwärmen fischen sie unter fortwährendem Schreien, und ihre trägen Bewegungen haben nichts mit denen der übrigen Seeschwalben gemein. Zuweilen nistet diese Art auf dem Erdboden, gewöhnlich aber auf Büschen und niedrigen Bäumen in dichten Gesellschaften. Sie tragen Reisig für den Nestbau zusammen und brüten in der flachen Mulde ihr rötlichgelbes, mit vielen grauen, braunen und roten Punkten und Flecken bedecktes Ei aus, ohne sich um die Menschen, die ihnen oft ganz nachstellen, zu kümmern.

Scherenschnäbel.

Da, wo der Atlantik seine schäumenden Fluten gegen die Küsten der Vereinigten Staaten wälzt, zeigt die Landschaft mancherlei Übereinstimmungen mit den Düneneilanden unserer Nordsee, und der endlose Sandsaum, dem ungeheure Mengen bleichender Muschelschalen und Geröll aufgelagert sind, aus denen vereinzelt Büsche starrer graugrüner Sandgräser oder vollsaftige Fettpflanzen hervorsprießen, wie sie den sandigen Flachküsten eigentümlich sind, fordert zu einem Vergleich heraus, nicht weniger aber auch die Fauna dieses Gebietes, die mit jener mancherlei Berührungspunkte zeigt.

Die stets zu neckischem Spiel aufgelegten graziösen Seeschwalben, ohne die man sich keine sommerliche Nordseelandschaft denken kann, fehlen auch hier nicht, wenngleich auch hier wie dort ihre Zahl erschreckend abnimmt, weil alljährlich Zehntausende der allmächtigen Göttin Mode zum Opfer fallen. Aber eine unter ihnen, die extremste aller Seeschwalben, hatte bislang wegen der absonderlichen Form ihres Schnabels das Glück, nicht als Schmuck geeignet anerkannt zu werden, und diesem Umstande ist es zu danken, daß längs der Atlantischen Küste von Maryland abwärts bis nach der Mitte Südamerikas noch recht ansehnliche Kolonien der Scherenschnäbel vorhanden sind.

Wer zur Nachtzeit, wenn fast alle Tierlaute verstummt sind, das einsame Küstengelände durchstreift, dem tönt vom Wasser oft ein eigenartiges „Jap jap" entgegen, das bald näher kommend, vielstimmig zunehmend an das Gekläff einer vorüberrasenden Hundemeute erinnert, das allmählich in der Dunkelheit verhallt. Die Scherenschnäbel, die während des Tages meist lautlos auf dem flimmernden Sande ruhten, treten gleich den Eulen, sobald das letzte Abendrot verblichen ist, ihre Herrschaft an und stellen erst ihre Tätigkeit ein, wenn über dem Meere der Morgen beginnt zu dämmern. Ist aber die Zeit herangerückt, wo die Sorge um die Nachkommenschaft ihr ganzes Tun und Sinnen in Anspruch nimmt, dann sieht man sie nicht selten auch während des Tages ihrer Beschäftigung nachgehen und findet alsdann Gelegenheit, ihre Anmut zu bewundern, die keineswegs hinter jener ihrer Verwandten zurücksteht.

Nahe dem Ufersaume folgt niedrig einer dem andern in langsamem, geräuschlosem Fluge, und Form und Bewegung kennzeichnen sie als See-

F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Amerikaniſcher Scherenſchnabel, brütend.
Ein friſch aus dem Ei geſchlüpftes Junge birgt ſich im Schatten der Strandpflanze (links).

F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Gelege des amerikaniſchen Scherenſchnabels.

F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Amerikaniſcher Scherenſchnabel.
Zwei Eier und ein eben ausgeſchlüpftes Junges.

F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Amerikaniſcher Scherenſchnabel.
Zwei friſch ausgeſchlüpfte Junge und zwei Eier.

schwalben. In der Größe unserer bekannten Lachmöwe etwa gleich, hat er mit den kleineren Seeschwalben den gestreckten zierlichen Körper, die spitzen, sehr langen Schwingen, den gegabelten Schwanz, die schwachen Füße und die tief ausgeschnittenen Schwimmhäute gemein. Nicht stoßtauchend wie jene sucht er seine Beute zu haschen, sondern im Fluge schöpfend nimmt er sie von der Wasserfläche auf, und daher schwingt er auch seine Fittiche so hoch empor, damit sie nicht das Wasser berühren. In gleichmäßigem Fluge gleitet er nur wenige Zentimeter über dem Wasserspiegel dahin, den Hals gestreckt, den gleichstarken Kopf tief gesenkt, den eigenartig geformten, plumpen Schnabel weit

F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Amerikanischer Scherenschnabel. Drei Jungvögel „sich drückend".

geöffnet, dessen Unterkiefer, der um ein Viertel den Oberkiefer überragt, minutenlang einem Pfluge gleich das Wasser furcht, um alles tierische Leben, vor allem kleine Fische und Krebse, von der Oberfläche abzuschöpfen. Wer den Scherenschnabel nur aus Sammlungen kennt, wird dem großen Forscher Buffon beipflichten, der diesen einzigartigen, anscheinend mißgestalteten Schnabel als ein „häßliches und unvollkommenes Instrument" bezeichnet, wer jedoch Gelegenheit fand, ihm bei der Ausübung seines Gewerbes zu beobachten, der muß bekennen, daß nur solche abnorme Kiefer, die dünn und biegsam wie Messerklingen sind, ihren Zweck erfüllen können. Wegen der absonderlichen Schnabelform, die nicht wenig an die Schneiden einer Schere erinnert, hat man dem Vogel seinen Namen beigelegt.

Obwohl der Scherenschnabel an seinen Lieblingsplätzen enge Verbände bildet, sind wir über seine Entwicklungsgeschichte noch in vielen Punkten im unklaren. An den vorhin geschilderten Örtlichkeiten nisten gewöhnlich Hunderte, ja Tausende nahe beisammen. Ohne Deckung, ein bis zwei Meter voneinander entfernt, reiht sich Nestmulde an Mulde, und auch die Scherenschnäbel stellen diese wie die andern Seeschwalben in der Weise her, daß sie sich auf den losen Sand legen und durch Hin- und Herbewegen des Körpers eine seichte Vertiefung bilden, die aber nicht ausgefüttert wird, weil der

F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Flugbild des amerikanischen Scherenschnabels.

Schnabel wegen seiner merkwürdigen Bauart nicht imstande ist, Nistmaterial herbeizuschaffen.

Nähert man sich am Tage den Brutstätten, so erhebt sich die Vogelschar, die den Eindringling längst eräugt hat, in die Lüfte und stürmt ihm unter heftigem Geschrei in gerader Richtung entgegen, und bei jedem ausgestoßenen Laut öffnen sich die roten und schwarzen Kiefer weit. Erregung und Aufruhr vergrößern sich mit der Zahl der durch das Gekreisch aufgeschreckten und nun von allen Seiten herbeieilenden Vögel, und die Kühnheit jener, deren Niststätten man am nächsten ist, steigert sich bis zur Verwegenheit, so daß man unwillkürlich ihren Angriffen auszuweichen sucht. Vorhin in der Ruhe erschienen sie uns so plump, ja häßlich, und dieser Eindruck wurde noch durch den fremd-

F. M. Chapman. *Küste v. Texas, Juli 1902.*

Flugbild des amerikanischen Scherenschnabels.

F. M. Chapman. *Küste von Texas, Juli 1902.*

Flugbilder des amerikaniſchen Scherenſchnabels.

artigen Schnabel an dem halsdünnen Kopfe gesteigert, aber jetzt in ihren reißenden Flugspielen oder noch mehr im verwegenen Dahinjagen begeistern sie uns durch Farben- und Formenschönheit wie auch durch die Eleganz ihrer Bewegungen. Herrlich wirken das schneeige Weiß der Unterseite und das blendende Stirnband gegen den blauen Äther, und das Braunschwarz der Oberseite hebt sich bei den auffallend hochgestreckten Schwingen besonders scharf ab.

Ein Unkundiger übersieht leicht die vier rahmweißen Eier mit den dunklen Flecken und Punkten in der Nestmulde, die, wie es scheint, allein vom Weibchen ausgebrütet werden, während das größere Männchen seinem Ehegespons öfters neben dem Heim Gesellschaft leistet. Früher war man der Meinung, daß die Scherenschnäbel nur während der Nacht brüteten, dagegen während des Tages den sengenden Sonnenstrahlen das Durchwärmen der Eier überließen, aber neuere Forschungen haben bewiesen, daß das Brüten auch am Tage fortgesetzt wird. Kurz nachdem der Nestling die Schale durchbrochen hat, pflegt er seine Mulde zu verlassen und sucht sich, wenn Sandgrasbüschel oder sonstige Gewächse in der Nähe sind, im Schatten vor den prallen Sonnenstrahlen zu schützen.

Noch sieht man ihm keinerlei Ähnlichkeit mit seinen Erzeugern an; denn noch haben beide Kiefer die gleiche Länge, und erst mit Zunahme der Flugfähigkeit beginnt sich der Unterkiefer zu recken und zu dehnen, bis der Vogel imstande ist, allein seiner Nahrung nachzugehen. Solange die Eltern ihre Kleinen noch füttern, würde die Nahrungsaufnahme den hungrigen Gästen durch einen ausgebildeten Schnabel außerordentlich erschwert. So schwerfällig sich die Alten auf dem Sande bewegen, so schnellfüßig ist die hellflaumige Nachkommenschaft, die entweder, wenn sie Gefahr wittert, eiligst davonrennt oder sich instinktiv mit halbgeschlossenen Augen und ausgestrecktem Halse platt auf den Boden drückt, und sich so gewissermaßen in der gleichfarbigen Umgebung „aufzulösen" scheint.

Aber nicht nur die Neue Welt beherbergt Scherenschnäbel, sondern eine Art ist auch in Mittelafrika, wo sie besonders zahlreich auf den Sandbänken des oberen Nils vorkommt, heimisch, und besteht deren Nahrung vorzugsweise aus Schwimmkäfern, die sie von den Wasserspiegel abschöpft. Noch eine andere Art lebt in Südasien, doch stehen alle einander sowohl im Aussehen wie auch in der Lebensweise sehr nahe.

Die Raben- und die Nebelkrähe.

Von Hermann Löns.

Einen ganzen Tag und eine volle Nacht hat es geschneit. Einen Fuß hoch liegt der Schnee auf dem Lande.

Die Zeit der schweren Not brach herein für viele Tiere. Für alle, die am Boden ihre Nahrung suchen, ist Hans Magerkohl Küchenmeister geworden.

Feldmaus und Wühlratte haben zu leben; die eine führt zwischen Schnee und Land ihre Gänge über die Raine und Kleestücke und nährt sich mehr schlecht, als recht von Wurzeln, Sämereien und Gewürm, und der anderen ist der Schnee nicht unlieb, denn er schützt die Erde vor dem Hartfrost und gestattet ihr ein bequemes Wühlen. Auch Spitzmaus und Maulwurf leiden nicht unter dem Schnee; im faulen Waldlaube findet die eine, tief in der Erde, wohin der Frost nicht langt, der andere Fraß genug. Schlimmer geht es schon dem Hasen; wo der Wind den Schnee abtrieb, kann der Hase an die Saat gelangen; wo der Schnee aber hoch liegt, da muß der Hase sich mit der Rinde der Bäume und Sträucher behelfen und auch das Kaninchen muß sich auf diese Art durchhelfen und ähnlich das Reh, das sich an Zweigspitzen äst.

Für die Finken, Ammern und Haubenlerchen sieht es böse aus; hier und da ragt dürres Kraut über den Schnee hinaus und schüttet seinen Samen auf die Schneedecke, aber das ist eine magere Kost und wenn auf den Landstraßen die Pferde nicht für Futter sorgten und bei dem Dreschen nicht allerlei abfiele, so ginge es Buchfink, Hänfling, Bergfink und Grünling, Goldammer und Haubenlerche fast so schlecht, wie den nordischen Ringeltauben, die weiter nichts zu fressen haben, als Futterkohl heute und Futterkohl morgen und übermorgen noch einmal Futterkohl, der ihnen auf die Dauer ebenso schlecht bekommt, wie dem Hasen.

Würde der Mensch nicht ein Einsehen haben, so mancher Vogel erläge dem Hunger. Aber überall in den Gärten und vor den Fenstern haben gutherzige Leute Futterplätze errichtet, und in allen Anlagen stehen Futterhäuschen, wo sich die hungrigen Schnäbel atzen können. Da kommen sie alle zusammen, sowohl die, die bittere Not leiden, und auch die, denen es noch ganz gut geht, wie die Meisen, Baumläufer und Spechte, deren Tisch

M. Bekr *Cöthen, Mai 1908.*

Rabenkrähe. Junger Vogel im Walddickicht.

immer gedeckt ist, mit Ausnahme der Tage, an denen Rauhfrost Baum und Busch in starre Krusten hüllt. Alle finden sie unter den bedeckten Futterhäuschen Nahrung, Fink und Spatz und Meise, Häher und Amsel, Kernbeißer und Goldammer, und mit ihnen Waldmaus und Zwergmaus.

Noch in anderer Weise sorgt der Mensch für die darbenden Vögel. An der Kante der Stadt liegen gewaltige Schuttplätze, auf denen Reihen grauer Wagen den Hauskehricht ausschütten. Ganze Berge von Asche und Schlacken häufen sich dort jeden Tag auf, und zwischen dem Müll, den Scherben, dem zerbrochenen Geschirr, den Emailletöpfen und Konservendosen, Lumpen, Schirmgerüsten, Hüten und Papierfetzen liegen Knochen, Fischreste, Eingeweide, Hühnerköpfe, Brotrinden, Obstkröpfe, Gemüsestücke, Hanfkörner, Wurstpellen, Margarinebröckchen, Kuchenkrümel und noch hunderterlei Dinge, die der Mensch nicht achtet und in den Abfallkasten wirft, die aber Tausenden von Vögeln in der bitteren Zeit das Leben fristen.

Vor allem sind es die Krähen, die sich hier zusammenfinden. Sobald es hell wird, verlassen sie ihre Schlafplätze in den Wäldern; in gewaltigen, bald geschlossenen, bald aufgelockerten Flügen, Hunderte oder Tausende von Stücken umfassend, kommen sie herangestrichen, die Wintermorgenstille mit ihrem Gequarre und Gekrächze belebend und die graue Luft mit einem Wirbel schwarzer Flecke erfüllend. Das wogt auf und ab, flutet hin und her, ballt sich zusammen, reißt auseinander, fällt herunter, flattert empor, bis schließlich der ganze weite Schuttplatz von den schwarzen und grauen Vögeln übersät ist.

Wagengeknarre und Peitschengeknall klingt heran, laute Stimmen kommen näher. Alle Krähen machen lange Hälse, einige flattern empor, aber bald senken sie sich wieder herab, denn die meisten von ihnen kennen die Müllwagen und warten der guten Dinge, die sie bringen. Wagen auf Wagen wird ausgestürzt, und sobald einer seinen Inhalt entleert hat, flattert das Krähenvolk heran und sucht nach Beute. Hunderte von schwarzen Schnäbeln stochern und hacken und zerren in dem Müll umher, Hunderte von Schwingen sind in Bewegung, denn ist auch Nahrung für alle da, keine Krähe gönnt der anderen einen Bissen. Sobald eine eine Wursthaut oder einen Knochen erwischt hat, spreizt sie schon die Flügel über ihrem Funde und sucht sich damit abzustehlen, aber vier, fünf, sechs ihrer Genossinnen setzen ihr nach und stechen heiser krächzend nach ihr, bis sie zur Erde taumelt, den Raub in die Krallen nimmt und solange mit dem scharfen Schnabel verteidigt, bis die neidische Gesellschaft abstreicht.

Viererlei Arten von Krähenvögeln sind es, die sich hier auf dem großen Kummerplatze vor der Stadt zusammengefunden haben. Die kleinsten, aber frechsten und gewandtesten sind die Dohlen, deren helle Augen listig umherspähen und so wie sich ein guter Brocken zeigt, schlüpft die Dohle herbei,

faßt ihn und ehe sich die Krähen besonnen haben, ist der Spitzbube fort und läßt von ferne sein gellendes Hohnlachen ertönen. Am unbeholfensten stellen sich die blanken Saatkrähen an. Obgleich ihre Schnäbel spitzer und länger sind, als die der anderen Krähen, so sind die Saatkrähen längst nicht so frech, wie die Raben- und Nebelkrähen und müssen sich mit den kleinen Abfällen begnügen, denn jeden guten Bissen jagen ihnen die anderen Krähen ab, vor allem die Nebelkrähen, die frechsten von allen, deren Unverschämtheit alle Grenzen überschreitet.

Der Winter trieb sie aus den Wäldern Rußlands und den Steppen Sibiriens westwärts. Zu Hunderttausenden kamen sie angerückt, überschwemmten Preußen, Pommern, Mecklenburg, Posen und die Mark, drängten immer weiter nach dem Westen, überflogen die Elbe und fielen hungrig in das Brutgebiet der Rabenkrähe ein. Ist es Frechheit, oder ist es Dummheit, daß sie so unverschämt sind? Die Rabenkrähe, den Menschen und seine Tücke kennend, flieht die geschlossene Ortschaft und kommt nur bis an ihre Ränder; die Nebelkrähe aber spaziert in den Höfen der Dörfer umher und läßt sich auf den Dächern der Großstadt nieder, und erspäht sie tief unter sich etwas Gutes, dann schwebt sie herab und holt sich von der Straße den Happen. Sobald die Pause vorüber ist, läßt sie sich im Schulhofe nieder und sucht nach Brotrinden; sie lauert auf den Mauern des Schlachthofes, bis die Gehilfen den Rücken drehen, und dann stößt sie nieder und fliegt mit einem Fleischfetzen von dannen. Bevor das Leitungsnetz über den Städten entstand, übernachtete sie sogar zu Hunderten auf den Dächern, aber seitdem zieht sie den Wald vor. Sonst aber benehmen sie, die Vögel des einsamen Bruchwaldes und der menschenarmen Steppe, sich so, als wären sie, wie der Spatz, neben dem Menschen aufgewachsen, und nur die von ihnen, die im ostelbischen Deutschland und im europäischen Rußland brüten, sind weniger vertraut und verhalten sich so, wie die Rabenkrähen.

Denn sie sind nicht weniger schlau, als die Rabenkrähe. Sie wissen ganz genau, daß in der Stadt kein Gewehr losgeht, sie können den harmlosen Spaziergänger gut von dem Manne mit dem Gewehre unterscheiden. Bis auf zehn Schritte lassen sie in den Anlagen den Menschen herankommen und die Hunde halten sie offensichtlich zum Narren. Bis auf zwei, drei Fuß halten sie den Hund aus und erst dann fliegen sie auf, um sich bald wieder hinzusetzen und das Spiel solange zu treiben, bis der Hund ärgerlich fortläuft. Das tut die Rabenkrähe niemals; sie ist viel übelnehmerischer und mißtrauischer und liebt es gar nicht, rückt ihr der Mensch nahe.

Sonst aber gleicht sie ihr bis auf die graue Färbung von Rumpf und Oberhals völlig. Die Maße der einen sind genau so wie die der anderen, ihre Lebensweise ist völlig die gleiche, die Eier haben dieselbe Farbe, der Nestbau unterscheidet sich in Nichts voneinander, und die einzigen Unter-

B. Hilbert. *Rathenow, Januar 1908.*

Nebelkrähen. Flugbild.

schiede sind eine geringe Vergröberung der Stimme bei der Nebelkrähe und eine geringe Verschiedenheit in dem Aufbau der Eischale. Aber ein Unterschied zwischen beiden ist da, der ganz gewaltig in die Augen springt, ein Unterschied ganz eigener Art, darin bestehend, daß die Elbe in Deutschland die Grenze zwischen den beiden Färbungsformen bildet; westlich der Elbe herrscht allein die schwarze, im Osten die graue Abart vor. Diese Tatsache steht einzig da in der Tierwelt Deutschlands. Wohl hat der Osten eine ganze Menge von Pflanzen und Tieren, die dem Westen fehlen, und das Umgekehrte ist auch wieder der Fall; daß aber eine Tierart durch einen Fluß in zwei völlig getrennte Unterarten geteilt wird, die sich bis auf die Färbung in Nichts unterscheiden, das ist eine Tatsache, der man als Gegenstück höchstens die Verbreitung des schwarzen Rehes beigesellen kann, das im Gegensatz zu der roten Stammform ein ausgesprochenes Tier der Ebene ist und das Hügel- und Bergland meidet.

Im deutschen Vaterlande leben viele eigenartige Vögel, ausgezeichnet durch Farbe, Gestalt, Nestbau und Lebensweise; der interessanteste von allen aber ist die Krähe. Wohl ist der Dompfaff des Ostens viel größer als der des Westens, der östliche Raubwürger besitzt im Gegensatze zu der westlichen Form einen kleineren Flügelspiegel und behält einen Rest der Jugendzeichnung auf der Brust, das Moorrebhuhn ist kleiner und düsterer, als das der Getreidesteppe, Garten- und Weidenmeise, so ähnlich sie auf den ersten Blick erscheinen, sind nach Stimme, Maßen, Gefiederbeschaffenheit und Nistweise völlig verschiedene Vögel, aber hier handelt es sich um Fälle, die erklärbar sind, für die wir Gegenstücke genug haben, während für den Grund der örtlichen Benennung der beiden Formen der echten Krähe jede Erklärung fehlt. Und so nennt der eine Forscher jede eine Art, der andere verbindet sie zu einer Art, der dritte nennt die Nebelkrähe, der vierte die Rabenkrähe als Stammform, und schließlich ist das ganze Ergebnis das, daß jeder ebensoviel Recht, wie der andere oder ebensowenig hat, und daß die Natur einmal wieder beweist, daß der Artbegriff ein Notbehelf, Systematik eine Eselsbrücke ist.

Lebte östlich der Elbe und in ganz Asien nur die graue Krähenform, so wäre ein Schluß einfach. Die freilebende Dachratte von Südeuropa, Vorderasien und Südafrika ist bräunlich und weißbäuchig, die ihr anatomisch und morphologisch fast gleiche Hausratte, ein Gebäudetier, ist einfarbig schieferschwarz. Die Haubenmeise von Nordostdeutschland ist heller als die westliche Form. Liegt es nicht nahe, danach anzunehmen, daß der Westen als solcher die dunkeln Formen begünstige, entweder wegen seines mehr insularen Klimas oder wegen irgendwelcher schwer feststellbarer Kultureinflüsse? Aber da kommt die Zoogeographie mit der unbequemen Tatsache, daß wohl die Graukrähe über Ostelbien, Schottland, Skandinavien,

Rußland und Sibirien fast unumschränkt herrscht, daß sie aber weiter östlich, hinter Tomsk, ihre Herrschaft mit der Rabenkrähe teilen und am Jenissei ganz an sie abtreten muß, so daß in der Mongolei und in China und Japan wieder Schwarz allein herrscht.

Mit der Theorie von dem Einflusse des westlichen Klimas ist es also nichts; und da das Unerklärliche das Interessante im zoologischen Sinne ist, so darf man dreist behaupten: unsere Krähe, nämlich die Rabenkrähe, Corvus corone L. und die Nebelkrähe, C. cornix L., oder die Raben- und Nebelkrähe, C. corone + cornix, oder schlechthin, die echte Krähe, ist der interessanteste deutsche Vogel, vom morphologischen und zoogeographischen Standpunkte aus vielleicht überhaupt der interessanteste der bekannten Vögel. Mögen auch dort, wo die Grenzen beider Formen zusammenstoßen, an der hannöversch-märkischen Grenze oder an andern Stellen des Elbgebietes oder sonstwo in Europa und Asien, Mischehen und Übergänge vorkommen, so daß man bei vielen Museumsstücken nicht sagen kann, ob man eine Raben- oder eine Nebelkrähe vor sich habe, das ändert die Sache nicht, denn im großen und ganzen heißt es überall: hüben Schwarz, drüben Grau, und die unerklärliche Tatsache, daß es von einer Tierart zwei Formen gibt, die auf verschiedene, im Grunde dieselben Lebensbedingungen gewährenden Gebiete beschränkt sind, bleibt bestehen.

Aus der Abneigung, die die Graukrähe gegen das Gebirge zeigt, so daß sie als Wintergast bei uns so gut wie ganz dem Berglande fernbleibt, und höchstens durch Schneestürme dorthin verschlagen wird, kann man auch nur auf sie selber den Schluß ziehen, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach ursprünglich ein reines Steppentier ist, aber das wäre ein zu waghalsiger Gedankensprung, schlösse man daraus, daß die Rabenkrähe eine umgewandelte Hügel- und Berglandsform der Graukrähe sei. Nur das eine steht fest: der Linnäussche Artbegriff versagt hier ebensosehr, wie die von dem alten Brehm schon begründete, heute aber erst planmäßig vorwärtsschreitende Subtilformenforschung.

Ob grau, ob schwarz, es ist derselbe Vogel. Unter den Hunderten von Stücken, die auf dem großen Schuttplatze umherspazieren, sind einzelne Übergänge zu finden, aber nicht zwei Stücke, die in den Maßen oder in den anatomischen Verhältnissen so voneinander abweichen, daß man Artunterschiede darauf begründen könnte. In der Stimme, in den Bewegungen, im Flugbilde, in der gesamten Lebensweise ist nicht der geringste Unterschied zu finden. Ob die Krähe im Emslande oder am Ob, in den finnischen Schären oder in den Klippenwäldern Dalmatiens horstet, ob sie hoch auf Bäumen im deutschen Walde, auf niederem Gebüsch in der Tundra baut oder gar in der baumlosen Steppe zum Erdbrüter wird, ob schwarz oder grau, die eine lebt und benimmt sich wie die andere, die eine wie die andere ist

R. Hilbert. *Rathenow, Januar 1908.*

Nebelkrähe. Flugbild.

eben: die Krähe. Wer die Krähe Westfalens kennt, der kennt auch die von Ostpreußen, und wer die russische Krähe beobachtete, wird die der Alpen nicht anders finden.

* * *

Der März geht zu Ende, das Land ist längst schneefrei; Fink und Ammer, Amsel und Haubenlerche leiden keine Not mehr. Die Sonne hat schon Macht bekommen und lockt allerlei Gewürm aus Fallaub und Stammritze.

Der große Schuttplatz vor der Stadt hat aber immer noch seine Gäste. Dünner sind die Flüge der Krähen geworden; die Rückwanderung der Graukrähen hat schon begonnen und auch von den Rabenkrähen fand sich manche zu ihrem Brutgebiete zurück.

Ein Teil aber blieb dem Schuttplatze noch treu. Jeden Morgen stellen sich die Flüge ein, jeden Abend streichen sie nach ihrem Schlafwalde zurück, den rosenroten Himmel mit schwarzen Flecken bedeckend und mit heiserem Gekrächze die Lieder der Singdrosseln unter sich in den Wäldern überschreiend.

Über Mittag aber, wenn die Sonne am wärmsten ist, kommen sie auf zärtliche Gedanken. Auf einem alten Blecheimer sitzt eine Nebelkrähe, streckt den Hals lang nach vorne, sträubt die Kehlfedern, reißt den Schnabel auf und ruft gurgelnd: „Gulak, Gulak, Gulak!"

Zwei Rabenkrähen taumeln wie betrunken in der Luft umher, rufen „Kru" und „Kru" und stechen sich, als wenn es um einen besonders fleischreichen Knochen ginge, aber es ist nicht Futterneid, sondern Zärtlichkeit, das sie dazu bringt, sich so unklug zu benehmen.

Überall klingt es: „Terr, Err, Kerr", und dann wieder „Arr, Karr, Harr", und hinterher: „Kra, Krah, Harrah", und hier und da und dort wirbelt ein Paar in der Luft umher, steigt, fällt, schießt dahin, schwebt im Minnefluge.

Im freien Felde liegt ein Teich und um ihn erheben sich sechs hohe Schwarzpappeln. In jeder von ihnen sitzen Krähen. Eine Rabenkrähe balzt: „Gulk, gulk, gulk". Eine Nebelkrähe fällt mit tiefem „Gulak, Gulak" ein. Eine andere Rabenkrähe steckt bald den Schnabel in die Luft, bald nach der Erde hin, legt den Kopf jetzt auf den Rücken, nun auf die Seite, ihn bald öffnend, bald schließend.

Sie singt. Ihr Gesang ist nicht so schön, wie der der Graudrossel, der vom Walde herüberschallt, nicht so gut, wie der der Amsel dort in dem Baumgarten, ja noch lange nicht so gut, wie der des Finken, der unter ihr in der Pappel aus Leibeskräften seine Strophe schmettert, aber für eine Krähe ist es eine ganz gute Leistung. Wenn nicht allzu viele Schnarr- und Schluchzlaute darin wären und etwas mehr Kunstpausen, als gerade nötig sind, und wenn nicht einige Töne darunter wären, von denen man nicht weiß, ob sie mehr an einen Bauchredner oder an einem Menschen, dem äußerst schlecht geworden ist, erinnern, so könnte man es wirklich beinahe einen Gesang nennen.

So aber ist es doch wohl mehr ein Schnalzen in der Art, wie es Häher und Pfingstvogel und die Würger lieben, ein formloses Gemisch quirlender, schnalzender, krähender, rasselnder Laute, so leise, so bescheiden, daß der, der es noch nie hörte, nicht auf den Gedanken kommt, daß eine Krähe der Sänger sei. Aber schon schließt die Sängerin mit einem lauten Krächzrufe und streicht ab, ihr Weibchen mit sich nehmend. Die große Gesellschaft paßt ihnen nicht mehr; sie haben das Bedürfnis, allein zu sein.

Drei Meilen von der Stadt entfernt liegt ein gewaltiger Wald, von einem breiten Bache durchflossen, an der einen Seite von Ackerland, an der anderen von Wiesen, Weiden und Moor begrenzt, reich an Blößen und Kulturen, von mächtigen Schneisen zerschnitten, alte und junge, Laub- und Nadelbestände aufweisend, zum Teil flach, zum Teil hügelig, von tiefen

R. Hilbert. *Rathenow, Januar 1908.*

Nebelkrähe, abstreichend.

und flachen Gräben durchsetzt, sandige Höhen und bruchige Senkungen bergend, bunt an Pflanzen- und Tierleben.

Auf den Wiesen tummeln sich Kiebitz und Bekassine, an den quelligen Stellen wurmt die Schnepfe. Das Gelächter des Schwarzspechtes und das Gekicher des Turmfalken übertönt das Knurren des Taubers und das vielstimmige Konzert unterschiedlicher Singvögel, in der Dickung stehen die Rehe, an Hasen mangelt es nicht und Kaninchen sind auch da, und an Fröschen und Käfern ist Überfluß. Da kann ein Krähenpaar es schon aushalten, und auch mehrere.

Gerade auf den Wald streicht das Krähenpaar zu, aber hundert Schritte davor biegt die eine ab, stößt einen Warnruf aus und steigt empor und die andere macht ihr das alles nach. Höher, immer höher steigt das Paar, schwebt über den Wald hin und äugt unter sich. Und dann stoßen beide gellende Warnelaute aus und rudern hastig weiter, denn an der Waldkante entlang geht der Hegemeister mit seinem Schweißhunde.

Bei einem großen Windbruche baumen die Krähen auf. Sie weiß es bestimmt, das Weibchen, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Denn die alte Samenfichte, in dem sie drei Jahre hintereinander gehorstet hat, steht wohl noch da, aber ringsumher ist es kahl geworden. Einige Wurfböden liegen noch umher und allerlei Astholz, aber der Bestand selbst ist bis auf einige Überhälter verschwunden. Also wird man einen neuen Horstbaum suchen müssen, denn mitten auf der blanken Blöße zu brüten, das ist doch zu gefährlich.

Vorläufig eilt das aber noch nicht. Deshalb erst einmal nach dem Bache hin, wo es allerlei gute Dinge gibt. Sieh da, sieh da, auch heute ist da etwas. Ein dreipfündiger Hecht ist mit dem Hochwasser in den Graben geschwommen und zappelt nun hinter dem Verhau, das angeschwemmtes Astwerk und Genist bildet, elend umher. Rechts und links von dem Graben fußen die Krähen auf den Zweigen und äugen mit langen Hälsen hinunter. Platsch! Der Hecht macht einen Satz, daß der Schlamm laut quatscht. Die Krähen flattern entsetzt fort, denn sie erschraken zu sehr. Aber schon sind sie wieder da. Eine fliegt an den Grabenbord. Hops, macht der Hecht einen Sprung in die Höhe und die Krähe einen zur Seite.

Jetzt kommt auch die andere. Mit viel Kopfverrenkungen und Halsverdrehungen gehen sie bis dicht an das schlammige Wasser. Der Hecht liegt wie tot da, ab und zu nach Luft schnappend. Ob ich es wage? denkt die eine Krähe und schreitet in das Wasser hinein. Einen fürchterlichen Hieb läßt sie auf das Genick des Fisches herniedersausen und fährt sofort zurück, aber doch nicht so weit, daß sie nicht ein gutes Teil von der rostbraunen Brühe abbekäme, die der Schwanz des Fisches umherstreut.

Aber jetzt liegt er still. Die andere Krähe wackelt heran. Das saß! Mitten in das eine Auge fuhr ihr Schnabel. Hoch wirft sich der unglückliche Fisch empor, und die Krähen weichen zurück, aber sobald er wieder liegt, trifft ein Schnabelhieb sein linkes Auge, daß er geblendet ist. Er schießt nach rechts, er fährt nach links, und jedesmal, wenn er an das Ufer kommt, trifft ihn ein sicherer Hieb. Jetzt bleibt er auf der Seite liegen und öffnet verendend den Rachen. Es regnet Schnabelhiebe. Noch ein Sprung, ein wildes Plätschern, und dann dreht er den weißen Bauch nach oben.

So, das wäre gemacht! Aber bei der schweren Arbeit hat man ganz vergessen, aufzupassen, ob die Luft rein ist. Das Krähenmännchen schwingt

sich in die Eiche und späht umher, fliegt dann auf die Spitze der Fichte gegenüber, äugt rechts und links den Bach hinauf und hinab, steigt empor und übersieht die Gestelle und taucht wieder in das Astgewirr hinab. Da unten ist das Weibchen schon mitten in der Arbeit. Es hat solange unter der Kiemenspalte herumgehackt und -gezerrt, bis die Haut zerriß. Leber ist das Feinste, was es auf der Welt gibt, aber das Allerfeinste ist doch Hechtleber, vorausgesetzt, daß es keine Quappenleber gibt, denn das ist die Höhe der Gefühle.

H. Schumann. *Bismark i. Altm., Oktober 1905.*

Nebelkrähe. Flugbild.

„Cherr," sagt das Männchen leise, und das heißt: „Laß mir auch etwas übrig!" Das Weibchen hat dazu keine Lust und besieht für seine Happigkeit einen Schnabelhieb. Nun langt das Männchen in die Brustöffnung und zerrt die Leber hervor, und das Weibchen reißt das Herz heraus, verschlingt es, flattert empor, um nachzusehen, ob nicht unterdessen der Hegemeister mit seinem Schießgewehre näher gekommen ist. Aber weit und breit ist nichts zu sehen, als der alte Bock, der sein Bastgehörn spazieren führt, und auf dem Ende der Schneise der Hase, der da junges Gras mümmelt. Und wenn

auf dem einen Ende des Gestelles ein Reh und auf dem anderen ein Hase sich vertraut äsen, dann ist dazwischen alles in Ordnung. Man kann also getrost weiter vespern.

Hecht ist ganz entschieden besser, als ein alter Knochen mit wenig daran und viel Asche darum und Dutzenden von neidischen Schnäbeln in der Nähe, ganz entschieden ist er besser. Es ist nur schade, daß er bloß eine Leber und ein Herz hat. Aber das Rückenfleisch ist auch nicht zu verachten, obgleich das Bauchfleisch noch zarter ist. Ganz vorzüglich aber ist das Gehirn; viel gibt es davon nicht, aber der Geschmack ist fast so gut, als der von halbbebrüteten Kiebitzeiern oder nackten Jungmäusen.

Aber was war das da eben? Das klang ja beinahe, als wenn der Häher warnte. Tatsächlich, es ist der Häher; er warnt gefährlich. Darum von der Erde weg auf einen sicheren Ast. Hier ist irgend etwas nicht in Ordnung. Der Bock hat mit dem Äsen aufgehört und tritt in den Bestand, der Hase macht einen Kegel und jetzt setzt er über den Graben. Aber der Förster ist nirgendswo zu sehen. Was mag nur los sein, daß der Häher so fürchterlich schimpft? Ach so, Reineke Rotvoß, der Schleicher ist es? Da taucht er auf der Brücke auf und prüft den Wind, und jetzt schnürt er unter dem Winde gerade auf den Hecht los.

Das geht nicht, geht auf keinen Fall! Das wäre ja noch schöner. Erst quält man sich eine volle Stunde mit dem Fische ab und nun soll man ihn loswerden? „Karr" und „Kerr" erschallt es über dem Fuchse. Verdutzt bleibt er stehen und äugt falsch nach oben. Dann schnürt er weiter. Und wieder krächzt es und ehe er es sich versieht, hat er einen Stich weg und jetzt wieder einen und während er wild nach links schnappt, hat er rechts noch einen Schmiß fort und das Gekrächze wird immer schlimmer, denn nun sind es schon vier Krähen und wer weiß, ob nicht bald sechs oder acht da sind. Mit einer mächtigen Flucht taucht der Fuchs in der Dickung unter.

Die vier Krähen sitzen rechts und links von der Schneise auf den Ästen und verpusten sich. Dann stiebt das eine Paar ab und das andere kehrt zu dem Hecht zurück. Im Holze fällt ein Schuß und wütendes Krähengeschrei folgt darauf. Das Krähenpaar steigt über den Wald und kreist. Da unten im Bruche kreist ein Krähenmännchen und kreischt jämmerlich, und durch das Bruch geht der grüne Mann mit seinem roten Hunde und an seinem Rucksacke baumelt etwas Blankes, Schwarzes hin und her. Hoch über ihm kreist schrecklich krächzend das Männchen.

Langsam rudernd folgt das Krähenpaar bis an die Waldkante nach und baumt dort auf. Der Mann und der Hund verschwinden in der großen Wiese, hinter der das Dorf liegt. Da fliegt das Paar zurück. Das verwitwete Männchen gesellt sich zu ihm. Es tut anfangs so, als läge ihm nur an der Gesellschaft etwas, aber das andere Männchen weiß, mit welchen Plänen es

K. Spengler. *Rothehütte, Mai 1908.*

Junge im Neſt.

umgeht und ſobald es nahe kommt, ſticht es nach ihm. Das Gequarre iſt bald hier, bald da im Walde, bald über den Kronen, bald im Geäſte, jetzt auf der Wieſe und nun im Bruche. Schon hat der Kauz gerufen, die Graudroſſel ſtellte ihr Singen ein, kein Rotkehlchen tickt mehr im Unterholze, die Himmelsziegen meckern ſchon über der Wieſe, der Mond ſteht auf dem Walde, und immer noch geben die Krähen keine Ruhe. Das rechtmäßige Männchen jagt ſein Weibchen vor ſich her und in den dickſten Fichtenbeſtand hinein, aber er wird den Nebenbuhler nicht los und ſo müde es auch iſt, es muß ihn immer abwehren. Erſt als Wolken ſich über den Mond ſteigen, hört der Lärm auf.

Ein grauer Morgen kommt herauf; die Luft iſt weich und warm. Morkend und pfuitzend ſtreicht eine Schnepfe über die Blöße. Langſam ziehen die Rehe das Geſtell entlang. Laut heult der Kauz. Irgendwo in den hohen Föhren ſchläft das Krähenpaar, aber der Krähenwitwer iſt ſchon wach. Er ſitzt auf dem Wipfel der Eiche und hält Umſchau nach dem Paare, denn er denkt den Kampf um das Weibchen fortzuſetzen. Es wird

F. Heatherley. *Schottland, Mai 1906.*

Nebelkrähe, die Jungen fütternd.

heller und heller. Die Rotkehlchen ticken überall, die erste Drossel pfeift, die Himmelsziegen hören mit ihrem Gemecker auf. Dem Krähenwitwer wird das Warten zu langweilig. Er streckt den Kopf vor, bläst die Kehle auf und wirft seinen hohlen Balzruf in die Stille. Ein sanftes „Arr" und ein wütendes „Err" antwortet ihm aus den hohen Föhren. Er wirft sich von seinem Aste und schwebt über die Lichtung. Noch ist er nicht in der Mitte, da löst sich ein brauner Wisch aus der Eiche und flattert hinter ihm her. Ein jämmerliches Angstgeplärre stößt er aus, denn er fühlt die acht Krallen des Habichtes in seinen Weichen. Sein Angstruf findet doppelten Widerhall.

F. Heatherley. *Schottland, Mai 1906.*

Junge, nahezu flügge Nebelkrähen im Neſt.

Fort iſt alle Eiferſucht, aller Haß bei dem Krähenmännchen, ſauſenden Fluges, laut um Hilfe ſchreiend, ſtreicht es heran und hinter ihm her folgt das Weibchen. Mit todhaßwütendem Quarren haſſen beide auf den Habicht und hetzen ihn durch den Wald. Von der Wieſe, von dem Moore, von den Weiden kommt Zuzug; alle die Krähen, die in dem Walde ſchliefen und auf der Fahrt nach dem großen Schuttplatze vor der Stadt waren, wenden um und eilen herbei. Aus hundert ſchwarzen Schnäbeln klingt das haß-erfüllte Arr, Err und Örr und laut tönt das Sauſen und Brauſen der vielen Schwingen über dem Forſte.

Dem Habicht wird schwül. Er flattert niedrig über den Boden im Altholze hin und sucht ein Versteck. Wo die vier jungen Fichten sich eng aneinander drängen, fällt er ein und schlüpft unter, die tote Krähe fest im Griffe haltend. Aber den Krähen entgeht er nicht. Err, klingt es hier, Arr, tönt es da, und rund um den Busch krächzt und quarrt und saust es hundertfach. Eine kleine Weile hält er den Lärm aus, dann aber fällt er ihm auf die Nerven und plötzlich bricht er hervor und stiebt der Kieferndickung zu. Aber ein Dutzend Krähen verlegen ihm den Weg und zwingen ihn, umzukehren, und dort ist wieder ein Dutzend und dort noch eins. Am Fuße der alten Eiche flattert er nieder, immer noch die Krähe im Fange haltend. Sein krummer Schnabel ist weit offen, seine bunte Brust geht auf und ab, seine Flügel sind gespreizt, sein Stoß weit gefächert. Err, da hast du eins! Arr, und noch eins! Örr, und das von mir! Kerr, und eins von mir dazu! Dicht über seinen Kopf hin saust es unaufhörlich, und seine gelben Augen gewahren nichts, als ein betäubendes Geflatter von schwarzen, gespreizten Schwingen und einen Wirbel blanker Leiber. Überall Krähen, in der Luft, am Boden, auf den Bäumen, und in jedem Augenblicke werden es mehr.

Er sieht es ein, hier hilft ihm nur die Flucht. Mit jähem Rucke schwingt er sich auf und streicht erst niedrig über den Boden hin, steigt dann und sucht die dichte Fichte zu gewinnen. Aber vier Krähen kommen ihm entgegen und er macht einen Bogen nach der Föhrendickung. Aber auch dort geht es ihm nicht besser und wieder muß er herunter und an dem Stamme der Fichte Rückendeckung nehmen. Drei, vier, fünf, ein ganzes Dutzend der schwarzen Rächer sitzen um ihn herum auf dem Boden und in den Zweigen und schreien ihn mit heiseren Stimmen an, und über ihm schreit und saust und hinter ihm kreischt und braust es. Da läßt er seine Beute fahren, schwankt im Zickzack um die Stämme und stürzt sich in das krause Astwerk einer Föhre, um in demselben Augenblicke im Donner des Schusses herabzustürzen. Er war dem Hegemeister gerade vor das Rohr gekommen. Der hörte die wilde Jagd herankommen und drückte sich hinter einen Stamm.

Mit Entsetzensgeschrei stiebt das Krähenvolk auseinander, kreist lärmend noch einige Zeit über dem Forste und verteilt sich. Das eine Paar aber strebt dem Bache zu, um den Rest des Hechtes zu verzehren. Aber es ist nichts mehr zu finden; über Nacht war der Iltis da und hat blanken Tisch gemacht. So geht es denn nach den Wiesen. Da gibt es Mäuse und Maulwürfe und wenn die nicht zu finden sind, Frösche. Die Tümpel sind voll von laichenden Taufröschen. Ruhig und besonnen spazieren die beiden Schwarzröcke in der Wiese umher. Da ist eine Raupe und hier ein Käfer und dort ein Wurm und da wieder einer, und da hüpft ein junges Moorfroschmännchen, den Kopf voll von Liebesgedanken; sie alle sterben einen

Rüdiger. *Reichenbach, 10. März 1908.*

Nebelkrähe auf Aſt.

ſchnellen Tod. Aber was iſt das da? Bewegte ſich dort nicht die Erde? Ganz vorſichtig und doch ſchnell geht die Krähe näher, bis ſie dicht an dem Maulwurfshaufen iſt. Mit ſchrägem Kopfe ſteht ſie da und lauert. Jetzt bewegt ſich die Erde wieder, der Haufen vergrößert ſich und mitten darin taucht ein roſenrotes Schnäuzchen auf. Gerade als es verſchwinden will, hackt der ſpitze Schnabel zu und reißt den Maulwurf heraus. Heftig ſtrampelt er, aber es hilft ihm nichts. Die Klauen der Krähe greifen ihn und drei ſichere Hiebe mit dem Schnabel machen ihm den Garaus. Auf dem Aſte der breitkronigen Eiche wird er verſpeiſt.

Die andere Krähe wackelt an dem Waldgraben entlang. Ein halbwüchsiges Waldmäuschen hat schon daran glauben müssen und nach ihm eine junge Waldeidechse, die heute zum ersten Male nach langem Winterschlafe die Sonne sah. Aber was ist das da in dem welken Laube unter dem Weißdornbusche? Ein graubraunes Wollklümpchen, sogar zwei! Hick hack, hick hack, ist die Krähe beim bösen Werke. Ein jämmerliches Quietschen

M. Steckel. *Ostpreussen, 9. November 1908.*

Nebelkrähe auf Treibeis Futter suchend.

ertönt und sofort ist die zweite Krähe auch da. Hick hack, hick hack. Aus ist es mit den beiden frischgesetzten Junghäschen. Gestern Fisch, heute Hasenbraten. Ach ja, es läßt sich hier schon ganz gut leben. Noch acht Tage, dann legen die Kiebitze. Sie machen freilich einen schrecklichen Lärm, nimmt man ihnen die Eier fort, aber das wird man allmählich gewöhnt. Und was noch sonst alles im Walde brütet! Da ist die Singdrossel und die Amsel und der Fink und die Ammer, und im Moore sind Pieper und Bekassine und, nicht zu vergessen, das Birkhuhn und die Krickente. Und im Walde

gibt es Blindschleichen, Glattnattern und Kreuzottern, die alle ganz gut schmecken, und wenn im Bache die dummen Neunaugen laichen, ist es ein Hauptspaß, sie samt dem Steinchen, an dem sie festsitzen, an das Ufer zu zerren. Auch Schmetterlinge gibt es mit Leibern, so dick, wie eine junge Maus, und Käfer, fett wie Schnecken, und unterschiedliche Arten von Mäusen. Ja, es ist ein vorzüglicher Wald, dieser Wald hier, ein wahrer Prachtwald.

M. Steckel. *Ostpreussen, November 1908.*

Nebelkrähe auf Treibeis.

Nur vor dem Förster muß man sich zu wahren wissen, denn der ist noch gefährlicher, als Fuchs und Habicht.

Aber dafür ist er auch meist so unvernünftig grünspangrün angezogen, daß eine halbwegs geweckte Krähe ihn schon von weitem äugt. Und auch dann, wenn er Walduniform anhat, kennt man ihn leicht, denn sein Gesicht leuchtet weithin im Walde und seine Flinte blitzt noch weiter in der Sonne. Das aber, was da ankommt, das ist einer von den Menschen, die keiner Krähe etwas tun, denn er geht schnell und flötet dabei. Und

8*

der große Raubvogel, der dort angesegelt kommt, ist ein ganz ungefährlicher Bussard. Aber deswegen kann man ihn doch fortjagen. Laut quarrend hassen die Krähen auf den Mäusejäger, treiben ihn über die Wiese und kehren dann zurück. Es war nur einer von den Späßen, die sie sich gern erlauben. Auch der Hund, der da herumbummelt, hat dort nichts zu suchen. Also: auf ihn! Schon macht er, daß er nach dem Dorfe kommt.

Sieh, sieh, also darum schnüffelte Spitz dort umher! Er hat ein Junghäschen gewittert. Nun, das können Krähen noch besser gebrauchen, als ein Hund. Aber es kann schon hübsch laufen und drückt sich in das Eichengestrüpp. Hick, hack! Es geht ja schwer, die Schnäbel durch das Gezweig zu bringen, aber Ausdauer führt zum Ziele. So, der Hieb saß! Jämmerlich klagt der Kleine. Aber was ist das da, was da angestoben kommt? Wahrhaftig, die Alte! Nun wird der Fall verwickelt, denn so eine Hasenmutter versteht niederträchtig zu trommeln. Da fliegen schon eine Feder, und da noch eine. Tatsächlich, es ist keine Möglichkeit, an den Junghasen heranzukommen, einmal der Zweige wegen, und dann, weil die Alte ihn deckt. Aber horch, klagt drüben an dem Teiche nicht noch ein Junghase? Es ist so. Also dahin! Halt, halt, zurück, es ist der Grünrock! Aber da donnert der Schuß schon, wie ein schwarzer Lappen fällt das Krähenmännchen auf die Wiese und das Weibchen fuchtelt mit Angstgetöse von dannen.

„Gelichter!" brummt der Förster, hängt die Krähe in den Hühnergalgen und geht heim. Abends ist er wieder draußen mit seinen Söhnen und baut sich aus Fichtenzweigen einen dichten Schirm um vier Pfähle, und am Morgen sitzt er darin und davor auf der Juhle, mit den bernsteingelben Glotzaugen um sich spähend, Hans, der Uhu. Ein Häher flattert über die Wiese, äugt die Eule, baumt in der Eiche auf und schimpft mörderisch. Endlich streicht er ab. Ein Brachvogelpaar kommt flötend angeschwebt, hasst auf den Uhu und zieht weiter. Ein Krähenpaar rudert in hoher Luft dahin, wendet, kreist, krächzt Mord und Brand, stößt auf den Uhu und baumt auf. Ein Doppelschuß erdröhnt und beide stürzen in die Wiese. Eine einzelne Krähe streicht vorüber, äugt den Uhu, stößt ein Angstgekreische aus und macht, daß sie fortkommt. Der Förster lacht in seinen Bart hinein; er weiß, daß es eine alte Standkrähe ist, die ganz genau Bescheid weiß, daß der Uhu schießen kann. Aber jetzt kommt ein Krähenpaar angestrichen und stößt auf den Uhu. Die eine fällt im Feuer, die andere verliert zwei Schwanzfedern und rettet sich mit Angstgekrächze in den Wald.

Es ist das Weibchen, das vorgestern den Hecht und gestern die Junghasen entdeckte. Zwei Tage bleibt es ledig, am dritten hat es ein Männchen. Es ist keine Rabenkrähe, dafür hat es am Rumpfe zu viel Grau, und es ist auch keine Nebelkrähe, denn das Grau ist zu trübe. Es ist ein Bastard. Seine Mutter war eine Rabenkrähe, sein Vater eine Nebelkrähe, die aus

irgendeinem Grunde diesseits der Elbe blieb und sich eine schwarze Gefährtin suchte.

Das Bastardmännchen ist ein Oberschlauberger. Seine Frechheit ist geradeso groß, wie seine Vorsicht. Es stiehlt dem Oberholzhauer sein Butterbrot und geht schon auf tausend Schritte ab, wenn der grüne Rock des Försters auftaucht, aber es geht zwei Fuß hinter dem pflügenden Knechte her und liest die Engerlinge, Drahtwürmer und die Eulenpuppen auf, die die Pflugschar zutage bringt. Es belästigt den Habicht solange, bis der es vorzieht, nicht mehr in dieser Ecke zu jagen, und es paßt scharf auf die Kiebitze auf, und ehe sie es sich versehen, hat er das Gelege gefunden und frißt die Eier aus. Selbst beim scheußlichsten Regenwetter und beim eisigen Ostwinde weiß es Nahrung zu finden.

So paßt es gut zu dem schwarzen Weibchen, das sehr klug veranlagt, aber ein Jahr jünger und darum unerfahrener ist, und wenn auch zwei Rabenkrähenmännchen es ihm eine ganze Woche lang streitig machen, seine Unverschämtheit treibt sie schließlich in die Flucht. Nun gibt es gegen Mittag ein seltsames Leben in dem sumpfigen Erlenbestande bei dem Bache. Quarrend und schnalzend treibt die graue Krähe die schwarze, bis sie sich gibt, und dann gaukelt das Männchen um sie herum, schnalzt ihr seinen sonderbaren Singsang vor und macht sich mit Schnabelklappen und Schwingengeschwirre so niedlich, wie es nur kann.

Der alte Bock, der hier seinen Stand hat, äugte erst ganz verdutzt, als das Geflügel und Geflatter über ihm losging, aber er gewöhnte sich schnell daran. Etwas unheimlicher aber wird es ihm, als es einige Tage darauf immer knick, knick geht, gerade als wenn ein Menschenfuß beim leisen Pürschen ab und zu einen dürren Stengel abträte. Das sind die beiden Krähen, die von Baum zu Baum fliegen und bald hier, bald da einen Zweig abbrechen. Das machen sie so heimlich und geräuschlos, als handele es sich um ein schweres Verbrechen, und es sind doch nur wertlose Erlen- und Birkenreiser, und keine Tragreiser von Edelobst, wie sie die Krähe, wo sie sie haben kann, mit Vorliebe zum Unterbau für ihren Horst nimmt. Aber auch an das leise Abknicken gewöhnte sich der Bock sehr bald und in wenigen Tagen fand er heraus, daß die neue Nachbarschaft für ihn von Nutzen sei. Es ist ja der Zaunkönig da, das Rotkehlchen, der Laubvogel, die Weidenmeise, die Singdrossel, die Amsel und der Häher, die ihm alle jeden Menschen anzeigen, aber auf keinen von ihnen ist soviel Verlaß, wie auf die Krähen. Da ist nichts auf eine Viertelmeile im Umkreise, das ihnen entgeht und das sie nicht vermelden. Jeden Menschen, der sich blicken läßt, verkündigen sie, aber auf unterschiedliche Art. Die Waldarbeiter und die Kinder, die Dürrholz lesen, werden anders angesagt, als der Käfersammler, denn er ist den Krähen fremd, und anders ist der Ruf, der den Gendarm offen-

R. Hilbert. *Rathenow, Februar 1900.*

Nebelkrähe.

bart, der ab und zu durch den Wald geritten kommt. In dem Arr oder Krah, mit dem diese Leute gemeldet werden, liegt weiter nichts, als die Feststellung einer mehr oder minder bemerkenswerten Tatsache; läßt sich dagegen der Forstläufer blicken oder der Hegemeister oder gar der Forstmeister, der schon seit drei Jahren den alten Bock waidwerkt, dann klingt der Warnruf so gellend, daß der Bock sofort Bescheid weiß. Aber die Krähen haben auch wieder von dem Bocke Nutzen, denn er hat einen Sinn mehr als sie, die Nase, und wenn der Hegemeister sich auch noch so vorsichtig unter dem dichten Gezweige der Fichten heranpürscht, um zu sehen, ob er nicht die Krähen beschleichen kann, die ihm das Fasanengelege plünderten, des Bockes dröhnender Baß verrät ihn. Außerdem sind noch die hellsichtigen Tauben da, die mit klatschendem Flügelschlage abreiten, naht sich irgend etwas Verdächtiges dem Bruche.

So können die Krähen in Muße in der hochschäftigen, dichtkronigen Kiefer, die sich zwischen den Erlen und Birken erhebt, ihren Horst bauen und ungestört ihre Eier ausbrüten und in Frieden ihre Jungen groß-

R. Hilbert. *Rathenow, Februar 1900.*

Nebelkrähe.

ziehen, zumal es an Futter nicht gebricht. In dem Bruche selbst und an den Rändern der Gräben wimmelt es von grünen und braunen Fröschen, da schlüpfen mehrere Arten Mäuse, auf den Gestellen sind vielerlei Heuschrecken und Käfer und das Unterholz birgt eine Menge von Nestern mit leckeren Eiern und fetten Jungvögelchen. Die Felder, Wiesen und Weiden vor der Forst wimmeln von allerhand Getier und in den Brüchen und Mooren ist noch mehr davon zu finden. Das Krähenpaar hat es leicht, seine Jungen satt zu bekommen, und fortwährend fliegen die Alten auf und ab und schleppen Atzung heran, den Mistkäfer wie die Maus, die Eidechse und die Kreuzotter, den jungen Kiebitz und die eben ausgeschlüpfte Krickente, und die Jungen wachsen und gedeihen und sind in wenigen Wochen so groß, daß sie den Neststand ganz platt getreten haben. Noch einige Wochen später sitzen sie schon in den Zweigen der Kiefer und flattern bald den Alten etwas entgegen, bis der Tag kommt, daß sie den Horst verlassen und mit unsicheren Flügelschlägen in schrägem Fluge über das Bruch hinflattern. Für zwei von ihnen ist der erste Flug der letzte; das eine schlägt

der Habicht, das andere reißt der Fuchs. Die drei anderen aber, eine schwarzgraue, wie der Vater, und zwei kohleschwarze, wie die Mutter, kommen glücklich davon.

Nun hebt ein herrliches Leben an. Den Morgen und den Vormittag lernen die Jungen unter Führung der Eltern auf den Wegen und Wiesen sich ihre Nahrung suchen. Anfangs ist das recht schwer, denn der Heuhüpfer kann mächtig springen, die Frösche sind scheußlich flink und die Maus ist immer

R. Hilbert. *Rathenow, Februar 1900.*

Nebelkrähe im Schnee laufend.

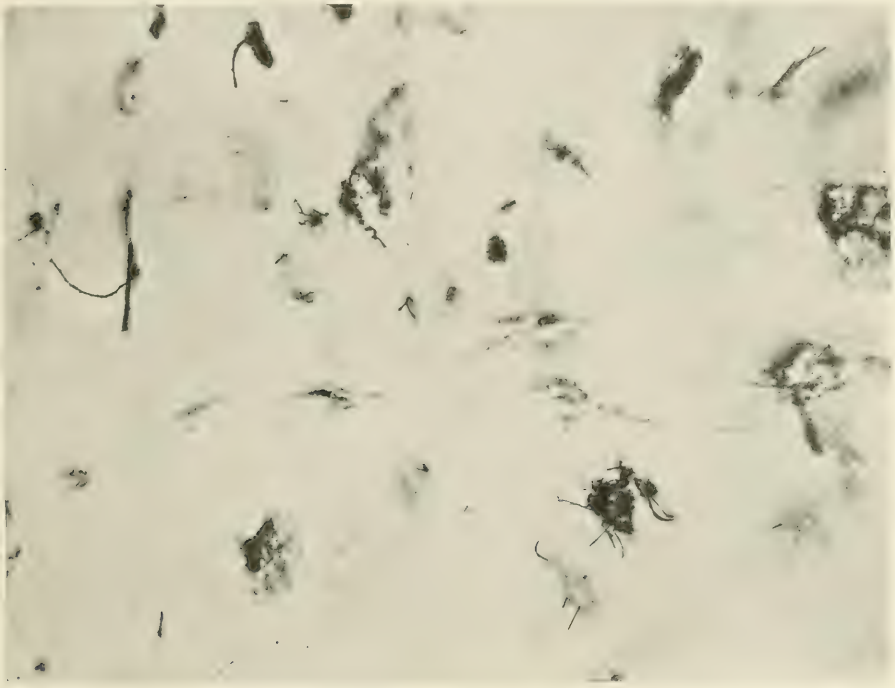
gerade da gewesen, wo der Schnabel eben hinhackt, die Blindschleiche hält sich im Grase schrecklich fest und die Eidechse ist schon längst verschwunden, ehe man sie recht gewahrt hat. Manche Dinge sieht man überhaupt nicht. Da liegen in einem runden Loche im Grase fünf kleine runde buntgesprenkelte Steine. Steine schmecken nicht, also läßt man sie liegen. Aber die Mutter holt einen hervor, beißt ihn durch und siehe da, es ist etwas Weiches darin, das ganz ausgezeichnet schmeckt. Dann liegt da auf dem Sandwege ein hartes, rundes, schwarzes Ding, das sich gar nicht bewegt. Wer kann

M. St. S.

Ostpreußen, November 1908.

Nebelkrähen, auf Treibeis Futter suchend.

es wissen, daß es ein Pillenkäfer ist? Der Vater, und nun wissen es die Jungen auch. Und Eidechsen fangen, das ist gar nicht so schwer. Man wartet, bis sie in ihr Sandloch geschlüpft ist, und dann stellt man sich so, daß man seinen eigenen Schatten hinter sich hat, und rückt und rühret sich nicht, und wenn es eine Viertelstunde dauert. Sobald sie aber herauskommt, wupps, zugehackt, und man hat sie. Ebenso ist es mit der Maus und mit dem Maulwurf ist es ähnlich, nur daß man bei diesem darauf achten muß, wo



M. Behr. *Cöthen, Februar 1900.*

Nebelkrähe. Spur im Schnee.

sich das Fallaub oder die Erde bewegt. Anders ist es wieder mit den jungen Lerchen, Piepern, Bekassinen und Kiebitzen. Die sind auf einmal verschwunden, als wären sie in die Erde gekrochen. Aber wenn man genau zusieht, dann liegt hier ein Ding, das sieht wie ein verschimmeltes Stück Schafdung aus, und faßt man zu, dann hat man einen Jungvogel.

Noch vielerlei gibt es, was die Jungen lernen müssen. Die großen Tiere, die auf zwei Beinen gehen, sind sehr gefährlich, denn das sind Menschen. Manche sind harmlos, aber so genau kann man das nie wissen.

Wenn sie beim Gehen Lärm machen oder auf Wagen sitzen, sind sie meist unschädlich, und auch alle die, die unten breiter als oben sind, und von deren Beinen man nur kleine Stücke sieht, haben nichts zu bedeuten. Man tut aber immer gut, sie nicht auf mehr, als auf hundert Flügelschläge herankommen zu lassen. Die einzigen Menschen, denen man trauen kann, das sind die, die hinter zwei Pferden das Feld auf und ab gehen und den Boden wund machen, so daß allerlei Getier zum Vorscheine kommt, und auch die, die im Walde graben oder Bäume umhacken, sind im allgemeinen nicht zu fürchten. Aber die, die grün aussehen und auf der linken Schulter etwas Blankes und hinter sich meist einen Hund haben, das sind die allerschlimmsten und jede anständige Krähe hat die Pflicht, es weit und breit anzusagen, wenn ein grünröckiger Mensch in Sicht kommt. Man ist nie vor ihnen sicher und wo irgendein Busch oder ein Strauch oder ein Graben ist, da muß man, wenn man beim Mausen oder Nestersuchen ist oder sonst etwas vorhat, ab und zu in die Höhe fliegen und spähen, ob nicht in dem Graben oder hinter dem Busche ein solcher Mensch ankommt. Außerdem hat man sorgfältig auf das Benehmen aller klugen Tiere acht zu geben. Solange der Bock sich äst und der Hase rund ist, ist die Luft rein; wenn aber der Bock aufwirft und der Hase lang wird, ist irgend etwas nicht in Ordnung. Da, wo die Grille zirpt oder der Frosch quarrt, ist keine Gefahr; wenn aber die Tauben sehr laut abstreichen, wenn ein Vogel warnt oder der Häher oder der Specht oder der Kiebitz Lärm schlägt, dann ist irgend etwas in Unordnung, und wenn der Hase oder der Bock plötzlich wegläuft oder der Bock laut schimpft, dann ist die Sache sehr bedenklich.

Es ist unglaublich viel, was eine junge Krähe alles lernen muß, ehe sie ohne die Eltern in der Welt fertig werden kann. Es ist zum Beispiel ganz ungefährlich, um die Zeit, wenn die Bauern alle auf der Wiese beim Heuen sind, zwischen ihnen herumzugehen und nach Jungmäusen und Käfern zu suchen. Dagegen muß man, wenn man sich im Dorfe Kirschen holen will, sehr dabei vorsehen. Manchmal steht ein Mensch auf dem Felde und rührt sich nicht; dann ist es gar kein Mensch, sondern eine Vogelscheuche, aber man tut doch gut, alles, was ungefähr wie ein Mensch aussieht, erst lange Zeit zu beobachten. Wenn ein Mensch sich auf dem Felde zu schaffen macht und geht fort und man findet dort nachher ein Stück Fleisch, das ist immer hochverdächtig. Findet man im Walde eine Eule, so darf man sie soviel plagen, wie man will; sitzt aber auf freiem Felde die große Eule auf einem Pfahle, so ist die Sache faul, denn diese Eule kann schießen. Wenn man zu mehreren ist, muß man den Habicht fortjagen; ist man allein, so tut man gut, sich zu verstecken.

Das alles und noch viel mehr lernten die jungen Krähen den Sommer über unter Führung der Alten. Sie lehrten sie, im Bogenfluge am Rande

des Roggenfeldes entlang zu fliegen, eine Ähre zu haschen und abzureißen und sie, wenn ein bis zwei der milchigen Körner herausgepickt waren, fortzuwerfen und sich eine neue zu holen. Sie lehrten sie die Stellen unter

M. Behr. *Cöthen, März 1909.*

Nebelkrähe, Futter suchend.

den Brücken zu finden, wo selbst um die Mittagszeit das Wasser kühl ist, und zeigten ihnen die Buchten im Flusse, wo die abgestandenen Fische und die ertränkten jungen Hunde und Katzen antreiben. Sie wiesen ihnen die blauen Fliegen und rot und schwarz gestreiften Käfer, die unfehlbar anzeigen,

R. Zimmermann. *Rochlitz. Mai 1900.*

Junge Rabenkrähe.

wo ein totes Tier oder ein Wildgeſcheide liegt, und machten es ihnen klar, wie man aus dem Benehmen eines Haſen oder eines Vogels erkennt, wo er ſeine Jungen oder ſeine Eier hat, und wie man es macht, dorthin, wo ein Schuß fällt, vorſichtig heranzuſtreichen und aufzupaſſen, ob man nicht ein Stück Wild findet, das dem Jäger entgangen iſt. Wenn der Wind kalt von Oſten kommt, iſt auf dem Moore wenig zu finden, um ſo mehr aber, iſt die Luft ſtill und ſcheint die Sonne ſehr warm. Wenn ein Haſe klagt, kann man nie wiſſen, ob es ein Haſe oder ein Menſch iſt, der Krähen ſchießen will; deshalb muß man vorſichtig von hinten und in guter Deckung heranſtreichen. Findet man ein größeres Tier, das krank iſt, ſo hackt man ihm zuerſt die Augen aus, damit es nicht fortlaufen kann. Der ſchlimmſte Fehler für die Krähe iſt die Einſeitigkeit. Iſt in Wald und Moor auch noch ſo viel Futter, ſo muß man doch ab und zu zu Felde fliegen oder bei dem Dorfe herumſtöbern, damit man ſich in der kargen Zeit dort zurecht findet. Wenn es irgend geht, ſoll ſich die Krähe Geſellſchaft ſuchen; vier Augen ſehen doppelt ſoviel, als zwei und je mehr da ſind, um ſo beſſer iſt es.

R. Zimmermann. *Rochlitz, Mai 1909.*

Junge Rabenkrähe.

Der Sommer geht hin, der Herbst zieht in das Land; die einzelnen Krähenfamilien schlagen sich zu Flügen zusammen und treiben sich, bald sich für sich haltend, bald mit Dohlen und Saatkrähen gemischt, im Lande umher, heute in den Marschen, morgen auf den Stoppeln der Geest, übermorgen auf den Rübenfeldern des Lehmlandes, ungeheure Mengen von Drahtwürmern, Engerlingen und Mäusen vertilgend und Massen verwesender Stoffe forträumend, auch manches angeschossene Rebhuhn, manchen kümmernden Hasen überfallend und tötend. Sinkt der Abend über das Gefilde, färbt sich der Himmel rosig, dann ziehen sie, geführt von den ortskundigen Stücken, krächzend und quarrend nach einem fernen Walde, ihn noch eine Stunde lang mit dem Getöse ihrer rauhen Stimmen und dem Rauschen ihrer harter Schwingen erfüllend, bis der letzte Rosenschein am Himmelsrande erlischt und die Nacht hereinbricht. Jeder Morgen bringt dem Fluge neuen Zuzug; und um das Dreifache nimmt er zu, als Ostelbien, Skandinavien, Rußland und Nordasien die zahllosen Mengen von Nebelkrähen in das Land der Rabenkrähen schickt. Da wird allmählich das Futter spärlich in Feld

und Wiese, Moor und Heide, und immer mehr drängen die Scharen nach den Siedlungen der Menschen, erst nach den Dörfern, dann nach den Landstädten, und zuletzt zu den Großstädten, wo die Rieselfelder und Schuttplätze liegen, die allwinterlich die Tausende und Abertausende und Aberabertausende von Krähen ernähren müssen.

* *
*

Es ist viel über den Nutzen und Schaden der Krähen gestritten worden. In der Jagdpresse, die sich bis vor kurzem noch auf einem ganz einseitigen Standpunkte befand, wird die Raben- und Nebelkrähe als ein Vogel hingestellt, die jagdlich nur Schaden stiftet. Es ist selbstverständlich, daß ein so starker und kluger Vogel allerlei Schaden in jagdlicher Hinsicht anrichtet. Auf weiter, buschloser Strecke ist ein Nebelkrähenpaar imstande, einen kümmernden Hasen zu Tode zu hetzen, auch wird es einem Krähenpaare nicht allzu schwer fallen, ein frischgesetztes Rehkitz zu meucheln. Der eben gesetzte Junghase, das Feldhuhn-, Fasanen-, Wachtel- und Entengelege, das die scharfen Augen der Krähen erspähen, ist verloren, und so manches Junghuhn, so manches Fasanenkücken, so manche Jungente findet den Tod durch ihre Schnäbel.

Das ist die eine Seite der Sache. Bedenkt man aber, daß der Krähe in erster Reihe kümmerndes, angeschossenes und krankes Wild zum Opfer fällt, so kann man von einem Nutzen sprechen, beseitigt sie solche sowieso verlorenen Stücke, die zum Teil als Seuchenverschlepper dem Jagdinhaber schweren Schaden stiften. Wenn ferner ein Feldhuhn, eine Fasanenhenne, eine Wildente so dumm baut, daß das Gelege von den Krähen erspäht wird, so ist es vielleicht auch gut, daß die Krähe dafür sorgt, daß sich die Dummheit der Mutter nicht vererbe. Im allgemeinen bieten die Satz- und Hegezeit der Krähe soviel Kleingetier als Futter, daß sie nur verhältnismäßig selten nach Wild suchen wird, und sie wird in der Hauptsache von solcher Beute leben, die ihr, wie Insekten, Mäuse usw. am bequemsten zugänglich ist. So wird dort, wo die Krähen nicht gerade in zu großer Anzahl auftreten, was bei der Raben- und Nebelkrähe kaum irgendwo der Fall ist, ihr jagdlicher Schaden durchschnittlich geringer sein, als man annimmt.

Nachweislich stiftet sie aber auch in anderer Hinsicht Unheil. Sie bricht zum Bau ihres Nestes mit Vorliebe die brüchigen Tragreiser von Obstbäumen ab, tritt außerdem, besonders an Landstraßen, an Obstbäumen sehr viel die Pfropfreiser ab, plündert auch vielfach in ziemlich erheblicher Weise die Obstbäume, besonders die Kirschen, reißt bei der Würmersuche die Saatbüschel heraus und pflückt milchige Getreideähren in solchen Mengen ab, daß sie dadurch ganz erheblichen Schaden stiftet, plündert auch die Erbsen- und

Bohnenfelder. Dagegen steht aber der sehr große Nutzen, den sie in landwirtschaftlicher Beziehung durch die Vertilgung von Engerlingen, Drahtwürmern, Maikäfern, Brachkäfern und Mäusen, stiftet. Somit dürfte Regierungsrat Prof. Dr G. Körig von der Versuchsanstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem, der Tausende von Krähen auf ihren Mageninhalt untersuchte und die Ergebnisse veröffentlichte, recht haben, wenn er behauptet, daß, von Sonderfälle und Sonderverhältnissen, wie sie für Fasanerien in Frage kommen, abgesehen, die Raben- und Nebelkrähen in der Hauptsache mehr Nutzen, als Schaden anrichten.

Bei der Bewertung der Krähe darf aber nicht allein ihr unmittelbarer Nutzen in Frage kommen. Es ist auch zu bedenken, wie schwer die Krähen dem Fuchs, dem Marder und dem Habichte ihr Handwerk machen. Außerdem, und das ist auch ein wichtiger Punkt, ist der ästhetische Wert der Krähen von großer Bedeutung. Ein blankes Krähenpaar auf der grünen Aprilsaat, der gelben Auguststoppel oder dem weißen Schneefelde, ein Krähenflug, der unter dem graublau und rosenrot getönten Abendhimmel dahinzieht, der zärtliche Balzruf der Krähe im kahlen Vorfrühlingswalde, ihr Krächzen im sturmzerzausten Herbstwalde, das alles gehört zu der deutschen Landschaft.

Darum: schadet sie auch hier und da, so soll der Jäger oder der Landwirt sich ihrer erwehren, wie er kann; aber behalten wollen wir sie in der Landschaft, die blanke, kluge Krähe, Deutschlands interessantesten Großvogel.

Die Saatkrähe.

Von A. Bütow.

Es war in den ersten Tagen des März, da ein heftiger Südweststurm sich anschickte, den Winter endgültig auszukehren. Vor seinem wuchtigen Anprall konnten sich auch die wenigen Nachmittagsspaziergänger kaum im Gleichgewicht halten. Einen dunkeln Vogelschwarm trieb er blitzschnell vor sich her, denn kaum bemerkt, war er auch schon da; es waren in Vergesellschaft reisende Saatkrähen und Dohlen. Aber nicht weiter schienen sie gewillt zu sein, sich von ihm treiben zu lassen. Unter einem ohrengellenden Geschwätz der deutlich unterschiedlichen Stimmen — Kraa, kraa — Jäck, jäck, daah — hoben sich die Vögel merklich höher zu einer dichten Masse — dem Winde entgegen. Doch was wollte dieses Auflehnen bedeuten gegen eine trutzige Naturgewalt! Im Nu waren sie weit auseinander gewirbelt; jeder einzelne Vogel galt als Spielball des Windes; Flügel und „Steuer" versagten und die Federn waren durcheinander gewirrt! Nur wenn sie dem Sturm für Augenblicke entgegensahen, konnten sie ihr Gefieder einigermaßen in sittsamer Ordnung halten. Aber neue Windstöße versetzten sie immer wieder in die Kreiselbewegung, hoben sie höher und drängten sie wider Willen vorwärts und — „Vorwärts!" so gellte auch der letzte Schrei einer Krähe aus, die am höchsten gestiegen war und die Kommandogewalt zu verkörpern schien. In weniger als Sekundendauer waren die „Schwarzen" und „Grauen" aus dem Gesichtskreise wie weggeblasen. —

Viel ist schon geschrieben und mehr noch „verschrieben" worden über die Orientierung der Wandervögel, und dennoch ist die Sache, weil natürlich, die denkbar einfachste, die auch in dem Verhalten des Menschen ihre Deutung findet. In der Vergesellschaftung, in der die Vögel reisen — oft ist es die augenscheinlich „bunteste" —, bewährt sich nicht allein die Führerschaft der „Alten" für die „Jungen", sondern erstere lassen sich auch zum sicheren Ziel leiten durch Auge und Gedächtnis. Zudem ist das Luftmeer, namentlich zur „Reisezeit", zu vergleichen dem Ozean; ebenfalls belebt von „Seglern", die sich durch Signale über das „Woher" und „Wohin" verständigen. Erheblich verspätete Schwalbenbruten, wie sie uns auch Ende Oktober und Anfang November 1905 und 1907 vorkamen — die Sommer fielen ungemein kalt und naß aus — gingen in Norddeutschland samt und sonders ein, weil sie

den „leitenden“ Anschluß verfehlt hatten. Auch sonst ist die Angelegenheit nach Eigenbefunden tatsächlich geklärt, daß in Fällen, wo die Führerschaft versagt oder die Reisegelegenheit verpaßt ist, die Vögel in des Wortes eigenster Bedeutung umherirren, welchen Standpunkt auch praktische Forscher, u. a. auch die Gebrüder Adolf und Karl Müller, vertreten, die im Jahre 1905 ein nach dieser Beziehung überzeugendes Beweismaterial in der „Ornithologischen Monatsschrift“ festgelegt haben. Wenn sich ferner die Wissenschaft neuerdings zu der Annahme bekennt, daß der Vogelzug nicht in den Höhen vor sich geht, wie sie Gätke ermittelt haben will, so sind doch auch die faktisch festgestellten Flughöhen geeignet, den scharfgesichtigen Vögeln unverrückbare Merkpunkte Gebirge, Steilküsten, Flußläufe, Wälder, Städte usw. - gewissermaßen als Wegweiser - selbst in großen Entfernungen deutlich werden zu lassen, die auch in ihrem Kursbuch - - Gedächtnis — verzeichnet stehen. Unverkennbar war auch die Stadt, die der gemischte Saatkrähen- und Dohlenzug passierte, eine Station zur Orientierung, wie es ebenfalls von anderen Vögeln — auch Störchen — beobachtet ist, daß sie sich an bemerkenswerten Örtlichkeiten zurechtzufinden suchen, um dann mit seltener Sicherheit und wieder aufgenommener Geschwindigkeit die Reiseroute weiter zu verfolgen. —

Die Zugvögel ziehen mit dem Winde! Wohl sind die beschwingten Wanderer gezwungen, auch gegen den Wind „fechten“ zu müssen, aber im großen und ganzen lassen sie sich von den Frühjahrs- und Herbstpassaten treiben und — auch wohl leiten! Es sind nur nichtige Gründe, die das Gegen-den-Wind-ziehen zur Regel erheben wollen! Natürlich steht der Vogel gegen den Wind auf, um sich zunächst von den Luftwellen desselben mit heben zu lassen; ist er aber erst zu einer gewissen Höhe gelangt, dann überläßt er sich am liebsten der Luftströmung. Auch „plustert“ ihm der Nachwind die Federn nicht auf, weil er sich in einer Luftmasse bewegt, deren einzelne Teile zueinander immer in derselben Lage bleiben und insgesamt fortgeschoben werden. Welche Vergeudung an Zeit und Kraft würde stattfinden, wenn es anders wäre! Nur wenn der Vogel stillehält, ist er genötigt, sich dem Winde entgegenzukehren, um das Gleichgewicht und die geordnete Toilette zu behalten, wie auch die auf Dächern und Telegraphendrähten sitzenden Vögel dieser Zweckmäßigkeit entsprechen.

Übrigens sind die Saatkrähen keine ausgeprägten Zugvögel. Ihr eigentliches Verbreitungsgebiet umfaßt so ziemlich ein nach Osten hin offenes Dreieck, das in England seine Spitze hat, während die Schenkel - auch an die Winkelform kann man sich erinnern - in Rußland auf dem 64° n. Br. und in der Türkei auf der Halbinsel Gallipoli weiter verlaufen; denn auch in den Kaukasusländern, Transkaspien und in der Bucharei finden sie sich nach Dr. Floericke in den kultivierten Gegenden vor. Ihre Winterwande-

rung erstreckt sich höchstens über das Mittelmeergebiet. In Deutschland selber sind sie zahlreich im Norden und mehr noch im Osten vorhanden. Unbedingt gehören sie zu den Freunden der Kultur, soweit sie selbst in Betracht kommen; denn von einem Gegenseitigkeitsverhältnisse will der Bauer, trotzdem sie von der älteren naturwissenschaftlichen Literatur als überwiegend nützlich beleumundet sind, nichts wissen. Angenehm sind ihnen in den Kulturdistrikten auch die Feldgehölze als Sammel- und Ausgangspunkte ihrer Tätigkeit und zwecks Vermehrung der Art; ja, es ist wohl nicht zuviel behauptet, daß ihre Existenz wesentlich durch dieselben bedingt ist. Unverkennbar besiedeln sie solche Bezirke, die aus der Wald- derart in die Ackerkultur übergeführt werden, daß inselartige Reste der ersteren bestehen bleiben. Hier in diesen „Restwäldchen" besetzen sie die Kronen buchstäblich von oben bis unten mit Horsten und „verkalken" durch ihren Unrat, den sie über den Nestrand spritzen, den Boden dergestalt, daß der Pflanzenwuchs hier versagt und anderen Tieren der Aufenthalt verleidet wird. Hier sind sie sich auch allein genug: ihr lärmendes Wesen, das sich gewöhnlich zum sinnbetörenden Gekrächze auswächst, verleidet nicht allein anderen Vögeln den Ort, sondern auch dem Wilde überhaupt, das durch diese Lärmmacher sich wohl in seinem „Vernehmen" erheblich beeinträchtigt fühlt. Tatsache ist es, daß sie das Wäldchen beherrschen. Wo sie abgeschossen und überhaupt verstört wurden, fanden sich auch wieder Hasen und Rehe ein und Ringeltauben besetzten die verlassenen Horste.

Auch der Jäger steht ihnen deshalb und auch besonderer Schandtaten wegen, die sie in der Niederjagd verüben, nicht günstig gegenüber; er zählt sie eben zu dem „Rabengelichter", mit dem ihn eine unauslöschliche Feindschaft häufig zusammenführt. Die Saatkrähe selbst, die noch verschiedene „landläufige" Bezeichnungen trägt, wie „Feld- und Ackerkrähe, Häherkrähe, Saatrabe, Nacktschnabel und Grindschnabel" meidet ihre nächsten Verwandten, die Raben- und Nebelkrähe, tunlichst, vereint sich aber im dominierenden Verhältnisse mit Dohlen und Staren. Es muß auffällig erscheinen, daß die Saatkrähen im Gegenseitigkeitsverhältnisse zur Natur und Kultur in einer geteilten Auffassung stehen: Brehm, Gloger u. a. zählen unbedingt zu ihren Lobrednern, während einige neuere Vertreter der Naturwissenschaft ihren obwiegenden Nutzen nicht anerkennen oder ihn mindestens als zweifelhaft hinstellen. Wie erklären sich diese Widersprüche? Unbedingt machte sich später in der Beurteilung der Saatkrähe ein Moment geltend, das nicht zu ihren Gunsten sprach: es wurde gefunden in der übergroßen Anhäufung der Vögel auf besondere Bezirke und namentlich in Kulturdistrikten und der hier zutage tretenden Schädlichkeit derselben. Das Überwiegen einer Tierart, bedingt durch Vermehrung und lokale Anhäufungen, läßt dieselben immer schädlich werden: so bekundet es das Naturgesetz! In dieser Auf-

fassung bestärkt uns auch der „Fraßzettel" der „Schwarzen". Von Haus aus eingewöhnt auf Regenwürmer, Engerlinge, Nacktschnecken, Maikäfer, Juniuskäfer, Erdraupen, Drahtwürmer, Brachkäfer, Rosenkäfer, Maulwurfsgrillen und — Mäuse als Spezialität, stehen sie gelegentlich und zeitweise auch der Pflanzennahrung gegenüber nicht gleichgültig da: Kirschen und Früchte anderer Art, Getreidekörner, Hanf, keimende Erbsen, Lupinen usw. dienen als Zukost. Wo sie in den großen Massen vorkommen — zu vielen Tausenden konnte man oft ihre Zahl in derselben Gegend einschätzen, so daß die Körigsche Annahme auf 400000 Saatkrähennester für Deutschland weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt — verwüsten sie tatsächlich große, Hun-

Nordamerikanische Krähe. Nest mit Gelege.

derte von Morgen umfassende Ackerflächen, die mit Erbsen, Wicken, Rüben usw. bestellt sind. Bei letzteren ziehen sie die Pflänzchen aus und nagen die Spitzen ab. Wenn sie auch neben den Feldern Wiesen und Sumpfgegenden fleißig besuchen und die Bäume in Gärten und Alleen absuchen, also sowohl auf als über der Erde ihre Nahrung finden und überdies auch weitere Äsungsgebiete durch den regelmäßigen Verkehr dahin mit Beschlag belegen, so kann doch die Magenfrage zeitweilig zu einer brennenden werden, so daß die schädlichen Übergriffe nicht ausbleiben. Daß sie dann auch den Rebhühnergelegen und Junghasen besonders gefährlich werden und überhaupt in der Raubvogelart sich gefallen, weisen zahlreiche Beispiele nach, wie auch Bodinus beobachtet hat, daß sie den noch nicht flügge gewordenen Starenjungen, die verlangend nach Futter ihre Köpfe aus den Starenkästen

9*

ſtreckten, dieſe abriſſen, um ſie dann als nicht genügende Biſſen fallen zu laſſen. — Wie ſie aber in einer überwiegenden Anzahl und beſonders für die Gegend ſchädlich werden können, ſo würde ihr Fehler andrerſeits wieder

O. Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

Nebelkrähen und Saatkrähen als Wintergäſte in den Stadtanlagen.

dazu führen, ſie herbeizuwünſchen, um ſo mehr, als die noch für die genannten Acker- und Baumſchädlinge anderweitig in Betracht kommenden „Polizeitiere" und namentlich die Vögel ebenfalls zum Teil ſelten ſind. Das hat man auch zur Genüge in Schottland und England erfahren. —

Da die Saatkrähe das Verbreitungsgebiet im allgemeinen mit den Nebel- und Rabenkrähen teilt — am verbreitetsten weisen sich die „Grauen" aus — , so ist es nicht ausgeschlossen, daß sie mit ihren schwarzen Verwandten könnten verwechselt werden. Und dennoch sind, abgesehen von der Farbe, in die sich beide Vögel übereinstimmend kleiden, doch bemerkenswerte Unterschiede vorhanden. Während die Raben- und Nebelkrähen auch in großen

O. Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

Nebelkrähen und Saatkrähen als Wintergäste in den Stadtanlagen.

Wäldern nisten und sich, wie auch die Saatkrähen, auf Anlagen, Alleen und selbst Obstgärten beschränken resp. beschränken müssen, halten sich letztere vorwiegend in Feldgehölzen und Waldecken auf und meiden also das große Waldinnere. Auch bevorzugen sie zur Ansiedelung hauptsächlich die Ebenen und besonders die Nähe großer Seen, Flüsse und Sümpfe; den gebirgigen Gegenden sind sie zumeist Fremde. — Aber auch in der Farbe weisen die Saatkrähen einen prächtigen stahlblauen Metallschimmer auf, der der mehr stumpfen Färbung der Rabenkrähe abgeht. Ferner bringt

das Bohren nach Insekten bei den ersteren jenes Abstoßen der Schnabeldeckfedern zuwege, wodurch die überjährigen Vögel ein so merkwürdiges Aussehen erhalten! Unbedingt aber wird der Saatrabe schon in der Entfernung von einem etwaigen „Doppelgänger" durch die weißliche, nackte, schrundige und schilfrige Haut an der Schnabelwurzel unterschieden, die gewissermaßen einen weißen Nasenring markiert. Weniger unterschiedlich sind die einjährigen Vögel der beiden Formen; doch ist der Schnabel bei den jungen Saatkrähen, wie überhaupt auch später bei den alten, länger,

O. Pfaff. *Connewitz, Februar 1909.*

Nebelkrähen und Saatkrähen als Wintergäste in den Stadtanlagen.

spitzer und gerader als der an der Spitze gekrümmte der Rabenkrähe. Sehr bemerkenswerte Unterscheidungsmerkmale gibt Prof. Dr. Gust. Jäger in folgenden bekannt: „Der Schwanz der Saatkrähe ist stark gerundet, der der Rabenkrähe gerade abgeschnitten; weiter spreizt die erstere im Fluge ihre äußersten Schwungfedern selten so, daß man tief zwischen durchsehen kann, während sie bei der letzteren sich wie die gespreizten Finger einer Hand ausnehmen; auf der Erde, wo beide Arten wankend gehen, erkennt man sie sicher daran, daß die Saatkrähe ihre Bauchfedern so nach vorn aufsträubt, daß es aussieht, als hätte sie eine Krinoline an, bei der Rabenkrähe sitzt

das Gefieder knapp. Die Stimmen sind auch verschieden; die der Saatkrähe ist viel tiefer, runder und angenehmer, krah oder kroah. Wenn sie scharenweise im Winde hoch in den Lüften sich spielend drehen und werfen, hört man öfters ein hohes Kirr-kurr-krün-kroia."

Der März neigte seinem Ende zu. Tag um Tag war die Witterung schön; es schien, als wollte der Monat seine Rauheit vergessen machen,

O. Pfaff. *Connewitz, Dezember 1908.*

Nebelkrähen und Saatkrähen, abstreichend.

mit der er sich eingeführt hatte. Das Feld belebte sich wieder mit schaffenden Menschen, denn es war Saatzeit. Furche um Furche legten die Pflüge um. Ein frischer Erdgeruch stieg auf, untermischt mit dem Dunggeruch, der sich von anderen Äckern, wo die Wagen zu und ab fuhren, ebenfalls dem Geruchsorgan bemerkbar machte, aber durchaus nicht unangenehm. – Auffällig wurden auch die schwarzen Vögel, die hinter dem pflügenden Knecht den gelockerten Boden nach Gewürm durchstachen. Sie fielen namentlich in den Massen auf. Aber warum streichen sie plötzlich mit so entsetzlichem

Lärm über das Feld, warum gefallen sie sich in diesen Schwenkungen und nun kommen sie gar wieder im Bogen zurück, um die innegehabte Stelle von neuem zu besetzen! Was bedeutet das? Halt, der Spitz ist es, der sie in diese Aufregung gebracht hat und ihnen die Bodenständigkeit mißgönnt. Zunächst folgte er dem Knechte hinter dem Pfluge, reihauf, reihab, aber das wurde ihm wohl zu langweilig und darum attackiert er jetzt die Krähen. Nach Hundeart versuchte er es vorläufig mit einer „stillen" Überrumpelung, als er sich aber so genasführt sah: erst in die Ferne gelockt und nun wieder zur Umkehr gezwungen; obendrein hatte er noch den Angriff der Krähen auszuhalten gehabt, die drohend oder neckend der Hundeverstand unterscheidet darin nicht so genau ihn verschiedene Male im Fluge fast streiften und dadurch sogar in Verwirrung setzten, da änderte er seine bisherige Taktik und verfolgte die Frechen mit wütendem Gebell. Zur Ruhe kamen sie nicht mehr. Sie schienen denn auch bald die Geschichte sattzuhaben und strichen mit lautem Gekrächze dem nahen Feldgehölz zu, über welches sie noch lange wiegend und wirbelnd mit Kraa, kraa, klirr, klirr kraa auf den Spitz schimpften.

Just in dem Augenblick, als der Krähenschwarm sich auf die Kiefern verteilt hatte, noch immer rumorend, passierte ein Wanderer das Gehölz und versetzte die Ansiedlung in eine neue Aufregung. Aber nur für Augenblicke; die scharfsichtigen Vögel hatten es bald weg, daß der Fremdling harmloser Natur war. Zwar dauerte das Gezeter in den Ästen fort, wie es überhaupt nur in der Dunkelheit aufhört, aber es handelte sich offenbar um das Mein und Dein, um Platz und Nistmaterial, wie es in kommunistischen Bezirken auch anderswo zutage tritt. Denn Spitzbuben sind es alle, die hier nisten!

Die vielen Ansiedler überhaupt und das enge Gehölz bedingen es, daß die Kronen der Bäume vielfach von oben bis unten mit Nestern besetzt sind, darunter fertige, halbfertige und sogar solche in den ersten Anfängen. Fast durchweg fehlt diesen Nestern Horste genannt das Gefällige, sicher aber das Künstlerische, das so oft vielfach beim Baugeschäft der Vögel zutrage tritt. Als Nistmaterialien kommen zur Verwendung: Reiser, Wurzeln, Strohhalme, Stoppeln, dürres Gras, Haare, Federn usw. Aber offenbar sind die Baustoffe jetzt im Frühjahr ebenso knapp als der Raum auf einem ausgesuchten Baum manchmal beengt ist, und der engen Nachbarschaft einerseits und der Gelegenheit, die Diebe macht, anderseits, ist es wohl zuzuschreiben, daß in einer solchen Ansiedlung der Streit nie aufhört; denn auch die Saatkrähen stehlen, wie die Raben und betrügen sich gegenseitig um das Nistmaterial. Während der eine der „Gatten" die Baustoffe zuträgt, muß der andere Wache halten, damit aus der Nachbarschaft niemand zu weit greife.

M. Behr. Zilligh. September 1908.

Saatkrähenkolonie.

Einige Wochen weiter! Die Saatkrähen brüten; der Lärm, der sonst das Gehölz erfüllte, hat sich mehr und mehr gelegt. Von Zeit zu Zeit fliegen Krähen ab und zu, um dem erheblich eingeschränkten Nahrungsbedürfnisse in etwas zu entsprechen. Wie beim Baugeschäft in die Arbeit und Bewachung, so teilen sich auch jetzt die Gatten in die drei Wochen lange Bebrütung oder Behütung des Geleges, das drei bis fünf blaßgrüne, grau und braun gefleckte oder gepunktete Eier enthält.

Dann, im Mai scheint auch in dem Feldgehölz das sinnverwirrende Geplärr wieder an der Tagesordnung zu sein; niemals, selbst während der Bautätigkeit, wurde hier so eifrig gearbeitet als jetzt, wenn die Geschäftigkeit an und für sich als der sichtbare Ausdruck für die Arbeit gelten kann. Aus den Eiern sind inzwischen nackte und blinde Junge gefallen; andere Nester bergen auch schon entwickeltere, die mit einem dunkelblauen Flaum oder gar schon mit Federansätzen bedeckt sind. Sie alle aber kennzeichnet die den Rabenvögeln nachgesagte, sprichwörtliche Gefräßigkeit, welche die „Alten" in fortwährender Tätigkeit hält und sie sogar zu Handlungen verleitet, die das Konto ihrer Schädlichkeit erheblich belasten. Im übrigen aber betätigen sie jetzt den großen Nutzen, der ihnen in der geteilten Auffassung, in der sie stehen, unbedingt verbucht werden muß. Mit dem Pflanzenwuchs auf Feldern und Wiesen sind auch die Schädlinge der Gewächse hochgekommen und an ihrer Ausrottung bewährt sich jetzt die Arbeit der Krähen mehr als sonst, auch wenn es nicht ganz zutreffen sollte, daß die Saatkrähen„brut" auf den Kopf viermal mehr an Äsung verbraucht, als der alte Vogel zu seiner normalen Sättigung bedarf. In der Tat herrscht jetzt nicht allein rege „Nachfrage" nach Schnecken, Heuschrecken, Käfern — auch besonders Maikäfern —, Raupen, Würmern usw., sondern um den Bedarf zu befriedigen, wird im Genossenschaftswesen sogar gründliche Arbeit gemacht. Und nicht allein nur auf der Erde! Den scharfblickenden Vögeln entgeht es nicht, daß die Bäume zur Maikäferzeit ganz seltsame Früchtchen tragen. „Wie auf Verabredung teilen sie sich in zwei Haufen; der eine liest auf dem Baume ab und schüttelt durch oftmaliges starkes Hüpfen die Käfer ab, der andere sammelt die herabgefallenden ein. Zehn bis fünfzehn Stück bilden für jeden Sammler eine Ladung. Sie wird in der dehnbaren Speiseröhre aufbewahrt, schleunigst zu Neste gebracht, verfüttert und — nach kaum zehn Minuten ist der Arbeiter wieder an Ort und Stelle, um von neuem sein nützliches Werk zu beginnen." (Brehm.)

Wieder war einmal ein so arbeitsreicher Tag zu Ende; die letzten „feldernden" Krähen streichen dem Gehölz zu, wo sich die intime Geschäftigkeit mit den obligaten Geplauder und Gutenachtsagen geltend machte, die das Zubettgehen so häufig einleitet und begleitet. Aber — hatten die letzten Ankömmlinge eine Gefahr angezeigt? Ertönten nicht überall Warnungs-

R. B. Lodge. *Middlessex, Mai 1896.*

Saatkrähen beim Neſt.

ſchreie? Die Vögel hockten zum Teil auf den Zweigen, zum Teil reckten ſie die Hälſe aus den Neſtern und einige ſtiegen gar über das „Wipfelmeer“, um Ausguck zu halten! — Aus der Richtung vom Dorfe her bewegte ſich ein Zug von großen und kleinen Menſchen, von welchen einige Gewehre trugen, während der „Schwarm“ als ſolcher wohl dem Trauerſpiel beizuwohnen gedachte. Was ſich nun hier in der Kürze der Abendſchummerung abſpielte, läßt ſich nur mit Schaudern erleben, aber nicht der Wirklichkeit entſprechend beſchreiben. Die totſpeienden Feuerrohre richteten ſich nicht allein auf die über den Wipfeln kreiſchenden Krähenmaſſen, aus denen Dutzende

J. Atkinson. *Headingley 1909.*

Brütende Saatkrähe.

tot und halbtot direkt auf den Boden fielen oder zuvor hart von Aſt zu Aſt aufſchlagend dieſen erreichten, ſondern auch auf die Neſter, um das hier bisher behütete und werdende Leben auszulöſchen. In das Jammergeſchrei der Überfallenen miſchten ſich die Jubelrufe der Gaffer über den Erfolg der Schützen. Und dennoch wichen die Krähen nicht. Sicher wären ſie alle ihrer Elternliebe zum Opfer gefallen, hätten nicht die dunkeln Abendſchatten, die ſich ſchließlich trauernd über das „Schlachtfeld" ausbreiteten, dieſem Gemetzel ein Ende gemacht. Das „Krähenſchießen" ergab ohne die in den Horſten liegenden toten Jungen und die noch im Zweiggewirr und den

Astgabeln hängenden alten Krähenleichen eine „Strecke" von rund 200 Stück, die diesmal nicht, wie es sonst wohl auch geschah, zur Verluderung liegen blieben, sondern den Restaurants in der Großstadt als „Saatvögel" zugehen sollten. Morgen beabsichtigte man noch eine Nachlese zu halten, um aus den noch vorgefundenen toten Krähen Scheuchen für die Überlebenden herzustellen, die sich erfahrungsgemäß von dem Ackerstück fernhalten, wo erstere ihresgleichen am Galgen baumeln. Dafür aber erfreuen sich die eigentlichen Ackerschädlinge einer beneidenswerten Sicherheit. Jetzt kann es sich ausweisen, bei wem das größere Übel ist? —

Aber die Saatkrähen haben noch anderweitige Feinde! Nicht selten wird neben den alten Vögeln auch ihr Nestinhalt eine Beute der beschwingten Räuber, unter denen Raben, Uhus, Wanderfalken und Habichte in erster Linie zu nennen sind. Am wütendsten verfolgen sie die Eulen, und nach dem Aufruhr zu urteilen, der zur Nachtzeit in einer Krähenansiedlung hörbar wird, holen sich diese wohl häufig zur Schlafenszeit den Tribut aus dem Krähenhorste. Oder liegt die Sachlage so, daß unsere harmloseren Eulenarten das zu decken haben, was der Uhu einstmals verschuldet hat oder noch verschuldet, wo er vorhanden ist? Liegt hier eine vererbte Feindschaft vor? Nach den Beobachtungen, die Buffon gemacht hat, verlegten die Saatkrähen ihre Kolonie, wenn Raben und Uhus in der engen Benachbarung sich ansiedelten. „Hunde, die viel bellen, beißen nicht!" so scheint es mit dem Mut bei den Saatraben nicht weit her zu sein; denn als einmal eine Elster in ihrer Nachbarschaft wohnte, war es ihnen nicht möglich, diese zum Abziehen zu bewegen. Sie behauptete sich einfach dadurch in ihrem Besitztum, daß sie die nächste Krähe aus dem Schwarm mutig angriff, so daß sich diese noch glücklich schätzen konnte, mit dem Verlust etlicher Federn davongekommen zu sein. Als die Elster erlegt wurde, trugen die Saatkrähen das Nest ab. Den schleichenden Fuchs, der wohl gelegentlich eine Krähe erwischt, markieren sie ebenfalls durch ein wütendes Geschrei. Einer ihrer größten Feinde aber ist der Baummarder, und auf ihn sind auch wohl die meisten der nächtlichen Überfälle zurückzuführen, die in der Krähenansiedlung die ungewöhnliche Aufruhrbewegung verursachen. Der Marder wird selbst den Reihern und größeren Raubvögeln auf ihren Schlafbäumen gefährlich, weil sich diese in der Dunkelheit äußerst scheu und unbeholfen anstellen.

Mit allen „Rabenvögeln" ist auch den Saatkrähen die aufopferungsfähigste Elternliebe eigen. Wie sich beide Gatten beim Baugeschäft teilen und im Brutgeschäft ablösen, so fällt ihnen auch gemeinsam die Versorgung der Jungen zu, die auch später von ihnen ausgeführt werden. Ihre Anhänglichkeit an die „Scholle" wird bedingt durch ihre Elternliebe. Diese dient auch schließlich als Mittel zum Zweck, die Krähen zu vertreiben.

Saatkrähe. Nest mit Gelege.

Man setzt die Schießerei an den Horsten drei Tage lang fast ununterbrochen fort, so daß die bebrüteten Eier erkalten und die schon ausgekommenen Jungen der fehlenden Wärme und Atzung wegen eingehen. Rührend ist es mit anzusehen — andere beurteilen es als Eigensinn und

J. Atkinson. *Headingley, Juni 19..*

Saatkrähe.

Zähigkeit —, wenn die Krähen während der Belagerung immer wieder über den Wipfeln erscheinen, wobei viele noch ihr Leben verlieren, um ihren Jungen Ausdauer und Mut zu empfehlen, denn sicher reagieren die schon mehr entwickelten Jungen auf den Ton der Alten. Erst wenn die Eier

ihre Lebensfähigkeit eingebüßt haben und die Jungen in den Horsten bleichen, verlegen die Krähen ihren Wohnplatz und schreiten zur Nachbrut.

Im Sommer, wenn das Korn höher gekommen ist und der Sense entgegenreift, vereinzeln sich die Saatkrähen mehr auf weniger bebauten Feldern und vagabundieren in Gegenden, die ihnen die Bodenständigkeit gewähren: auf Brachen, Hütungen, in Wiesen und Sumpfgegenden, wo sie sich auch mit Staren und anderen Krähen begegnen. In Bruchwäldern und Sümpfen, an See- und Flußufern und häufig auch am Meeresstrande, zanken sie sich um tote, ausgespülte Fische, verzehren Frösche usw., während sie auf den Brachen den Brachkäfern und Mäusen nachstellen und auch gelegentlich in der Benachbarung auf bebauten Feldern oder an Feldrainen – verspätete Rebhühnergelege plündern. Mit der diebischen Neigung und Geschicklichkeit, die ihnen eigen sind, leeren sie auch die Nester der Taucher, Enten und Fasanen, so daß man unwillkürlich auf den Gedanken kommt: ihre Vorliebe für die Bruchwälder, Sümpfe und überhaupt Wassergegenden, in deren Nähe sie, wenn die sonstigen Bedingungen entsprechend günstige sind, auch gern nisten, ist wohl mit dem Umstande zuzuschreiben, daß sie hier ihren Sättigungsbedürfnissen in umfassender Weise entsprechen können. Auch ist es sehr wahrscheinlich, daß sie, wie die schnepfenartigen Vögel, mit welchen sie die bohrende Tätigkeit gemein haben, häufig das Bedürfnis fühlen, ihren Schnabel in Wasser zu reinigen. Sicher ist es bei diesen festgestellt, und auch bei den Saatkrähen beobachtet, daß sie häufig ans Wasser gehen. Als eine Eigentümlichkeit dieser Vögel muß es ferner auffallen, daß sie die Feldgehölze meiden, die einen dichten Unterwuchs haben, und auch, wie die Gattungsverwandten, sich da seltener zeigen, wo ebenfalls die Felder dicht bestanden sind. In den Feldgehölzen sind ihnen die Nistbäume die liebsten, die glatte und hohe Stämme haben. Sicherlich entsprechen sie in allen diesen Eigentümlichkeiten der großen Vorsicht, welche überhaupt ihr Leben begleitet. Sie fürchten wohl den versteckten Feind im dichten Unterholz und auch im hohen Kornfelde!

In großen Massen treten sie abermals vom August und September an auf. Wie im Frühjahr betätigen sie sich auch im Herbst wieder bei der Feldbestellung und sicherlich sind sie mit die letzten beim „Scheiden und Meiden", das nur über die kältesten Monate andauert. Sie zeigen sich dann auch in Gegenden, wo sie als Brutvögel gar nicht oder nur selten vorkommen, wie z. B. in Mähren als Wintergäste. Als solche treten sie vom Spätherbst an auch in Süddeutschland auf. Aber wie verschieden ist der Vogel jetzt in seinem Sichgeben! Die Geschwätzigkeit des Frühjahrs scheint ihm ganz abhanden gekommen zu sein. Nur am Schlafplatze finden sie die „Sprache" wieder.

Und schließlich nun die weite Reise! Ist die Vergesellschaftung der Saatkrähen, an dem auch die Dohlen wieder teilnehmen, schon in ihren nördlichsten Verbreitungsgebieten eine erstaunliche, so wachsen die Vögel geradezu zu Heeren an, je südlicher sie kommen. Schon Buffon sah im Oktober 1779 an der Donau zwischen Wien und Ofen Ansammlungen, an welche die großen Scharen von Gänsen, Enten und Kiebitzen nicht heranreichten. Brehm erwähnt einen „Schwarm", „der im Umkreise mehrerer Geviertkilometer alle

Heatherley. *Norfolk.*

Saatkrähe.

Bäume und einen großen Teil der Felder und Wiesen bedeckte". — Im Süden Europas aber bis nach Nordafrika lösen sich die Massen für den Winteraufenthalt wieder auf, um die verschiedenen Äsungsörter bestmöglichst auszubeuten, denn hier ist sehr häufig „Schmalhans" ihr Küchenmeister. „Das fruchtbare Niltal scheint für alle eingewanderten Saatkrähen nicht Raum und Nahrung genug zu haben. Sie fliegen dann in die umliegenden Wüsten nach Futter aus, finden es nicht und erliegen zu Hunderten dem Mangel. Die Mosesquellen in der Nähe von Sues werden von Palmen umgeben und

10*

letztere von den schwarzen Wintergästen zum Schlafplatze gewählt. Hier fand ich einmal den Boden bedeckt von toten Saatkrähen, buchstäblich Hunderte von Leichen nebeneinander. Sie alle waren verhungert." (Brehm).

* * *

Das Lebensbild der Saatkrähe wird schließlich in der Gesamtauffassung zum Charakterbilde. In ihrem ganzen Daseinszweck verkörpern sie den Egoismus. In der Hauptsache kennen sie bei ihrer selbstischen Veranlagung nur zwei Angelpunkte ihres Lebens: die Befriedigung der eigenen Gefräßigkeit und die anderweitige Erhaltung und Sicherheit für sich und die Nachkommenschaft. Weder dauernd seßhaft, noch in letzter Linie reiselustig veranlagt, entsprechen sie doch nach Verhältnissen und Umständen auch der Notwendigkeit in der Lebenshaltung unter dem Wahlspruch: Ubi bene, ibi patria! Weniger im offenen Kampf – er tritt bei ihnen nur gegen die schwächeren Geschöpfe zutage – als in der Beharrlichkeit auf bestimmte Ziele hin, suchen sie ihre Zwecke zu fördern, wobei sie durch Klugheit und diebische Veranlagung sich in besonderem Maße als befähigt ausweisen. Unter der Maske der Harmlosigkeit sind manche Schandtaten auf ihr Konto zu verbuchen. Selten hat es ein Vogel so verstanden wie die Saatkrähe, die Menschen über ihren Wert oder Unwert im ungewissen zu belassen; von ihr gilt auch in einer bezüglichen Abänderung das Dichterwort: „Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Naturgeschichte". Selbst die Mageninhaltsuntersuchungen sprechen vorwiegend zu ihren Gunsten. Das ist auch schließlich ihres Lebens Wesen: über das wirkliche Sein webt sich ein Schein, der uns über ihre eigene Charakterveranlagung hinwegtäuscht. Damit aber kommen wir zurück auf den Anfang unserer Charakteristik: als Hungerkünstler sind die „Schwarzen" durchaus nicht veranlagt; sie mußten deshalb ihren Speisezettel auch schon in Anbetracht der eigenen großen Zahl und der anderen krähenartigen Vögel, die als ihre Mitbewerber in der Lebensversorgung auftreten – so umfangreich als möglich gestalten. Mit diesen und namentlich mit den bedeutend stärker hingestellten Gewalthabern der Lüfte, den eigentlichen Raubvögeln, konnten und durften sie nicht offen in dem Wettbewerb um die Wirbeltiere auftreten: sie waren also genötigt, das Hauptfeld ihrer Tätigkeit in und auf dem Boden zu suchen, um so – durch die gegebenen Verhältnisse – in bestimmten Zeiten nützlich zu werden. Aber selbst in solchen Perioden geraten sie in den Zwiespalt der Meinungen! Während der Jäger im Anfange des Frühjahrs und zur Spätherbstzeit ihre Schädlichkeit weniger hoch veranschlagt, schätzt der Landmann die Vögel zur Frühjahrszeit am schädlichsten ein. Wie sollen sie's aber machen? Sie sind im Frühjahr mit die frühesten und im Herbst die spätesten, die sich

Ein Flug Saatkrähen, eine Schwenkung ausführend.

nützlich betätigen; sie können doch in der Zwischenzeit nicht vom Erdboden verschwinden, sondern müssen auch leben! Ihre Schädlichkeit ist somit sicher durch die Massen bedingt —!

Unleugbar werden sie bei allen Handlungen in erster Linie durch das scharfe Gesicht beeinflußt und in zweiter erst durch das Gehör. Daß sie sich bei ihrer Erdarbeit durch den Geruch leiten lassen, wie auch behauptet wird, ist nicht zutreffend: auch hier tritt das scharfe Auge in Tätigkeit, das

W. Köhler. *Tegel, August 1908.*

Ein Flug Saatkrähen.

die unmerklichsten Bodenerhebungen, die zerbröckelten Erdklümpchen und die dem ungeübten Auge kaum sichtbaren Bohrlöcher der Käfer, Käferlarven und Würmer erkennt. Ihre „geistige" Veranlagung ist, wie bei allen Rabenvögeln, nicht gering anzuschlagen. Für ihr gutes Gedächtnis führt Wilson an, daß ein Amerikaner aus Delaware eine Saatkrähe im Hause aufgezogen und dann verloren hatte. Als nach elf Monaten ein Krähenschwarm über ihn hinwegzog, ließ sich plötzlich eine aus dem Haufen auf seine Schulter nieder, die er als die vermißte erkannte. Sie bezeigte ihre Wiedersehensfreude dadurch, daß sie mit großer Zungenfertigkeit krächzte. Als er aber

die Hand nach ihr ausstreckte, stieg sie wieder auf, um die inzwischen weiter geeilten Genossen wieder einzuholen. —

Volkstum, Sage und Wettervorhersage wissen von dem Saatraben als solchem nicht viel zu berichten: er geht nach dieser Beziehung auf in den Vorstellungen, die der Rabe gezeitigt hat, oder er wird als „Krähe" in die allgemeine Bedeutung dieser Vögel eingestellt. Als Wettervögel sind sie sicherlich bewährt. Wenn sie in außergewöhnlicher Weise schreien und in gedrängten großen Scharen von den Feldern heimstreichen, so rechnet man auf Regen. Noch zuverlässiger schließt man auf Unwetter, wenn sie äußerst nervös auf ihren Äsungsplätzen sind und die geringste Annäherung vermerken; das gegenteilige Benehmen läßt auf gutes Wetter schließen. Wenn die Saatkrähen im Dezember in Scharen südwärts ziehen, soll in kurzer Zeit Schnee mit strenger Kälte folgen, und wenn sie in größeren Schwärmen und unter kühnen Schwenkungen die Luft durchsausen, zeigen sie den Wind an.

Es ist durchaus kein beneidenswertes Dasein, das sie im Winter führen, wo sie dann auch in Gegenden häufig erscheinen, die während des Sommers auf viele Meilen in der Runde keine Saatkrähen beherbergen. Fast traurig kommen sie uns auch im Schnee vor in der saloppen Haltung mit dem aufgeplusterten Gefieder, das sie auffallend von den Rabenkrähen unterscheidet, die sich nach dieser Beziehung „knapper" tragen und zuversichtlicher auftreten.

Erst wenn der Tausturm einsetzt und unter seiner Gewalt die Bäume ächzen und stöhnen, wenn das Eis berstet und kracht und die Wässerlein geschäftig in allen Rinnen murmeln, dann gewinnen sie ihr Wesen wieder. „Sie wiegen sich dann im brausenden Sturm, sie heben, stürzen und überschlagen sich: immer von neuem schmettern sie ihr jauchzendes ‚Gejäh' in die entfesselte Sturmesgewalt; es ist, als hätte der Hauch des Südwindes sie trunken gemacht — weg ist alle Melancholie." (G. Jäger.)

Trotz allem Zwiespalt im Leben und Wesen dieser Vögel sind sie als Charaktervögel unserer „Kulturfeppen" mit unseren Gewöhnungen und Vorstellungen aus solchen Gegenden eng verwachsen; sie würden uns fehlen, hätten wir sie nicht mehr. Auch das Anathema, das man über sie verhängt, rechtfertigt sich sicher nicht in dem Ruf nach Ausrottung. Es sind Zahlen von großem Inhalt, welche die „Krähenschießen" liefern, wenn 1907 bei Gerdauen in Ostpreußen zwei Herren an zwei Tagen 1272 Krähen abschossen und in Westpreußen einmal 2000 Krähen durch das Blei fielen und zugleich 4900 Junge mittels Steigeisen aus den Nestern geholt wurden. Alljährlich, immer von neuem, wird der „Kreuzzug" gegen diese „Übeltäter" gepredigt, und sicherlich ist ihre Verminderung in besonderen Gegenden berechtigt, ob aber ihr gänzliches Verschwinden aus anderen, das wäre doch noch sehr zu bedenken —!

Der Buchfink.

Von Else Soffel.

Es ist heute vor etwa sechzig Jahren. Die Eisenbahn umzieht noch nicht alle großen und kleinen Orte mit ihrem engen Netz. Die Menschen sitzen noch nicht ganz so dicht aufeinander. Man kann sich immer noch ein Stückchen allein fühlen draußen, wenn man es gerade nötig hat.

Und fühlt man sich so recht allein, zwischen Berg und Tal, den Weg entlang, von der bunten Wiese zum Wald hinauf, so getrauen sich sogar die alten Berggeister- und geistlein noch einmal zu erscheinen, umgaukelt vom bunten Traum der Waldblöße und ein Wort zu reden aus ihrer Verschollenheit heraus.

Und sind's nicht gerade sie, so ist's doch sicher irgendein sonderbares Menschenkind, was dir begegnet, verwittert und geschrumpft, daß du's kaum vom Strunk wegkennst, auf dem es eben die schwere Last ein wenig abgesetzt. Und angezogen von dem Waldduft, der solchem Wesen anhängt, bist du ihm vielleicht in die dürftige, kleine Stube gefolgt und hast dir die Welt einmal im Rahmen der kleinen Fenster eines thüringer Waldbauernhauses angesehen.

Groß und schön ist die Welt aber überall, wenn auch der Rahmen, durch den sie gesehen wird, einmal weiter und dann wieder enger ist; die Wiesen senken sich hier so schön gebreitet den Hang herunter zum Tal, durch das der kleine Bach sein Wasser führt, den Bergrücken hinauf ist manche Schlucht verborgen, manche Lichtung birgt eigenartiges Tier- und Pflanzenleben. Und den ganzen Tag klingt der helle Ruf des Finken vom nächsten Baum ins Zimmer hinein.

Aber nicht nur hinein, sondern auch hinaus. Denn ist's auch das ärmliche Stübchen der alten Beerenlies, in das du gerade eingekehrt, der Holzbauer mit dem Finken fehlt nicht, und der schmettert hell sein Lied, und der andere von draußen antwortet ihm, vielleicht auch noch ein dritter, so daß die Alte auf diese Weise zu einem Gratiskonzert kommt.

Und wo du auch sonst im Wald anklopfen magst, überall ist der Finke, und der buckelige Schneider auf seinem Antritt am Fenster freut sich ebenso daran, wie der Pfarrer, der Wirt oder die Beerenlies und zieht seinen Zwirn flinker durchs Tuch beim Gesang seines Lieblings. Und alle zusammen reden sie vom Bier- und Weinschlag, Würz- und Schwarzgebühr, vom Reitherzu und

Tollen Gutjahr, und der Herr Pfarrer hat sich gar so sechs, sieben Bauer nebeneinander gestellt, damit die Freude, d. h. das Schlagen kein Ende nimmt. Wenn du aber an einem Samstag zum Markt ins kleine Städtchen hinuntergehst, so steht zwischen den Eier- und Beerenkörbchen, den Ständen der

M. Steckel. *Königshütte, 25. April 1909.*

Buchfink. Männchen, singend.

Obstverkäufer und den Spielbuden auch wieder das Holzbauer mit dem Finken und von allen Seiten ruft's und schmettert's „Fritz, willst ein Bierrr?" „Zi zizizizizi—zizigall". Das alte Bäuerlein im langen blauen Tuchrock und Schnallenschuhen schmunzelt: Ein guter Sänger, der gar etwas Neues

R. B. Lodge. *W. J. Hossay, Wien 1896.*

Buchfink. Neſt mit Gelege.

bringt und die Jungen zu der neuen Weis' erzieht, ist hoch im Preis und der Markt ist heute flott in Vögeln.

Die Zeiten ändern sich und der Buchfink ist nicht mehr in Mode. Nur in Westfalen behauptet er noch einen Teil seines alten Ruhms. Im allgemeinen wird er nicht mehr gezüchtet. Er singt wieder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist und hat seine frühere Stellung vergessen. Ein Gutes hat ihm die Abnahme der Liebhaberei gebracht: er wird nicht mehr gedämpft, d. h. in den finstern Kasten gebracht und geblendet, wie man es ehedem häufig tat, um ihn zu eifrigem Singen zu reizen. Nur in Belgien existiert die rohe Sitte noch immer, im Land der Hahnenkämpfe und anderer Tierquälereien.

Der Buchfink singt überall. Von der blühenden Weißdornhecke herunter, von der Buche am Waldrand, im Tannenforst und im Apfelgarten, aus dem Buschwerk am Bach und im Laubgehölz. Ihm ist überall wohl, wo sich ein Baum findet.

Und das Nest will er schon so verkleiden, daß ihm's nicht jeder gleich ansieht, was es ist. In Italien ist ihm dazu der Ölbaum recht, die Korkeiche in der Sierra Nevada und in Sibirien die Zirbelkiefer. Der Tentilhaao, der Buchfink auf Madeira, zieht Laubwälder und Gärten mit Eiche und Lorbeer vor und meidet die dunkleren Fichtenbestände.

Ein wahres Kunstwerk ist das Nest des Buchfinken, es macht's ihm so rasch keiner nach. Hier eine Flechte vom Bart einer Fichte, dort ein Stückchen vom dicken Polster der alten Linde, dann solches vom Waldboden, mitsamt den welken Hälmchen, die darin hängen geblieben, sorglich alles verbunden mit angefeuchteten Spinnfäden und Insektengespinst. Feine Würzelchen durchgeflochten geben noch mehr Halt. Aber die Arbeit ist noch nicht beendet. Nach innen braucht's noch mehr Weichheit, mehr Schutz nach außen. Der Löwenzahn streut schon da und dort ein Flöckchen, der Buchfink hascht es und trägt's zu Nest. In der Bodenkammer hat die Hausfrau Betten umgefüllt. Ein paar Fläumchen wollte der Frühlingswind haben, um sie im Blauen segeln zu lassen. Da hat der Buchfink sie ihm abgenommen. Zwei Tage später ist das Nest fertig, innen weich gepolstert, außen ganz mit Flechten überklebt. Die blütenschweren Zweige des Nistbaums hängen über die blendende Gartenmauer hinab, der tiefblaue Himmel schaut stückweise zwischen dem Grünen durch. Dort geht in nettem, trippelndem Gang köpfchenrückend der Buchfink entlang und die Pracht seines Kleides schimmert: aschgrau das Köpfchen, weinrot die Weste, weißgebändert die Flügel, bronzegrün der Burzel. Auf einmal ist ein eigenes Feuer in ihm. Er stellt das Häubchen und sieht zur Gartenmauer hinab, wo das unscheinbare, graue Weibchen die glitzernden Sandkörnchen pickt. Er wendet sich hin und wendet sich her, verdreht die Augen und zuckt mit dem Schwänzchen. —

Es ist Frühling, Hochzeit im Jahr. Die Luft ist voll Vogelsang, das Laub dunkelt, Düfte schwirren. Und der Schlag des Buchfinken tönt in den allgemeinen Jubel. Einmal, noch einmal und wieder. Unaufhörlich.

R. Scheltcher. *Dresden, 25. Mai 1909.*

Buchfink. Weibchen, die Jungen wärmend.

Aber mit dem Glück sind auch die Neider da. Ein zweites Männchen in der nächsten Umgebung ist bis heute unbeweibt geblieben und kann die Freuden der beiden nicht ruhigen Bluts mit ansehen. Täglich treibt es sich in der Nähe des Nests herum und reizt dadurch die Eifersucht des Gatten, der ihn natürlich in seinem Bereich nicht duldet. Sobald sie sich erblicken,

R. Paul. *Glogau, 30. Mai 1898.*

Buchfink. Männchen am Neſt mit Jungen.

geht die Balgerei los. Mit herausforderndem „Fink, fink“ stürzt sich der Besitzer auf den Eindringling. Als wirbelnder Federknäuel tanzen sie in der Luft, die Federchen stieben, die Flügel beschreiben einen zitternden, hellen Kreis, ruckweise fahren die Schnäbel aufeinander los, immer aufs neue.

R. Paul. Glogau, 20. Mai 1908.

Buchfink. Männchen am Nest mit Jungen.

Endlich kommen sie kämpfend zur Erde, kämpfen dort weiter, wutverbissen, daß die Sandkörnchen fliegen. Keiner läßt los, alle Vorsicht, alles Mißtrauen ist vergessen. Dem Weibchen ist der Sieg des Gatten wohl gewiß? Jedenfalls kümmert es sich nicht groß um die Kämpfenden und verrät keinerlei

R. Paul. *Glogau, 20. Mai 1908.*

Buchfink. Weibchen am Neſt mit Jungen.

Aufregung. Es boſtelt und zupft mit dem Schnabel noch ein wenig am Neſt herum, drückt ihn gegen ein widerſpenſtiges Hälmchen und ſtreicht es glatt und probiert mit dem kleinen Körper die Neſthöhlung aus, indem es ſich bald von der, bald von der andern Seite hineinſetzt.

Schließlich kommt auch der Gatte wieder. Der andere hat doch endlich das Weite geſucht. Was Recht iſt, muß Recht bleiben. Die zwei können nun ruhig die kommende Brut erwarten. Es wird bald ſo weit ſein, das Weibchen iſt ein wenig träge. Das Singen und Haſchen und mit leiſem Liebeslocken „Zirr, zirr“ im Blattwerk Herumſpielen hat aufgehört. Vom

Kearton. *England.*

Buchfink. Männchen, den Jungen Futter bringend.

Männchen mit allerlei Kleingetier, Räupchen und Schmetterlingen, Mücken, Spinnen geatzt, unterhalten und angesungen, sitzt es meist ruhig im Nest und zupft nur mit dem Schnäbelchen an den weichen, grünen Blättchen über sich. In den nächsten Tagen legte es je ein Ei, bis es sechs an der Zahl waren. Sie waren nicht alle gleich, die einen blau-grau, die andern rötlich oder blaßgrünlich am Grund, aber alle mit feinen dunkeln Zügen und Flecken. Von den sechs Jungen, die es geben sollte, sind jedoch nur vier ausgeschlüpft.

Es kam eine böse Zeit, eigentlich für beide Teile. Für die Jungen,

11*

weil sie nie genug kriegen konnten, für die Eltern, weil sie alles beschaffen mußten. Zum Singen und kleinen Paradespaziergängen auf der Gartenmauer kam das Männchen gar nicht mehr. Endlich hatten sich aber die Kleinen doch groß geschrien und eines Tags da sitzen sie alle vier weit außen auf dem Nestrand, drücken und stoßen einander und schauen so recht gelbschnäbelig frech in den Sonnenschein. Morgen werden sie wohl ausfliegen.

Mit Genehmigung der Int. Pub. Co., London

Junge Buchfinken, vor kurzem ausgeflogen, bei der Fütterung.

Es ist Hochsommer geworden. Nochmals sind drei Junge in dem Nest groß geworden und ausgeflogen. Den muntern Schlag des Buchfinken hört man auch jetzt selten. Mit leisem „Jüp, jüp" treibt er sich ungesehen in der Nähe des Nests umher. Man hört das leise Locken manchmal gar nicht, so sehr paßt der Ton in die Hochsommerstille. Oder es glaubt wohl einer an eine Goldammer, wenn an Regentagen ein sanftes, trübes „Trief" in der Nähe des Nests ertönt.

Der Buchfink und sein Weibchen halten noch treu zusammen; sie suchen allerlei Sämereien im Garten und auf dem Feld, Unkraut und

Getreideſamen, Hanfneſſel, Kohl-, Diſtel- und Klettenſamen, auch Kiefern-, Fichten- und Tannenſamen, den ſie im Wald vom Boden aufleſen. Das kleine, graue Weibchen, noch ſtiller und beſcheidener als ſonſt, zeigt ſich ſchier bloß im Verſchwinden.

O. Pfaff. *Leipzig, 6. Juli 1909.*

Junger Buchfink, vor kurzem ausgeflogen.

Mit dem Herbſt kommen dann Buchenkerne und Vogelbeeren. Und ſchließlich die Zugzeit. In kleineren und größeren Geſellſchaften ſtreifen ſie dann, die ſonſt ungeſellige, zänkiſche Vögel ſind, in der Gegend umher, bis der eigentliche Wanderzug ſie weiterführt, bis nach Afrika.

Viele aber, besonders Männchen in den südlichen und südwestlichen Teilen der Heimat, halten durch und nehmen unsern bösen Winter auf sich. Da sieht man dann den Buchfink die stillgewordenen Plätze aufsuchen, wo ihm im Sommer wohl gewesen war: winterlich öde Wirtsgärten, wo er still und emsig unter den Tischen nach den Krumen schaut, die sonst für ihn fielen. An sonnigen Maitagen schallte dort sein unermüdlicher Gesang von den jungen, blühenden Kastanien. Oder er treibt sich in den Anlagen umher, wo ihn sonst täppische, kleine Kinderhand gefüttert und spekuliert auf die Gutherzigkeit der wenigen, einsamen Spaziergänger, die etwas für ihre hungrigen Lieblinge in der Tasche haben und Buch- und Bergfinken, Meisen und Ammern die ganze hungrige Wintergesellschaft um sich sammeln. Wird's aber zu schlimm mit Schnee und Kälte, liegen die Parks verödet und verschneit, so kommt er zu den Futterplätzen und auf die großen Straßen, wo er den Wagen und Schlitten nach die dampfenden Pferdespuren aufsucht.

Kaum aber sind im Februar die ersten, unbeständigen Sonnentage da, und die Ausreißer wiedergekehrt — voran die Männchen — so fängt er schon an, der Buchfink „Zizi, zizizi " weiter kommt er noch nicht. Die Sonne ist ja auch noch nicht weiter. Sie „dichten" alle beide.

Der Kormoran.

Von Hugo Otto.

Über einem felsigen, menschenleeren Eilande im Norden dämmert der Morgen. Die Stille der abschiednehmenden Nacht wird bald von dem Stimmengewirr vieler tausend Vögel abgelöst. Alles erwacht nach dem stärkenden Schlummer zu neuer Lebensbetätigung. Der Hunger mahnt zur Arbeit.

Auch die Kormorane, die auf den Klippen und Felsvorsprüngen in langen Reihen ihre Nachtruhe gehalten haben, sind bereits munter. Plötzlich stürzt sich ein Vogel wie ein Stein ins Wasser und taucht unter, und gleichzeitig folgen ihm sämtliche Kormorane ins nasse Element. Möwen, Seeschwalben und nordische Enten erheben sich in die Luft. Die Unruhe der Vögel läßt auf etwas Außergewöhnliches schließen. Da wird auch schon die Ursache dieser Aufregung in der Vogelwelt sichtbar. Ein Seeadler streicht in bedächtigem Fluge heran. Imposant ist seine gewaltige Erscheinung in dieser Umgebung von Wasser und Felsen. Wie ein Tyrann verbreitet er ringsum Schrecken in seinem Reiche. Bald verliert sich sein stolzes Flugbild wieder in der Ferne.

Kurze Zeit nach dem Untertauchen wurde ein Kormorankopf nach dem anderen an der Wasseroberfläche sichtbar, und jetzt schwimmt die ganze Gesellschaft — etwa fünfzig an der Zahl — ruhig in der stillen Meeresbucht umher.

Bald taucht hier, bald dort ein Kormoran unter und späht unten in der Tiefe eifrig nach Fischbeute umher. Pfeilgeschwind schießen sie hinter den flinken Bewohnern des Wassers her, fangen sie im Schwimmen oder holen sie vom Meeresboden, oft aus recht beträchtlicher Tiefe, herauf.

Da taucht gerade ein Kormoran hoch! Er hält einen zappelnden Fisch quer im Schnabel. Jetzt wendet er die Beute geschickt so, daß der Fischkopf in der Schnabelöffnung steckt. Ein kräftiger Druck, ein schneller Schluck und der glatte Fisch rutscht in den großen Kehlsack. Von neuem taucht der Vogel unter und kommt höchst selten ohne einen Fisch nach oben. So arbeitet er fast unausgesetzt, um den kaum zu bezwingenden Hunger zu stillen. Der Nimmersatt rastet eigentlich nur dann, wenn er sich völlig voll gefressen hat, manchmal so voll, daß noch ein Fischschwanz zum Schnabel heraushängt.

Nach mehrstündiger Fischjagd sind die Kormorane unten in der Bucht ermüdet. Einige steigen auf die untersten Klippen, andere aber benutzen die

Flügel und schwingen sich auf die Plätze, die ihnen auch zur Nachtruhe gedient haben und die gar leicht an der großen Menge weißen Unrates kenntlich sind.

Es ist um die Mittagszeit. Der Sonnenschein wirkt auf die nassen Kormorane recht wohltuend. Viertelstundenlang strecken sie den gebogenen, langen Hals vorwärts und wieder zurück und lüften dabei in fächelnder Bewegung

R. B. Lodge. *Farne Island, Juli 1895.*

Brütende Kormorane.

fortgesetzt die Flügel, um das für einen so ausgesprochenen Wasservogel höchst auffälligerweise sehr stark schnell durchnäßte Gefieder zu trocknen.

Selten sitzt einer der Vögel ruhig da. Irgendein Körperteil ist immer in Bewegung. Ist das Gefieder von Sonne und Wind getrocknet, dann beginnt das Putzgeschäft, indem die Kormorane ähnlich wie die Enten mit der Flüssigkeit der Bürzeldrüse die einzelnen Federn einfetten. Dabei sind die Tiere in jedem Augenblick wachsam. Nichts entgeht ihnen.

v. Jan. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Kormorane auf den Scilly-Inseln.

v. Jan.

Kormoran. Charakteriſtiſche Stellungen.

Nach kürzerer oder längerer Zeit stürzen sie sich wieder ins Wasser, und in unersättlicher Gier schlingen sie Fische, -- nichts als Fische in ihren Kehlsack und Magen hinab. Kleinere Fische werden ganz verschluckt, größere aber im Wasser zerstückt, die Brocken aufgefressen und dann schnell nach dem sinkenden Reste getaucht, bis auch dieser ganz verzehrt ist.

* *
*

v. Jan *Scilly-Inseln, August 1907.*

Junge Kormorane im Nest.

Die Scharben, zu welcher Gattung der Kormoran gehört, bewohnen mit einigen dreißig Arten fast alle Meeresgegenden der Erde. Wenn sie auch in den kälteren Küstenstrichen noch zahlreich vorkommen, so gehen sie doch nicht hoch gegen die Pole hinauf. Ihrem ganzen Wesen nach sind sie echte Meeresvögel. Nur wenige Arten besuchen zur Zeit der Fortpflanzung auch das Binnenland, um dort in der Nähe fischreicher Süßgewässer ihre Horste anzulegen. Stets tritt auch in solchen Fällen ihr Geselligkeitstrieb in die Erscheinung, der sie antreibt, unter sich und mit anderen Vögeln Vereine zu bilden.

v. Jan. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Kormorane auf ihrem Rastplatz.

Für Deutschland kommen nur drei Scharbenarten in Betracht: der Kormoran, die Krähenscharbe und die Zwergscharbe. Die erstere Art ist die größte und als Brutvogel weithin bekannt. Als solchen trifft man den Kormoran überall an den Küsten Westeuropas, den englischen Küsten und den Gestaden Grönlands, Islands und der Faröer. Ferner findet man seine Horste an der nördlichen Küste des Mittelmeeres und in Algier, am Schwarzen und Kaspischen

v. Jan. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Junge Kormorane im Nest.

Meere, in Südsibirien, im nördlichen Indien und bei Australien. Auch die Ostküste Nordamerikas weist ihn als Brutvogel auf.

In südlicheren Gegenden sind die Kormorane teils Stand-, teils Strichvögel, im Norden sind sie meistens Zugvögel, die in Europa die Küsten Spaniens, das Mittelmeer und Afrika bis zur Kapkolonie aufsuchen, in Asien bis Südindien gehen und in Nordamerika bis zur Delaware-Bai wandern.

Interessant ist die Geschichte der Ausbreitung des Kormorans im Gebiete der Ostsee und im norddeutschen Binnenlande. Sie zeigt so recht die Hartnäckigkeit in der Behauptung einmal bezogener Brutgebiete.

Kormoran, sich putzend.

Früher war der Kormoran in ganz Norddeutschland ein seltener Vogel. Um das Jahr 1810 hat er zunächst eine Kolonie auf der Insel Fünen angelegt. Von dort ist er aber vertrieben worden, weil er sich riesig vermehrte und die Fischerei enorm schädigte. Wahrscheinlich war es ein Teil dieser Kormorane, der sich dann auf Rügen häuslich niederließ, bis den Vögeln auch hier mit Pulver und Blei auf den Leib gerückt wurde. Jetzt wanderten sie wieder weiter südwärts und nahmen Besitz von einem Gebietsteile der Odermündung. Die fischreichen Altwasser und großen Seen sowie die Hochwaldungen waren für sie recht passend. Als dann aber bald das Klagelied der Fischer über diese Schädlinge anhub, erlagen ungezählte Kormorane der Schußwaffe. Was war der Erfolg? Die Vögel zogen die Oder hinauf und kamen bis in die Spreegegend. Bald waren verschiedene größere und kleinere Kolonien im Odergebiete anzutreffen. Seit etwa vierzig Jahren haben sie die verschiedensten Brutplätze inne, die sie nur örtlich je nach dem Stande der Hochwaldung verlegen und trotz heftigster Verfolgung immer wieder besiedeln.

* *
*

Noch steht der hundertjährige Eichenwald blattlos da; aber unten blühen schon Buschwindröschen, Weidenkätzchen schaukeln sich an schwankenden Zweigen, und das Geißblatt zeigt frisches Grün. Seit etwa drei Wochen, Ende März, sind die Kormorane im prächtigsten Hochzeitskleide — mit weißer Kehle, Wange und Hose — wieder aus dem Süden angelangt. Fortgesetzt fliegen sie ab und zu. Auch Reiher und Krähen sieht man zwischen ihnen.

Das Gekreische der Vögel war schon aus weiter Ferne hörbar gewesen. Immer unangenehmer wurde es, je näher man dem Brutplatze kam. In unmittelbarer Nähe der Horststelle schwoll das Stimmengewirre zu einem ohrenbetäubenden Lärme an. In das rauhe „Krah, krah" der Krähen tönte das laut gellende „Chraik, chraik" der Reiher, und dazwischen krächzten in harten, scharfen Rufen die Kormorane.

An dem ganzen Gebaren der Vögel erkannte das Auge des Kundigen sofort, daß sie fleißig Horststoffe zutrugen, die Krähen mäßig starkes Reisig für die Unterlage und den Neststand, die Reiher ziemlich starkes Gezweige und Rohrstengel und die Kormorane ganz festes Genist, das sie sich aus den nahen Brüchen und Sümpfen holten. Manche Kormorane hatten von einem Reiherhorste Besitz genommen und den rechtmäßigen Eigentümer abgebissen und verdrängt. Sie benutzten ihn als Unterlage für das eigene Nest und trugen nur Binsen und Schilf ein. Auf einigen Bäumen standen nur einzelne Kormoranhorste, viele besaßen deren aber mehrere. Im ganzen mochte die Kolonie gegen zweihundert Horste aufzuweisen haben.

Junge Kormorane im Nest.

Auch als Schlafstätten wurden die Horstbäume benutzt; denn schon jetzt, nachdem die Vögel erst wenige Wochen wieder da waren, sah man überall das Gespritze des weißen, scharfen Geschmeißes auf den Zweigen und Ästen und an den Stämmen, die stellenweise wie übertüncht aussahen.

Äußerst scheu sind die Kormorane. Beim Nahen von Menschen steigen sie stets hoch in die Luft hinauf, ordnen sich, wenn die Störung nicht sofort verschwindet, in schräger Front und streichen ähnlich wie Stockenten weit ab, um sich auf einem fernen Altwasser niederzulassen. Erst nach geraumer Zeit wagen sie sich wieder unter Beobachtung größter Vorsicht in die Nähe des Horstplatzes und schwingen sich erst dann in die Horstbäume ein, wenn sie alles für ganz sicher halten.

Zehn Wochen später zeigt die Kormorankolonie ein anderes Bild. Recht lebhaft geht es in ihr zu. Viele Horste sind mit zwei oder drei Jungvögeln besetzt, die um diese Zeit flügge sind und meistens schon auf den Ästen der Bäume und dem Rande der Horste hocken. Jetzt sieht der Wald aus, als ob er von groben Schneeflocken übersät wäre. Der ätzende Kot beeinträchtigt den Pflanzenwuchs und verunziert in hohem Maße das Unterholz des Hochwaldes. Ein häßlicher Dunst nach faulenden Fischen macht sich unter den Horstbäumen breit. Er rührt von den am Boden liegenden Resten der Nahrung her, teils großen Fischen, die den Alten beim Zerstückeln für die Brut entglitten sind, teils auch Fischresten. Ein Glück ist es, daß hin und wieder ein frischer Luftzug die stinkenden Gase wegführt.

Der Kormoran liebt seine Jungen sehr. Droht aber Gefahr, dann schwingen sich die Alten unerreichbar für Schrotschüsse hoch in die Luft hinauf und schweben dann in größter Angst und Sorge um ihre Brut über der Waldung.

Beschießen Jäger die Horste, dann bemächtigt sich der Vögel eine furchtbare Unruhe und Aufregung. Nicht selten geraten sie bei solchen Gelegenheiten in den Konflikt zwischen Selbsterhaltung und Elternliebe, und hin und wieder, jedoch nicht häufig, siegt letztere; dann ist manchmal das tödliche Blei der schnöde Lohn der Tugend, das den Lebensfaden unverhofft abschneidet.

Sieh, wie das alte Kormoranmännchen dort angeschossen durch die Gipfel niederfällt! Es ist geflügelt und versucht sich oben im Gezweige zu halten. Aber es glückt ihm nicht. Schwer schlägt es auf dem Boden auf. Ein Mann naht, um es zu töten. Der Vogel setzt sich zur Wehr. Unheimlich tückisch ist der Blick seines dunkelgrünen Auges. Mit seinem langen, an der Spitze hakig gebogenen Schnabel stößt er nach Gesicht und Händen des Verfolgers, streckt den Hals vor und läuft dann unbeholfen watschelnd auf den Ruder-

Junge Kormorane im Nest.

füßen fort. Da trifft ihn ein Stockschlag, und verendet bricht der prächtig gefiederte Vogel zusammen.

Ein unangehmer, bisamartiger Geruch entströmt dem getöteten Tiere, der es selbst der anspruchslosesten Zunge ungenießbar macht. Nur der nagende Hunger kann derartige Bissen über die Lippen eines Menschen bringen.

Merkwürdig verschieden sind die Größenverhältnisse, die man nicht selten

v. Jan. *Scilly-Inseln, August 1907.*

Kormoran am Rastplatz.

unter den Kormoranen einer größeren Kolonie und unter den Artgenossen aus verschiedenen Gegenden feststellen kann. Die stärkeren Vögel unter ihnen sind fast durchweg Männchen. Im Horste sind sie stets an der Größe kenntlich. Wenn aber auch unter einem Paare immer das Männchen größer als das Weibchen ist, so gibt es doch auch Männchen, die kleiner als das Weibchen eines anderen Paares sind. Ähnliche Unregelmäßigkeiten finden sich auch in der Schnabellänge und der Anzahl der Schwanzfedern. Sie sind es gewesen,

Kormoran, das Gefieder einfettend.

Kormoran. Ruheſtellung.

die manche Forscher veranlaßt haben, besondere Arten unter den Kormoranen anzunehmen, wo es sich doch nur um ein zufälliges Spiel der Natur bei einer einzigen Art handelte. Die Forschung hat längst solche Irrtümer beseitigt.

* *
*

Nahe bei der Kormorankolonie liegt ein Binnenlandsee in der Gegend des Oderbruches, an seinen Ufern mit Rohr und Binsen eingerahmt, zwischen denen weißer Wasserhahnenfuß und gelbe Teichrosen blühen. Der größere Teil des Sees ist pflanzenleer und infolgedessen spiegelblank.

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1907.*

Kormorane.

Die Sommersonnwendzeit ist seit kurzem vorüber. Die jungen Kormorane sind bereits flügge. Kaum haben sich in der Frühe des Morgens die Nebelschwaden gelichtet, da sind sie mit den Alten auch schon auf dem See anzutreffen. Während der Nacht haben sie drüben in der Hochwaldung geschlafen. Ziemlich sorglos können die Vögel sein; denn abgesehen von den Menschen brauchen sie sich nur noch vor den allergrößten Raubvögeln zu hüten, und auch ihnen gegenüber ist eine Verteidigung nicht selten von Erfolg begleitet.

Jetzt in der frühen Morgenstunde tauchen sie fortgesetzt. Das an Karpfen reiche Gewässer liefert ihnen mühelos diese trägen Fische. Jeder Kormoran vertilgt täglich gegen vier Pfund Fischfleisch, so daß schon eine ganz kleine Kolonie viele Zentner von Fischen verbraucht. Bei einer derartigen Inanspruchnahme der wertvollen Fischbestände ist es allerdings kein Wunder, daß

Kormorane (bei ihren Neſtern) und Möven.

die Teichbesitzer die Kormorane hassen. Unter solchen Umständen ist der manchmal fürchterliche Vernichtungskrieg gegen sie wohl verständlich; denn wenn wir Menschen auch gern den Vögeln als unseren Mitgeschöpfen etwas von dem Lohne unseres Fleißes opfern wollen, so können wir ihnen doch nie und nimmer die volle Ernte menschlicher Mühe zusprechen.

Sieh, da steigt wieder ein Komoran aus der Tiefe des Teiches empor! Unten hat er den Grund durchsucht, um vielleicht seine Lieblingsnahrung zu finden. Richtig, er erscheint jetzt mit einem großen Aale im Schnabel. Der Fisch krümmt und schlängelt sich und legt sich wie eine Krause um den Hals des Vogels. Aber all sein Zappeln ist vergeblich. Der Kormoran hält fest und drückt ihm die scharfen Schnabelränder wie Schneiden in den Leib, nimmt jetzt den Aalkopf in die Schlundöffnung, und bald gleitet der Fisch ruckweise in den Kehlsack.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung bei den Kormoranen, daß sie besonders die Grundfische als Nahrung schätzen. Dabei ist es ihnen völlig gleichgültig, ob diese als Schollen der Tiefe der Salzsee entstammen oder als Karpfen und Aal sich im Süßwasser aufgehalten haben.

Alltäglich fischen so die jungen Kormorane in den fischreichen Gewässern. Eines Tages aber erwacht der Drang zum Meere in ihnen, und dann wandern sie mit den Alten hinaus in die unbekannte, fremde Gegend, wo sie bis zum Spätherbst fischen. Schließlich bemächtigt sich auch des größten Teiles der Kormorane vor Wintersanfang der allgewaltige Wandertrieb, der sie in die Gestade des Mittelmeeres führt, wo sie sich zu Tausenden und Abertausenden ihr Futter suchen. Nur wenige Kormorane bleiben auch in der kalten Jahreszeit in der nordischen Heimat, wo sie sich oft unter großen Entbehrungen schlicht und recht durchzuschlagen versuchen.

* *
*

Wie so ganz anders als im kultivierten Binnenlande benimmt sich der Kormoran auf dem Meere und in seiner Nähe auf den Klippen und Felsen menschenleerer Küstengestade des hohen Nordens und wie anders auch in den weiten unbevölkerten Sumpflandschaften Ungarns und der Donaumündung! In den Kulturländern scheut er den gar kein Vertrauen erweckenden Menschen. Hier ist er eigentlich immer nur Gast zur Zeit der Fortpflanzung. Er kommt, wenn ihn Ende März der Paarungstrieb an den Horst mahnt; er verschwindet wieder, wenn seine Brut so flugfähig ist, daß sie die See zu erreichen vermag. Nach dieser Zeit liegt die Kormorankolonie verlassen da. Nur ausnahmsweise besucht dann noch einmal einer dieser Vögel die Horstbäume.

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1907.*

Kormorane.

Merkwürdig ist es, daß der Kormoran in den Kulturländern die höchsten Bäume als Niststätte bezieht, in seiner Heimat am Meere aber auf das harte Gestein nistet. In steppenartigen Sumpflandschaften bewohnt er sogar Kopfweiden. Hier sowohl wie auch auf Binsen- und Schilfbüscheln legt er mitten im Gewässer seine Horste an. Hinsichtlich der Wahl der Nistörtlichkeit ist er also ein Universalanpassungskünstler, wie man solche in der Vogelwelt nur ganz wenige antrifft.

Selbst den nordischen Völkern, die durchaus nicht zu den Kostverächtern zählen, sind das Fleisch des Kormorans sowohl wie auch die Eier mit dem blaß grünlichgelben Dotter widerlich. Höchstens werden die Jungen, die nicht so fett und tranig wie viele andere Seevögel sind, im Notfalle verzehrt. Dem Eskimo dient auch wohl die gegerbte Haut des Vogels als Kleidungsstück.

Der Scharfsinn des Menschen aber hat es vermocht, daß ihm der Kormoran auf andere Weise nützlich wird, indem er seine vorzügliche Tauchfähigkeit und sein geschicktes Schwimmen unter Wasser für sich zum Fischfange auszunutzen verstand.

Junge Kormorane werden sehr zahm, folgen dem Rufe ihres Herrn und lassen sich leicht als Beizvogel zum Fischen abrichten. In Europa ist eine Zähmung des Kormorans für solche Zwecke mehr sportlicher Natur, die erst seit dem 17. Jahrhundert bekannt ist. Ein besonderer Nutzen erwächst dem Besitzer des Tieres aus dessen Tätigkeit nicht.

Anders ist dies bei den Chinesen und Japanern, die seit undenklichen Zeiten in einer unserm Kormoran verwandten Scharbenart treue Gehilfen beim Fischfange erblicken. Mit einem Kormoran, nicht selten auch mit mehreren Vögeln dieser Art, begibt sich der Fischer auf einem Bambusfloß in eine stille Meeresbucht oder auf einen Fluß. Die Kormorane, die ihm beim Fischen be-

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1907.*

Junge Kormorane im Neſt.

hilflich ſein ſollen, haben einen Ring aus Metall oder Leder um den Hals, um das Überſchlucken der Beute zu verhindern. Bei allen Kormoranen iſt dies jedoch nicht notwendig, da viele derartig dreſſiert ſind, daß ſie ihrem Herrn auf den Ruf hin folgen. Um die Vögel jedoch auf alle Fälle in der Hand zu behalten, ſind ſie an einer leichten Schnur befeſtigt. Auf Befehl ſtoßen ſie hinab in die Flut. Zögern ſie, ſo ſtößt der Mann ſie mit dem Ruder von ihrem Ruheſitze. Sie tauchen tief ein und holen ſelbſt aus Meerestiefen von über 25 Meter Grundfiſche. Auch vermögen ſie gegen dreißig und mehr Meter weit unter Waſſer zu ſchwimmen. Mit dem Fiſche im Schnabel kommen ſie an das Floß heran. Der Fiſcher nimmt ihnen die Beute ab, die er in ein Gefäß wirft, und der Vogel geht wiederum in die Tiefe. Iſt der Herr mit Fiſchen reichlich verſehen, dann entfernt er das Halsband von den Kormoranen, und nun fiſchen ſie, um den eigenen Hunger zu ſtillen.

Das Rotkehlchen.

Von Else Soffel.

Hin und wieder macht es Spaß, Tiercharaktere in menschliche umzudeuten. Sie rücken uns dadurch noch ein Stück näher. Die Tierfabeln sind nicht umsonst entstanden: die Natur wirft den ungeheuern Reichtum ihrer Ideen ins Leben, die Notwendigkeit des Bodens, der Umgebung, des Augenblicks formt diese Ideen. Die natürlichen Bedingungen draußen kehren verhüllt und übertragen im Menschenleben wieder, unter ähnlichen Verhältnissen entstehen ähnliche Charaktere. Selbst zwischen Pflanzenwelt und Menschen ließen sich solche Analogien aufdecken, doch dazu gehört mehr Blick, ein ungleich feineres Naturgefühl.

Unter den Singvögeln könnte einem das Völkchen der Zeisige als der Typus des harmlosen, natürlichen Durchschnittsmenschen erscheinen, mit kleinen Interessen, kleinen Freuden und Leiden, ungefährlich und gutmütig und voll gedankenloser Heiterkeit, — der Star als ein pfiffiger Bauer, der Dompfaff als wohlhabender Bürger, behäbig und materiell.

Die Bachstelze ist ein bissel sehr Dame, nicht allzu begabt, dafür aber aufs Äußere bedacht, „penible" in der Toilette und exklusiv.

Und das Rotkehlchen ist auch eine „Sie". Und zwar eine von den reizvollsten.

Kokett, voll allerliebster natürlicher Schelmerei und einer instinktiven Klugheit, die Situation auszunützen. Als wüßt' es der kleine Tropf, daß ihm niemand zu widerstehn vermag, wenn er mit funkelnden, dunkeln Augen und ungeduldig wippendem Schwanz erwartungsvoll auf dem Rand des verbotenen Mehlwurmtopfes sitzt und schließlich mit einem letzten Seitenblick auf das Gegenüber hinein hüpft!

Nein, man kann ihm wirklich nicht böse sein! Man kann einfach nicht. Denn das Kerlchen hat zu allem übrigen noch Seele, wirklich Seele! Wenn es bei herannahender Dämmerung auf seiner Fichte sitzt — es hat sich den höchsten Zweig herausgesucht und sitzt allein mit hängenden Flügeln und halbgeschlossenen Augen, aus denen aller blitzende Übermut fort, selbst ganz Abend und Schöpfungsstille —, wenn es dann sein zart jubelndes, fragendes Lied über dich ausschüttet, wie eine plötzliche Fülle glänzend-reiner Lichtperlen — da steht man still vor solcher Kinderandacht.

Oder in der Gefangenschaft, wenn es, trüb in seinem Bauer sitzend, rührend schüchtern und sehnend zum erstenmal den Mut faßt — vielleicht beim Geratter der Nähmaschine — seine oft abgebrochenen Tönchen zu proben!

Mit Genehmigung der Intern. Publ. Co., London.

Neſt und Gelege des Rotkehlchens.

Nun glaubſt du, du haſt es, kennſt es ganz! Aber nein! Es ſtehen noch allerhand Überraſchungen bevor und Bös und Gut hat es in einem Sack. In dem neckiſchen kleinen Körper wohnt eine ganz erſtaunliche Leidenſchaft, Eiferſucht und Kampfluſt. Weh' dem Nebenbuhler, der ihm ins Gehege kommt! Die hohen, zarten Stelzen weit auseinandergerückt, ſteht das Rotkehlchen unter dem Baume, auf dem der Gehaßte ſitzt. An den Bauchſeiten ſieht der leichte weiße Federflaum über die angelegten Flügel hinaus, die Bruſt ſcheint tiefer zu leuchten als ſonſt, die Augen, groß und dunkel ſehen erregt in die Höhe. Und nun beginnt es einen Schlachtgeſang, der ihm faſt die kleine Bruſt zerſprengt, kurz und heftig. Bricht plötzlich ab und erſcheint wie auf ein gegebenes Zeichen oben im Baum, um auf den Gegner loszufahren. Der Kampf iſt erboſt und andauernd und weh' dem Kecken, der es wagen ſollte, gar noch die Futtermöglichkeiten mit dem Herrſcher im Gebiet zu teilen. Er wird unerbittlich verfolgt und ſo lange bedroht, bis er blaß gefärbt, verſchüchtert und halb verhungert den Platz für immer räumt.

J. Atkinson. *Yorkshire 1909*

Rotkehlchen.

Kein zweiter in der Nähe! Haß dem eigenen Geschlecht!

Und dasselbe Tierchen ist ganz uneigennützige Nächstenliebe, Mütterlichkeit und Geschäftigkeit, wenn es etwa auf seiner Nahrungssuche die verlassene Brut irgendeines Vogels auffindet, sollte auch die Größe der Nestlinge seine Leistungsfähigkeit übersteigen. Es interessiert sich, schleppt sich ab für die Fremdlinge, und räumt — schuldbewußt und verschämt — erst dann das Feld, wenn etwa die rechtmäßige Mutter wiederkehrt und erstaunt und empört nach dem Eindringling sieht.

Ja, recht weiblichen Charakters ist das Rotkehlchen! Neckisch und liebenswürdig, klug und warmherzig und dazu eine seelenvolle kleine Künstlerin, aber gern die Erste — eifersüchtig, neidisch und heftig, sobald es seine Königinrechte geschmälert oder gar bedroht sieht. Und dann wieder andächtig wie ein Kind. Oder auch launisch wie ein solches. Lebhaft und trüb, ungeduldig und gedankenvoll, schelmisch und still, alles in rascher Folge aufeinander. Manchmal beinahe ein bissel hysterisch. Man weiß wenigstens nicht, wie man es anders nennen soll. In diesem Augenblick hängt es halb tot an einem Ästchen, liegt gar auf dem Boden, als ob es Krämpfe bekommen sollte, — es hat einen kleinen Schreck gehabt. Da im nächsten hüpft es und kokettiert am Futternapf. Das ist doch arg! Und neugierig ist es! In Gefangenschaft kann es passieren, daß es, hochbeinig gestellt und das weiße Bäuchl dicht an das Gitter gepreßt, daß die Federchen herausstehen, dich minutenlang bei deiner Arbeit beobachtet. Hast du's endlich bemerkt, so ist es freilich längst auf dem Stengelchen oben, als wäre nichts

J. Atkinson. *Yorkshire 1909.*

Rotkehlchen, junge Vögel, und erwachsener Vogel.

geschehen. Fliegt es einmal aus, so steht es ebenso minutenlang am Fenster, langgestreckt und schaut hinaus. Heimgehen aber, das merk dir, tut's, wenn es will, und nicht, wenn du's willst. Es merkt jeden deiner Tricks und umgeht sie. Es muß — wie ein echtes Weib — seinen Willen haben.

Das Rotkehlchen ist der armen Leute Nachtigall, war es wenigstens bis heute. Der einfache Handwerkersmann hat sich zu allen Zeiten im Frühjahr mit dem Schlagnetz einen Wildfang geholt. Er gab sich gar nicht groß Mühe, sich zu verstecken, lockerte die Erde vor einem großen Busch am Rand einer wilddurchwucherten Sandmulde, steckte einen fetten Mehlwurm auf und ging dann ein wenig beiseite. Das Kehlchen hatte ihm aus einem zweiten Busch schon neugierig zugesehen und erwartungsvoll das Zappeln des Wurms bemerkt. Einen Augenblick später zappelt es selber im Netz. Nachdem es erst getan, als wollt' es sterben, ergab es sich bald in sein Schicksal. Einige Wochen später hat sich's an die neuen Verhältnisse gewöhnt, und noch über eine Zeit ist es gut Freund mit dem Pfleger, wird wieder dreist und neugierig, fängt die Fliegen im Zimmer und „beaufsichtigt" den Meister bei der Arbeit, singt, vor ihm auf dem Tisch sitzend, zu seinem Gehämmer und Geklopfe, frißt mit Hund und Katze aus einer Schüssel und holt sich den Mehlwurm aus der Hand. Es sind noch mehr Leute im Städtchen, die ein Rotbrüstl haben. Die blasse, stille Näherin und der Postbote, die Botenfrau, die, alt geworden,

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., August 1909.*

Junges Rotkehlchen.

die Kinder ihrer Tochter aufzieht — kurz lauter Leute, die eine kleine Freude brauchen, weil sie die große nicht kennen gelernt haben. Sogar bis ins Armenhaus vor dem Tore hat sich eines verirrt. Das hilft der alten Häuslerin waschen, das heißt es sitzt auf dem Rand des großen Zubers und sieht in den wallenden Dampf. Das hätt' aber die Alte nicht zulassen sollen oder sie hätt' nicht hinausgehn dürfen. Denn als sie wieder in die Stube kam, da war der Vogel vom Rand in den Zuber gehüpft, um zu sehen, was das wär'. Sie hat's nimmer aufhalten können, das Malheur.

„Freilich, wer hätt's wissen können — es hat schon oft da oben g'sessen, wenn sie g'waschen hat. Die Häuslerin hat's ein paar Wochen net verwunden, das liebe Tierl, denn sie hat's selber auf'zog'n von klein auf mit gelber Rüb'n und Milchbrot und dazu jeden Tag a paar Mehlwürm', die hat sie selber ang'setzt." —

So ein Allerweltsliebling ist das Rotkehlchen gewesen zu einer Zeit, wo man seine Vögel nicht bloß draußen, sondern auch drinnen hat pflegen dürfen. —

Wenn man das Städtchen hinter sich hat, samt seinen alten Toren und breiten buckligen Häusern, so sieht man hinter Wiesen und Feldern den Wald. Es ist hoher Mischwald, dicht gewachsen, mit kleinen Bächen, die ihn durchziehen, und hohem, schwellendem Moospolster. Er zieht über welliges Land, steigt in kleine Täler und geht an den Hügeln in die Höhe. Er hat weite stille Wiesen, die von dicht bekleideten jungen Fichten umstanden sind, über die abends der Mond langsamer geht, über denen die Sterne besonders gern

Graf Münster. *Moritzburg, Februar 1910.*

Singendes Rotkehlchen.

stehen. So rechte Sommerabendwaldwiesen. Dann wieder Erlengebüsch und Weiden, die kleine Wasser abwärts begleiten, wo man im Frühling hingehn muß, wenn die braunen Knospen und die gelben Kätzchen heraußen sind. Waldspitzen, die hinaus bis zu den braunen Äckern reichen, den Hügel hinauf, in die sich an allen Abenden die Sonne verfängt, Dickichte von Dorngestrüpp und totem Holz, durch die kaum ein flüchtendes Reh zu brechen vermag; prachtvolle Einzelbäume, groß und stark, die vor dem Wald stehen und ins Land sehen. Klar und kräftig ist dort die Luft, frisch und rein das Wasser. Das ist Rotkehlchens Heimat.

Des Abends singt es draußen, wo die Waldspitze ins Land schaut, der Sonne zu, auf einer von den Fichten, die vor der goldenen Wand im Westen stehen.

Morgens erwacht es im engen Waldtal, von dem sich eben die Sterne getrennt haben, wenn die blaugraue Dämmerung noch den Tag verschleiert, die Wiese schwer vom Tau ist.

Sein Nest hat es im hohen Wald, wo er dunkel und schweigsam ist und nur der Morgen und Abend in den Zweigen sprechen. Wo es der Singdrossel gerade einsam genug, die Schwarzamsel und das Schwarzblattl versteckt

J. Atkinson. *Yorkshire 1909.*

am Neſt.

R. B. Lodge. *London, April 1900.*

auf Pfahl.

Rotkehlchen

ſingen. Es gibt bemooſte Stämme da, die beinahe dem Waldboden gleich ſind und Strünke, die im Dunkel leuchten. Unter ſolch einem hat das Rotbrüſtl ſein Neſt, von drei Seiten gedeckt, den Eingang weiß es allein. Will man's belauſchen, ſo muß man dorthin gehen. Es ſenkt ſich hier der Wald ein wenig und öffnet ſich zu einem ganz ſchmalen, langen, mooſig-feuchten Tal, in das ein ebenſo ſchmaler, langer Streif vom blauen Himmel ſieht. Dort auf dem Strunk ſitzt das Kehlchen oft lange, wippt mit leiſem „ſih" und ſchaut ſich um — und iſt dann plötzlich wie im Erdboden verſchwunden.

Schon eine Brut hat's dort aufgezogen, ſieben Mann hoch, und noch mal hat's vier gelbliche, roſtfarben beſpritzte Eier aufs Erdmoos gelegt. Fuchs und Marder haben nicht zugekonnt, es war ihnen der Eingang zu eng. So hat's die Kinder, die denen der Nachtigall ähnlich ſahen, braungelb mit ſchwärzlichen Wellen, gut aufgebracht. Freilich über manche angſtvolle Minute, die er geſehen, über manch ängſtlich warnendes „tſchrietſch", manch erſchreckt-empörtes „ſchnickerikik", das er gehört, ſchweigt der einſame Waldwinkel. War doch der Falke juſt da einmal herabgeſtoßen, wo er vorher die futterbringende Mutter eräugte, und der Habicht hatte oft lang über den Fichtenwipfeln im Blau gekreiſt.

K. Soffel. *Bozen, Sommer 1910.*

Rotkehlchen, Bücklinge machend.

War er fort, so schimpfte das Rotbrüstl noch lang aus Unterholz und Gebüsch „schnickerikik, schnickerikik" und schlug ärgerlich den Schwanz auf und nieder, bis Amsel oder Singdrossel mit lautem tak-tak-tak-tak-tak-tak aus ihrem Versteck aufflogen und der Wald aufwachte.

Futter bot der Wald gerade genug. In der Moosdecke hing allerlei und an den Baumstämmen kribbelte es, zwischen der Rinde saßen Larven oder an ihr hingen schlafende Nachtschmetterlinge und kleine Motten, die Splitter von manchem faulen Stückchen Holz wurden untersucht und Eier, Puppen oder Käfer drin gefunden. Wo der Waldboden nackt war, dort wo Laubbäume standen, mußte man das welke Laub umwenden, da saß und lief allerhand dazwischen, Spinnen, kleine Raupen und Gewürm, — wo im Hochwald die dürren Nadeln lagen, gab es kleine und große Ameisen die Fülle.

Solang die zweite Brut noch im Nest lag, ging das Weibchen nicht allzuweit fort und das Männchen half ihm treulich füttern, wenn es auch an schwülen Tagen lieber saß und sang. Als aber der August herum war, wurden im Nadelwald die roten Heidelbeeren reif und draußen vor dem Wald das Rotkehlchenbrot; seit dem schwarzen Hollunder hatte es solche Zukost nicht mehr gegeben und das Rotbrüstl war tüchtig hinterher. Es spürte auch schon die Zugzeit kommen und trieb sich gern herum von Gebüsch zu Gebüsch, schnurrte hinüber bis zur Straße und sah sich dort die Ebereschen an. Die mußten den Herbst noch vorhalten.

Als aber der mit immer blauem Himmel kam und einer Menge roter Vogelbeeren, da hielt sich das Rotbrüstl zurück. Es streifte nur in der

J. Atkinson. *Yorkshire 1909.*

Rotkehlchen im Schnee.

Nähe und hatte es noch lange gut. Überall fand es was und die Sonne war golden jeden Tag. Bis sie eines stillen Tags doch hinter den Wolken blieb und der Abend rauh und voll Nebel war. Da fing die Not an. Denn der Sturm war nachts im Wald gewesen und den andern Morgen war die Welt weiß. Das wär' noch nicht das schlimmste. Aber noch über zwei Nächte da knarrte der Schnee, des Abends stand der Wald still, ohne einen Hauch, er konnte sich nicht rühren, und Sterne blitzten oben am Himmel und unten am Boden. Die Meisenglöckchen bimmelten durch den Wald und die Krähen zogen. Das Rotbrüstl fand noch ein paar Wacholderbeeren, und wenn es fleißig war, eine Larve zwischen den Rinden der Bäume. Mittags flog es zur Straße hinüber und holte die letzten paar Ebereschenbeeren, die in der Sonne weich geworden. Als aber ein Tag war wie der andere und jede Nacht der Schnee noch fester fror, da wurde es matt. Seine Federchen sträubten sich, die Augen sahen trüb und klein. Es flog und hüpfte, struppig und kugelig bis zur Straße hinüber und auf ihr weiter und suchte, wo doch nichts zu suchen war. Da, als es in die Nähe eines Hauses kam, fand es um das Haus den Boden frei und vor dem Küchenfenster ein paar Krumen. Von da an hielt sich's in der Nähe und kam jeden Tag. So ist es durch den Winter gekommen.

Schwestern und Brüder hatten es unterdes freilich leichter gehabt. Die hatten nach der langen, nächtlichen Reise ein sonniges Land gefunden und Nahrung die Fülle. Sie zogen zu ihren Brüdern nach Nordafrika, die aus Deutschland und dem ganzen Norden und die dunkler gefärbten aus England mit ihnen. Die aus Persien und die prächtig gefärbten der Kanarischen Inseln hatten's nicht nötig, dem Frühling nachzuziehen, der war selbst im Land geblieben.

Der Wendehals.

Von Martin Braeß.

„Hörst', Marie, wie's Regenvögele ruft," sagt die Bäuerin, „noch hinte wird's wettern!" Und sie richtet sich auf, wischt mit dem Handrücken über die Stirn und schaut, das Leinentüchlein, das ihr in den Nacken geglitten, von neuem über den Kopf knüpfend, nach dem tiefblauen Himmel. „Noch kein Wölkchen, aber schwül is', und der Specht ruft schon lange sein Weib, da kommt Regen. Das Vögerl hat noch keinen betrogen, ein Wetterprophet trotz dem Laubfrosch im Glas!" Und die rüstige Frau bückt sich wieder über die Arbeit, mit der Magd die jungen Salatpflänzchen ins Beet setzend.

„Gäthgäthgäth . . .", so ruft es in gleichmäßig langsamem Tempo, weich, fast schmachtend aus dem Obstgarten neben dem Hause, „gäthgäthgäth . . ." und dazwischen ein paarmal durchdringend scharf ein lachendes „gihgihgihgih . . .", ähnlich dem Rufe des Kleinspechts. „Hörst', er schreit noch immer; das erspart uns, die Pflänzchen zu gießen."

Und recht haben sie beide, die Bäuerin und der prophetische Vogel. Wolken ziehen herauf, von Ferne vernimmt man den grollenden Donner; schwere Tropfen — noch läßt sich das „Regenvögele" im Rufen nicht stören. Jetzt ein zuckender Blitz, ein krachender Schlag, in Strömen stürzt der Regen hernieder — da schweigt jedes Geschöpf vor der Stimme des Himmels. Das Wetter zieht weiter; finster steht's über dem Wald, aber im Westen bricht die untergehende Sonne durchs zarte Gewölk und vergoldet die glitzernden Tropfen. Hoch spannt sich der bunte Bogen über das Himmelsgewölbe. Die dürstende Flur trinkt gierig das Naß. Die Schwälbchen verlassen das schützende Dach, das Hausrotschwänzchen singt am Schornstein seine klirrende Strophe, und „'s Regenvögele", horch! es ruft wieder wie vorhin, aber noch lauter und mit wachsender Kraft: „Gäthgäthgäth" und dann lachend vor Freude und Lust: „Gihgihgihgih . . ."

„'s Regenvögele", so reden die Leute im Dorf; seine Stimme kennen die meisten; aber wie's ausschaut, das weiß kaum einer zu sagen. Im Obstgarten wohnt's, auch draußen im Wäldchen zwischen den Wiesen und Äckern, und am Talhang, wo der Kuckuck ruft und der Pfingstvogel flötet, da kann man's hören, das ganze Frühjahr hindurch und auch noch im Sommer. Ein Specht ist's, so wissen's die Klügsten. Nur des Pfarrers Bub, der kennt das Vöglein genau; der ruhte nicht, bis er's gesehen hatte — ach, so ein

K. Soffel. *Zara, Mai 1909.*

Junge Wendehälse.

Junge vom Lande kennt manches, aber niemand fragt ihn danach. Er weiß sogar den richtigen Namen des Vogels — im Brehm, den er vom Lehrer geliehen, hat er Bild und Beschreibung gefunden. Die rindengraue Farbe, der Feldlerche ähnlich, die auch an Größe dem Vöglein gleicht, der breite Schwanz mit den braunschwarzen Binden, besonders aber die Füße, zwei Zehen nach vorn und zwei nach hinten, wie bei den Spechten — wenn der Vogel auf einem niedrigen Pfahl saß, sah man's ganz deutlich — hatten den kleinen Forscher richtig geleitet, und auch die Lebensbeschreibung stimmte genau: der Wendehals ist's, auch „Nattervogel" und „Otterwindel" nennt man ihn wohl — alles seltsame Namen; der Knabe sollte es bald erfahren, warum das Vöglein so heißt.

Gegen Ende April war's wiedergekommen, bald nach dem Kuckuck, als das Laub an den Bäumen die Knospen durchbrach und auf der grünen Wiese die ersten Blumen sich zeigten, der goldgelbe Löwenzahn und Gänseblümchens weiße und rosige Sterne. Ein jedes Pärchen respektierte des andern Gebiet; nur einmal, gleich nach der Ankunft, war ein fremdes Männchen nach dem Pfarrgarten geflogen, hatte sich auf denselben Baum niedergelassen, wo das andre Männchen schon saß. In geduckter Haltung, den Körper ganz an den Ast geschmiegt, die Flügel hängend, den ausgebreiteten Schwanz etwas erhoben, den Hals lang gestreckt, die Scheitelfedern gesträubt, so hatten sie boshaft gezischt und wütend sich angesehen, zwei grimmige Gegner, auf Leben und Tod! Aber es war bei der herausfordernden Gebärde geblieben; denn als die beiden Kämpen sich dann durchs Geäst jagten, schien

K. Soffel. *Zara, Mai 1909.*

Junge Wendehälse in der Nähe ihrer Höhle.

es mehr ein anmutig Spiel, als Verfolgung und Flucht. Ein friedliches Ehepaar ist's, der Gemahl so harmlos wie die fast genau so gekleidete Gattin — stört unsre Ruhe, unser Leben nur nicht, wir tun ja keinem ein Leid!

Nach ein paar Tagen war eine Wohnung gefunden. Sie hatten die Wahl; denn jedes Loch der alternden Bäume schien ihnen recht. Ob weiter, ob enger, ob in luftiger Höhe oder nur mannshoch über dem Boden, war ihnen gleich. Der neue Apfelbaum, den das Pärchen sich wählte, stand zwar recht nahe am Weg, auch nicht weit von dem Wirtschaftsgebäude, wo häufig Menschen verkehrten; aber die Vögel vertrauten dem Pfarrherrn, unter dessen Schutz ihre Brut im vorigen Jahre so prächtig gediehen war, sie vertrauten auch ihrem rindenfarbenen Kleide, das sie leicht jedem Auge verbirgt, wenn sie sich nach ihrer Gewohnheit an einem Stamm oder schief aufsteigenden Aste mit den Kletterfüßen anklammern. Auch am Boden, wo sie recht häufig verweilen, schützt sie ihr unauffälliges Kleid ganz ausgezeichnet, und so sah sie niemand von den Bewohnern des Pfarrhofs, bis auf den Knaben, der mit jedem Winkel im Garten vertraut war und jedes Nest wußte. Er hatte es bald bemerkt, wie einer der beiden die Höhle besuchte, hatte dann mit dem Fuß ein paarmal gegen den Stamm geschlagen, um den Vogel näher zu sehen, wenn er herausfliegen würde, war schließlich, da sich dieser in seinem Gewahrsam nicht stören ließ, auf die untern Äste des Baumes geklettert und schaute nun zu der offnen Türe der Wohnung neugierig hinein. Im ersten Moment fuhr er zurück vor dem giftigen Zischen;

R. Paul. *Glogau, Juli 1909.* *de Wolf.* *Wageningen, Juli 1909.*

Wendehals am Nesteingang, mit Futter im Schnabel.

dann aber dachte er, du schaust ihn dir näher an, den kleinen Vogel, der sich hier so wütend gebart, und so saßen die beiden ungleichen Geschöpfe wohl fünf Minuten einander gegenüber: in der Höhle, mit dem Kopf und Hals aus der Öffnung herausschauend, der graubraune Vogel und auf den blühenden Ästen der wissensdurstige Knabe.

Eine boshafte Schlange scheint der unschuldige Vogel genau zu kopieren; den Schnabel reißt er weit auf, daß sich im Rachen die Zunge zeigt, lang und spitzig, als wolle sie stechen, wie's die Menschen von der Schlangenzunge wohl meinen. Der Kopf mit den aufgerichteten Federn am Scheitel und der geblähten Kehle bewegt sich auf dem windenden Hals hin und her; dieser ist fast unnatürlich in die Länge gezogen, und unheimliches Zischen dringt fortgesetzt aus Rachen und Hals. Kein Wunder, wenn der Unerfahrene erschreckt seine Hand zurückzieht aus Furcht vor dem Biß einer giftigen Schlange, die hier im Baumloch haust und jeden bedroht, der sie stört. Selbst starke Räuber, wie Sperber, Häher oder Katzen, Marder und Wiesel, schreckt der Wendehals durch solch schlaues Manöver, daß sie Reißaus nehmen. Und wenn ein Eichhörnchen naht, um Vogelnester zu plündern – denn auf eine Eierspeise ist der niedliche Nager gar lüstern – da schießt der besorgte Vogel aus seiner Höhle heraus, streckt sich und dehnt sich, soweit er's vermag, breitet den weichen Schwanzfächer aus, zittert mit den hängenden Flügeln, hebt und senkt abwechselnd die Federn des Scheitels und schneidet die allerseltsamsten Grimassen. Eine Schlange ist's oder sonst ein giftiges Reptil,

so scheint das Eichhörnchen zu denken, solch' Wesen versteht keinen Spaß, und in langen Sätzen flieht es den unheimlichen Gesellen. Die Verstellung ist glänzend gelungen.

Furcht vor der Schlange zeigen nicht nur die Menschen, sondern die meisten höheren Tiere; sie stutzen alle beim Anblick des seltsamen Wesens, das sich in Windungen unhörbar auf dem Boden fortbewegt, sie weichen zurück vor dem wütenden Zischen. Hat der Wendehals seine Defensive der Schlange wohl abgeguckt und ahmt seine kleine Person diese Bewegungen des gefürchteten Tieres nun absichtlich nach? O nein, von der Schlange am Boden weiß unser Wendehals nichts; die Schreckstellung, die ihn schützt, hat er auch nicht von Vater und Mutter gelernt, ein Manöver ist's, das ihm im Blut liegt; denn auch Wendehälse, die man dem Neste entnimmt und aufpäppelt, üben, sobald sie erwachsen sind, bei jedem Schreck das drohende Spiel, dem man dann gar belustigt zuschaut. Die Menschen nur erkennen in dem Gebaren des Vogels eine Ähnlichkeit mit dem Verhalten der Schlange, wie die Lokalnamen beweisen: Natterhals, Natterzange, Ottern- oder Nattern-wendel. Andern Geschöpfen aber hat die Verteidigungsstellung des Vogels etwas Schreckhaftes, Furchteinflößendes; an eine Schlange denkt wohl kein einziges dabei.

Die Einrichtung der Wohnung macht den Wendehälsen, wie den meisten Höhlenbrütern, nicht viel Sorge und Arbeit. Schnell ist das Loch von den gröberen Holzbrocken gereinigt; die feineren Teile, den Holzmull, läßt man ruhig darin. Ein paar Hälmchen, Haare und etwas Moos wird besorgt, aber nur wenn man's gerade zur Hand hat; sonst genügt die dünne Schicht Baumerde, die fast jede Höhle aufweist, vollkommen. Die Eierchen sind rein weiß, wie es sich für einen Höhlenbewohner paßt — in dem sichern Gewahrsam bedürfen sie ja keines Schutzes — und so dünn sind die Schalen, daß der Dotter rötlich hindurchschimmert. Sieben bis zehn Stück zählt das volle Gelege. All die Schreihälse zu sättigen, macht den Eltern viel Mühe; Ameisenpuppen werden den Kleinen zuerst gereicht, eine leicht verdauliche Speise. Aber die weißen Tönnchen sättigen nur auf ganz kurze Zeit, und sie sind nicht immer so leicht zu haben. Da müssen die Alten oftmals weitere Flüge unternehmen, wogenförmig durch die Luft, was sie im allgemeinen recht wenig lieben. Wie sie laufen und rennen, die gelben oder schwarzbraunen Ameisen, wenn der Wendehals mit dem Schnabel in dem Haufen herumstochert. An seiner wurmförmigen, klebrigen Zunge bleiben die geängstigten Tiere hängen, wie an der Leimrute das Vöglein. Er zieht die Zunge in seinen Rachen zurück und verschluckt die Gefangenen befriedigt, vielleicht ein ganzes Dutzend auf einmal. Nun aber schnell, die zartesten Bissen, die Ameisenpuppen, für die Kleinen daheim! Er weiß sie zu finden trotz aller List der Insekten; mit der Zunge spießt er sie auf und bringt sie den Kindern. Dann fliegt er wieder

W. Farren.

Wendehals am Neſtloch.

K. Soffel. *Zara, Mai 1909.*

Halbflügge Wendehälse.

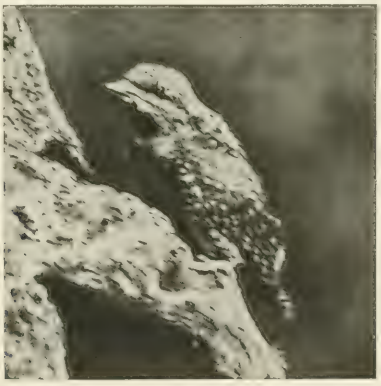
hierher; den ganzen Tag ist er von früh bis abends beschäftigt, und zum gemütlichen Ausruhn, zum Rufen und fröhlichen Lachen bleibt ihm kaum mittags ein Stündchen. Auch in und unter dem Rasen sucht der Wendehals häufig nach seinen Lieblingsinsekten; er hackt in die Erde, und dann leistet ihm seine Zunge die wichtigste Hilfe, weil er sie tief in alle Löcher und Ritzen zu stecken vermag. Was ihre Spitze berührt, das wird gespießt, und was ihre klebrige Haut betastet, das ist gefangen.

Nach ein paar Tagen piepen und wimmern die Kleinen lauter und lauter, wenn eins der Eltern herbeifliegt; der Hunger läßt sich unmöglich bloß mit Ameisenpuppen stillen. Da muß kräftigere Kost herbei, und namentlich größere Bissen müssen der hungrigen Schar nun gereicht werden. Zarte Räupchen sind besonders willkommen, aber auch andre Insektenlarven, wie sie zwischen den Rindenrissen an Stämmen sich bergen; die lange, bewegliche Zunge der Alten weiß alles zu finden. Dazu haben sie stets ein wachsames Auge, und zeigt sich nur in der Ferne eine schleichende Katze, eine Elster, ein Eichelhäher, gleich umflattern die Eltern mit scheltendem „Scheck, scheck" den Feind und ruhen nicht eher, als bis dieser aus ihrem Gesichtskreis gewichen ist. Aber noch ängstlicher ist ihr Gebaren, wenn die Kleinen den sichern Winkel verlassen haben und nun mit schwirrendem Schreien auf einem der unteren Äste des alten Apfelbaums sitzen; das ist die gefährlichste Zeit für die kleine Gesellschaft, die es noch nicht versteht, rechtzeitig zu fliehen und sich vor den zahlreichen Feinden zu bergen. Erst wenn die Jungen ziemlich

erwachsen sind, werden sie selbständig, dann drehen sie auch bei jeder Gelegenheit ihre Hälse und schneiden Grimassen, ganz wie die Eltern.

So vergeht Woche um Woche. Um die Mitte des Wonnemonds begann das Weibchen mit dem Legen der Eier; in der ersten Hälfte des Juni piepten die Jungen in der dunkeln Höhle; gegen Ende des Monats flogen sie aus, und nun wandelt die Sonne schon wieder etwas kürzere Bahnen am Himmelsgewölbe, da betteln noch immer die Kinder bisweilen um einen Bissen. Unter solchen Umständen müssen die Wendehälse darauf verzichten, noch einer Brut das Leben zu schenken, zumal sie ja recht zeitig die Heimat verlassen. Im Juli leben die Familien meist ziemlich versteckt auf Bäumen und im dichten Gebüsch, im August finden sie reichliche Tafel auf den Gemüsebeeten im Garten, auf Kohlfeldern und Krautäckern. Hier treffen sie sich mit andern Familien ihres Geschlechts, besprechen die Reise, die sie nun bald nach wärmerer Gegend entführt, und in kleinen Trupps ziehen sie ab, um erst nach etwa acht Monaten wiederzukehren, wenn Busch und Hain sich von neuem belaubt haben.

Trotz dieses kurzen Aufenthalts in Mitteleuropa dringt der seltsame Vogel doch weit nach Norden vor. Fast bis zum arktischen Kreis dehnt er sein Brutgebiet aus; noch im nördlichen Finnland und in Mittelsibirien ertönt im Frühling und Sommer sein monotones „Gäthgäthgäth“; dagegen ist er in Südeuropa ein ziemlich seltener Gast, ja in Griechenland hat man ihn nur im Winter gesehen.



Duncan. *New Forest.*

Wendehals.

Der Hühnerhabicht.

Von Hermann Löns.

Der letzte Hof im Dorfe, der hart an der Landstraße liegt, gehört dem Anbauer Jürn Brinkmann. Es ist nur ein kleiner Hof, aber er nährt seinen Mann. Und er nährt auch die Frau, die zu einem richtigen Manne gehört.

Jürn Brinkmann steht bei seiner jungen Frau auf der Diele und sieht zu, wie sie Kartoffelpuffer backt. Er ist rechtschaffen hungrig, denn er hat schon drei Meilen hinter sich. Er ist nebenbei noch Jagdaufseher über die große Gemeindejagd und hat vor Tau und Tag das Bett verlassen und abgespürt, ob er nicht endlich für den Pächter den braven Hirsch bestätigen kann, der im Bruchwalde steht.

Schmunzelnd steht er neben seiner glatten Frau und sieht zu, wie sie die Puffer wendet. Die Herbstsonne fällt auf die Diele und die Hühner gehen an den Wänden entlang und picken die letzten Fliegen fort. Da schreit eine alte Henne plötzlich schrill auf, alle anderen Hühner tun dasselbe und rennen unter die alte Haferkiste, verstecken sich hinter Körben und Mollen, und mitten auf der Diele flattert schreiend der Hahn umher und schlägt mit vier Flügeln.

Ja, mit vier Flügeln. Frau Brinkmann ist so entsetzt, daß sie den Puffer aus der Pfanne in das Herdfeuer fallen läßt, und ihr Mann macht vor Verwunderung den Mund auf, daß die schöne neue Pfeife hinfällt und in Scherben geht. Und dann springt er zu und greift einen Besen und schlägt damit nach dem seltsamen, glühäugigen, bunten Vogel, der auf dem Hahn reitet, und er trifft nur zu gut, denn da liegt der Hahn und zuckt nur noch einmal mit den Beinen und daneben liegt, mit der Pfanne in der Hand, die junge Frau, denn der Habicht, der dem Schlag auswich, flog ihr unter die Röcke und dann Brinkmann an der Nase vorbei zur Dielentür hinaus.

Am folgenden Tage ist Sonntag und da geht Brinkmann nachmittags in den Krug und erzählt die Geschichte von den Kartoffelpuffern und dem Hahn und dem Habicht. Das gibt ein herzhaftes Gelächter in der Runde und man beglückwünscht ihn zu dem Hühnerbraten. Und dann erzählt der Vorsteher auch eine Habichtsgeschichte.

„Ja," sagt er, „das ist nun meist vierzig Jahre her, aber ich weiß das heute noch so genau, als wenn es gestern war. Damals waren die Habichte noch häufiger und brüteten in den Vorhölzern und nicht da hinten in der Wildnis. Das war an einem schönen Maimorgen, da hütete ich

M. Becker. Habichthorst mit flüggen Jungen. *Brambach, Juni 1908.*

mit meiner Schwester, die jetzt in Neumühlen verheiratet ist, die Gänse auf dem Anger beim Dorfe. Mit eins schreien die Gänse los und rennen wie unklug hin und her und da hat ein Habicht ein Gössel und will damit fort. Meine Schwester schreit und ich haue mit der Peitsche hin und meine Schwester schreit, denn ich hatte sie getroffen, und der Habicht läßt das Gössel los und fliegt weg. Na, wir nehmen das Gössel auf, das am Totgehen war, und wie wir da so stehen und es in der Hand haben, da schreien die Gänse wieder und da ist das Lork von Habicht wieder da und geht mit einem andern Gössel ab. Ja, es sind freche Lörke, die Habichte."

Nun ist die Uhr aufgezogen und jeder weiß eine Habichtsgeschichte. Der Müller erzählt, wie früher, als er noch seine eigene Jagd bejagte, ihm der Habicht ein Feldhuhn, das er gerade geschossen hatte, dicht vor dem Hunde fortnahm. Kordes gibt die Geschichte zum besten, die sich vorletzten Sommer auf seinem Hofe begeben hat. Da kam ein Habicht an, jagte die Tauben in den Schlag, kroch hinterher und kam mit einer Taube wieder heraus. „Kinder," sagte Kordes, „das ging so schnell, daß ich gar nicht dazu kam, den Schlag zuzumachen."

„Ja," spricht der Halbmeier Meyer, „fix sind die Biester man einmal, und ganz barbarisch frech sind sie auch. Das mögen so an fünf Jahre her sein, da treffe ich meine Ente mit ihren Jungen auf dem Bache und jage sie nach Hause. Na, ich warf und schrie und trampelte am Ufer

H. Röhrig. *Würzburg, Juni 1909.*

Junge Habichte im Horst.

entlang, und da fliegt etwas über meinem Kopf hin, mitten zwischen die Enten, nimmt eine junge Ente vom Wasser auf und fliegt damit nach dem Bruche." Der Schuhmacher Mertens, der die Fischerei in dem Bache gepachtet hat, meint: „Das ist noch gar nichts. Ich habe einmal ein Stück mit einem Habicht erlebt, das geht über den grünen Klee. Wir sitzen am Sonntag alle vor der Türe und sehen den Kindern zu, die mit den jungen Katzen spielen. Unsere Berta wirft einen Ball hin und die kleinen Katzen laufen hinterher. Da kommt wie ein Ungewitter der Habicht über den Zaun, nimmt die schönste Katze, eine dreifarbige, auf und ehe wir noch recht wußten, was los war, war er heidi."

Endlich nimmt auch der alte Schäfer, der wegen seines Gliederreißens nicht mehr hütet, das Wort. „Manchmal kommt aber auch solch Habicht eklig zupasse. Das habe ich vor zehn Jahren zu Pfingsten erlebt. Da stand ich auf der Heide bei meinen Schnucken und sah, wie ein mächtig großer Habicht einen alten Hasen fing. Er konnte ihn aber nicht gleich tot kriegen und der Hase ging mit ihm in einen Wachholderbusch. Und dann kam der Hase auf der anderen Seite wieder zum Vorschein und machte, daß er fortkam. Von dem Habichte sah ich nichts. Das wunderte mich und da ging ich nach dem Busche und was meint ihr wohl, was ich da fand? Da lag der Habicht dreiviertel tot und das Eingeweide hing heraus, weil ihm

H. Röhrig. *Würzburg, Juni 1909.*

Habichthorſt mit erwachſenen Jungen. Reſte eines Raubs (Eichhorn) auf dem Horſt.

H. Röhrig. Habichthorst mit erwachsenen Jungen. *Würzburg, Juni 1909.*

ein Bein aus dem Leibe gerissen war, und das abgerissene hing noch fest an einem Zweige von dem Strauche. Der Habicht hatte sich festgehalten und der Hase war so im Schuß, daß er ihm das Bein aus dem Leibe riß."

Gerade will der Tischler mit einer Habichtsgeschichte aufwarten, da kommt die Wirtin hereingestürzt und meldet, daß soeben der Habicht vor ihren Augen ein Huhn gegriffen und nach dem Busche geschleppt habe. Alles, was frisch auf den Beinen ist, springt auf und läuft nach dem Busche. Aber man hat es falsch angefangen, denn als man bei dem Busche ist, streicht der Habicht mit dem Huhne über die Wiesen ab. Ganz tief fliegt er, denn das Huhn ist schwer, aber er bringt es doch über den Bach bis in die Kiefernbesamung und dort fällt er mit ihm ein und kröpft weiter. Zwei Tage später findet der Jagdaufseher die Federn. Die Knochen hat sich der Fuchs geholt.

Mitten im großen Bruche liegt ein Stück Wald, das ist von selbst angeflogen. Kiefern, Fichten, Birken und Erlen wachsen da wild durcheinander, und darunter sind Weiden und Faulbaum, Porst und Brombeeren dicht durcheinander gefilzt. Dort hat das alte Habichtsweibchen seine Schlafstatt. In einer dichtkronigen Fichte dicht an den Stamm gedrückt, hockt es

H. Rohrig. Habichthorst mit Jungen. *Würzburg, Juni 1909.*

mit krummem Rücken da und verbringt die Nacht. Wenn das Rotwild unter ihm her zieht oder die Rehe an dem Graben entlang ziehen, der Fuchs über den Altweg schleicht und der Hase dahinhoppelt, das vernimmt es alles, ohne daß es sich dadurch stören läßt. Die Nacht geht aus dem Walde, der Nebel fällt in das Gras, die Sonne bestrahlt den Wipfel der Fichten. Da ordnet der Habicht sein Gefieder, schüttelt sich und streicht aus seinem Verstecke. Er fliegt den Altweg entlang, schwenkt dicht über dem Boden her an der Kante des Bestandes hin, zieht das Hauptgestell entlang, und biegt in ein Quergestell ein. Wo er sich blicken läßt, warnt der Häher, erschallt das Angstgeschrille der Drosseln, melden Rotkehlchen und Meisen. Das Rotwild macht lange Hälse, die Rehe verhoffen und der Hase macht einen Kegel und fährt in den dichten Busch.

Am Rande des großen Holzschlages steht eine Eiche, breitästig und kraus. Dort schwingt sich der Habicht ein. Die gewaltigen gelben Griffe mit den nadelscharfen, stahlfarbigen Krallen umklammern den Ast dicht am Stamme. Hochaufgerichtet, ganz steil, sitzt er da; ab und zu geht der Kopf hin und her und überallhin blicken die gelben Mörderaugen. An den Brombeeren pflücken die Rehe; die kümmern ihn nicht. Aber das rote Ding, das da in langen, ängstlichen Sprüngen über die Blöße kommt, das ist etwas für ihn. Er läßt sich vom Aste bis dicht auf den Boden fallen, flattert hastig, schwenkt gewandt um die Birken, steigt über das hohe Brombeergestrüpp, daß der Sprung Rehe entsetzt nach allen Seiten auseinanderprescht, und stößt blitzschnell nach dem Eichkätzchen. Das macht einen Satz und birgt sich in den Dornen. Aber der Habicht gibt die Jagd nicht auf. Er macht

eine Schwenkung um den Busch, fußt vor ihm und im Sitzen fährt sein rechter Griff in den Busch, faßt das Eichkätzchen bei der Keule und reißt es heraus. Der zweite Griff faßt es in den Nacken und schlaff und leblos hängt es in seinen Krallen, während er damit in den Bestand streicht. Dort kröpft er es auf dem Wurfboden einer Fichte in aller Muße, streicht den Wiesen zu und nimmt Unterschlupf in einer krausen Kiefer, von der er weiten Auslug hat. Wandernde Häher flattern ängstlich von dem Forste her; ein ganzes Dutzend ist es. Der vorderste will sich gerade nach der Fahrt über das freie Wiesenland in das Randgebüsch stürzen, da bricht der Habicht aus dem Busche. Einen gellenden Angstschrei stößt der Häher aus, alle seine Brüder fallen mit ein, aber ehe er den Busch hat, wirft der Habicht sich nach unten, legt sich in der Luft halb auf den Rücken, schlägt mit dem linken Fange den Häher von unten, wendet und stiebt mit seiner Beute in das Unterholz. Hinter ihm her kreischen die anderen Häher. Nachmittags greift er vor dem Dorfe noch eine Elster und ein Hermelin.

Der nächste Tag ist grau; die Luft ist dick. Das ist das beste Jagdwetter für den Habicht. An solchen Tagen lauert er nicht, da übt er die Parforcejagd aus. Niedrig über dem Boden streichend jagt er die Feldmark ab, aber sie ist leer. Eine einzige Lerche erwischt er. Auch auf den Wiesen ist nichts zu finden, und in der Heide ist es ebenso. Da streift er das Bruch ab, erbeutet aber nur eine Amsel. Endlich macht er in einer krausen Fichte im Moore Rast. Irgendwo in der Ferne trompeten Kraniche; das ist nichts für ihn. Der Kolkrabe ruft über ihm in der Luft; das ist auch nichts. Rehe ziehen dahin; das ist erst recht nichts. Aber jetzt reckt er den Hals lang und späht nach Süden, wo es einige Male weiß aufblitzte, und im nächsten Augenblick ist er unterwegs. Erst geht es eine Weile dicht über dem braunen Heidkraute und dem gelben Pfeifengrase her geraden Fluges, höchstens wird um die Birken und Krüppelkiefern ein kleiner Bogen gemacht. Dann geht es nach rechts hinter die Kieferndickung, um sie herum, und dann mit hastigen Schlägen dem alten Torfabstich zu. Einen blitzschnellen Bogen beschreibt er dicht über dem Boden, so schnell, daß die drei Birkhähne, die dort Moosbeeren pflücken, erst zur Besinnung kommen, als der eine von ihnen schon die Krallen des Habichtes in den Weichen hat. Lautpolternd reiten zwei ab, mit dem dritten balgt sich der Habicht noch ein Weilchen im Torfmoose umher, bis er ihm den Garaus gemacht hat.

Den nächsten Tag jagt er nicht; der Birkhahn hält vor. Am dritten Tage aber treibt ihn der Magen wieder aus seiner Fichte heraus. Den Vormittag hat er Unglück. Eben hat er ein Feldhuhn geschlagen und schleppt es in ein Vorholz, da äugt ihn eine Krähe und fünf Minuten später hat er zwanzig auf dem Halse. Er macht, daß er weiter kommt, läßt das Huhn aber nicht los. Auf blanker Wiese muß er aber Halt machen. Mit

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Mai 1909.*

Habichtweibchen, nach kreisendem Bussard äugend.

mörderischem Gekreische haßen die Krähen auf ihn; noch einmal strich er weiter und nimmt das Huhn mit, aber ehe er den Wald erreicht, hat er so viele Püffe abbekommen, daß er es fallen lassen muß. Bis tief in den Wald hinein verfolgt ihn die schwarze Gesellschaft und er muß lange in der dichten Krone einer Fichte warten, ehe er die Lärmmacher los wird. Und wie er dann auf Umwegen dahin streicht, wo er das Huhn fallen ließ, ist nichts mehr davon übrig; die Krähen haben es sich gut schmecken lassen. So muß er neue Beute suchen und da ihm das blanke Feld mit dem Krähengesindel verleidet ist, treibt er sich bei den Vorhölzern umher, wo er schließlich eine Ringeltaube aus dem Fluge herausstößt und schlägt.

In den nächsten Tagen nimmt er an den Krähen blutige Rache. Eine Nebelkrähe sitzt auf einer Randeiche des Forstes und krächzt und quarrt und quinkelt, als wäre es April und nicht Ende Oktober. Von hinten kommt der Habicht durch den Wald herangeschwenkt und schlägt ihr die Krallen in den Rücken. Sie schreit entsetzlich und versucht nach ihm zu hacken, aber schnell faßt er sie in das Genick und nimmt ihr das Leben. Kaum hat er sie abseits geschleppt und begonnen, sie zu rupfen, da hört er es rauschen und brechen, es kracht und rasselt. Er läßt die Krähe fahren und streicht ab. Wütend schießt der Jagdaufseher, der eben einen Hasen

14*

geschossen hatte, hinter ihm her; aber der Habicht ist flinker. Verärgert streicht er nach der anderen Seite des Waldes, holt eine vorüberstreichende Krähe aus der Luft und stürzt sich mit ihr in den Busch. Gerade, wie er sich darüber her macht, knickt und knackt es vor ihm. Er macht einen langen Hals und äugt hin. Da schreitet, in der Herbstsonne funkelnd und gleißend, ein junger Fasanenhahn hin. Jetzt scharrt er in einem Ameisenhaufen. Und jetzt stößt er einen Entsetzensschrei aus, denn der Habicht hat ihn beim Wickel. Aber er griff zu viel Federn, der Hahn reißt sich los und rennt in die enge Fichtendickung. Bis zum Abend hockt er dort, den Kopf vornüber gebeugt, und dann greift ihn der Fuchs.

Seitdem taucht der Habicht alle paar Tage in der Fasanenecke der Jagd auf und die mit viel Mühe und Kosten herangezüchteten Fasanen verschwinden einer nach dem andern. Selbst der alte Hahn muß schließlich daran glauben. Es ist ein geriebener Bursche, der immer in Deckung bleibt. Aber als eines Morgens die Sonne so schön warm auf den Grenzgraben scheint, da spaziert er gemächlich darin umher und scharrt nach Käfern und Raupen. In der hohen Pappel aber sitzt der Habicht und als er es unter den Espenbüschen am Grabenborde schimmern sieht, da besinnt er sich nicht lange und kriegt ihn beim Wickel. Heftig wehrt sich der Hahn, aber der Habicht zwingt ihn und kröpft sich bis zum Platzen voll.

„Nun aber ist Schluß," sagt Brinkmann, wie er die Fasanenfedern findet, und stellt alles, was er an Tellereisen finden kann, auf Pfähle und Erdhügel. Binnen zwei Wochen fängt er: sechs Waldkäuze, acht Sumpfohreulen, drei Waldohreulen, vier Steinkäuze, eine Elster, neun Bussarde, drei Krähen, einen Zwergfalken, elf Turmfalken, eine Bekassine, einen Fasan und einen Hasen. Wütend holt er die Fallen wieder fort und setzt sich mit dem Uhu an. Alles Mögliche haßt auf den Dickkopf, auch ein Habicht, aber ein Männchen. Das starke Weibchen ist nicht mehr in der Gegend; es jagt in der Donauebene und in Ungarn und wenn es ihm dort nicht mehr paßt, in Nordafrika.

Im April aber ist es wieder im Bruche und bei ihm ist ein hübsches Männchen. In der dichten Ecke des Waldes, wo nur selten ein Mensch hinkommt, steht eine hochschäftige Kiefer, umgeben von hohen Fichten. In dieser Kiefer hat ein Schwarzstorchpaar begonnen, sich einen Horst zu bauen. Das paßt den Habichten. Sie belästigen die Langhälse solange, bis diese sich einen anderen Horstbaum suchen. Und nun treiben die Habichte hoch über dem Walde ihre Balzspiele. Sie, die sich sonst ungern zeigen, schweben und kreisen und rufen, aber hier sieht und hört sie niemand, und Brinkmann, der sie von weitem sieht, denkt, es sind Bussarde. Aber auch die Habichte müssen ihren geraubten Horst verteidigen. Ein Schreiadlerpaar will ihn ihnen streitig machen, doch die Habichte sind frecher und die Schreiadler ziehen ab. Als

R. B. Lodge. *Norfolk, August 1894.*

Alter Habicht auf geschlagenem Kaninchen.

das Weibchen schon auf den Eiern sitzt, spähen die Hütejungens den Horst aus, und eines Sonntags beschließen sie, ihn auszunehmen. Der eine Junge ist schon auf der Mitte des Stammes, da fährt ihm das Männchen gegen den Kopf, daß er laut aufschreit und so schnell, wie er kann, herunterklettert. Drei Püffe bekommt er aber noch mit auf den Weg.

Nun haben die Habichte Ruhe. Die tut ihnen aber auch Not. Vier Junge sind zu ernähren, zwei Monate lang im Horste und noch einen, wenn sie beflogen sind. Ein alter Habicht hat immer Hunger, wenn er sich nicht gerade vollgekröpft hat, ein junger aber auch dann noch. Unaufhörlich gieren sie und den ganzen Tag über fliegen die Alten auf Raub. Die Amsel ist ebensowenig vor ihnen sicher, wie der Junghase; sie holen die halbwüchsige Taube aus dem Neste und fangen den fütternden Schwarzspecht vor seiner Bruthöhle. Der Kiebitz auf der Wiese, die Birkhenne im Moore, das Huhn im Felde und die Taube auf dem Hofe fällt ihnen zur Beute, und glückt es ihm in der Nähe nicht, dann streicht das Weibchen über den Fluß, fällt in der Reiherfiedlung ein und schleppt einen Jungreiher fort.

Brinkmann, der Jagdaufseher, ist in heller Aufregung. Überall findet er die Reste von halbwüchsigen Hasen und Federhaufen von Ente und Feldhuhn, Waldschnepfe und Birkhahn, Fasan und Taube. Er klopft alle Horste

H. Röhrig. Habichthorst mit Jungen. *Würzburg, Juni 1909.*

in den Vorhölzern ab, wo früher die Habichte brüteten, aber immer sind es nur Krähen und Bussarde, die dort brüten. Er weiß es eben nicht, daß der Habicht, seitdem die Hinterlader aufkamen, ein heimlicher Vogel geworden ist, der nur noch im dichtesten Walde horstet, und der beim Horste sich nicht mehr vertraut und laut benimmt, wie ehemals, sondern still und vorsichtig. Der Förster im Königlichen weiß wohl, wo das Habichtspaar seinen Horst hat, verrät ihn aber nicht. Er hat nur Hochwild und Rehe zu hüten, und die Habichte sind ihm gefällig und halten ihm die Eichkatzen und Häher kurz, die ihm seine Eichensaaten vernichten. Daß sie aus der Reihersiedlung ab und zu ein Dunenjunges fortschleppen, ist nicht schlimm, denn bei sechzig Paaren Reiher sind schon einige Junge übrig, und Ringel- und Turteltauben sind so häufig, daß es darauf auch nicht ankommt. Da der Habicht auch der Vermehrung der Krähen entgegenarbeitet, so schont ihn der Förster.

Jürn Brinkmann aber, der vor allem die niedere Jagd hochbringen soll, kommt aus dem Ärger nicht heraus. Vor seinen leibhaftigen Augen, nur zu weit für den Schrotschuß, kommt das Habichtsweibchen über das Moor gestrichen, einen jämmerlich klagenden Brachvogel in den Fängen.

Ein anderes Mal sitzt der Jagdaufseher in dem Hochsitz und beobachtet einen Bock, dessen Wechsel er ausmachen soll. In der Wiese hoppelt ein Junghase hinter einem Weidenbusche her und verschwindet im langen Grase. Da saust etwas Braunes hinter den Weidenbüschen her, das Häschen klagt und ehe der Aufseher schußfertig ist, geht der Habicht mit seinem Raube ab.

Da stellt er den Habichtskorb mit einer hellen Taube fängisch. Drei Tage ist nichts darin, am vierten hat sich das Habichtsmännchen gefangen, hat aber die Taube trotzdem gekröpft. Brinkmann wirft es lebend dem Uhu in den Käfig, aber wie rasend fährt der Habicht auf die Eule los, daß die in ihrer Angst hinter dem Aufseher Deckung sucht. Mit Not und Mühe fängt Brinkmann den Habicht ein und schenkt ihn dem Schullehrer, der ihm einen Käfig baut. Da sitzt er still in der Ecke, blickt wild umher und flattert wie verrückt gegen das Gitter, wenn ein Mensch kommt.

Zwei Tage später bekommt er Gesellschaft. Das Weibchen hat sich in dem Habichtskorbe gefangen und natürlich die Locktaube auch gekröpft. Spät abends kommt Brinkmann damit bei dem Lehrer an und der steckt es zu dem Männchen in den Verschlag. Als er am anderen Morgen hinkommt, sitzt das Weibchen glühäugig in der Ecke und von dem Männchen liegen nur noch die Knochen und die Federn da. Das geht dem Lehrer denn doch gegen sein gutes Herz und er ruft Brinkmann, der den Habicht töten soll. Der nimmt einen Sack und kriecht in den Verschlag. Aber in seiner Angst krallt sich ihm der Habicht so fest in das Knie, daß der Aufseher Hals über Kopf aus dem Verschlage stürzt und dabei die Tür aus den Lederangeln reißt. „Da geht er hin!" sagt der Lehrer und Brinkmann macht kein kluges Gesicht, wie er den Habicht über dem Dache verschwinden sieht. Zwei Wochen lang stand der Habichtskorb fängisch, aber kein Habicht fing sich darin.

Er war noch schlauer, noch heimlicher geworden; aber überall in Moor und Bruch und Feld und Wiese zeigten die Reste von Hase und Huhn, Ente und Fasan, Kiebitz und Taube, daß er nach wie vor sein blutiges Handwerk trieb.

Stephainsky. *Revier Schiedlowo, Baby-Lug, April 1910.*

Stoßender Habicht.

Der Baumläufer.

Von Hermann Löns.

Tot schwimmen auf den Gräben die grauen Frostmotten; ihre Zeit ist vorbei. Schlaff hängen am Haselbusche die graugelben Troddeln; ihre Tage sind vorüber. Der Bergfink erhebt sein Gefieder und wandert nordwärts; seine Zeit ist um.

Noch ist im Felde des Huflattichs goldener Stern die einzige Blüte, nur hier und da im Walde reckt sich aus dem Fallaube eine rosige oder blaue Blume, aber kräftig treibt die Traubenkirsche schon, der Weißdorn zeigt grüne Augen und die Simse spreizt ihre bräunlichen Rispen.

Da klingt im Walde ein Lied. Dünn ist sein Klang und kurz seine Strophe, aber silberhell und glockenrein und voller Lust und Fröhlichkeit. Vom frühen Morgen an klingt es schon, klingt bald hier, bald da, und je mehr die Sonne an Kraft gewinnt, um so öfter, um so heller erschallt die kleine, fröhliche Stimme.

Späterhin, wenn der Waldboden wie Schnee schimmert, wenn die Buchen sich in lichtgrüne Seide gekleidet haben, ist das silberne Stimmchen auch noch da, aber es geht unter in dem Geschmetter der Finken, im Pfeifen der Staare, im Flöten der Drosseln, im Schwirren der Laubvögel, um bald ganz zu verstummen in dem lauten, vielstimmigen Waldkonzerte.

Auch der, der es singt, das lustige Liedchen, ist dann verschwunden. Kein Mensch achtet dann mehr auf das winzige Vögelchen, das behende, wie eine Maus, an dem Stamme emporschlüpft, und das sich bescheiden an der Rückseite des Baumes verbirgt und heimlich abstiehlt, tritt der Mensch näher. Es birgt sich nach kurzem Fluge an einem anderen Stamme und rutscht stumm und nur selten leise zirpend an ihm in die Höhe.

Jetzt aber, wo der Wald noch kahl ist, hat der Baumläufer Bedeutung für ihn. Lange nicht so schön wäre dieser Märzmorgen, erklänge nicht das vergnügte Lied, das so fröhlich aufsteigt und mit einem heiteren Triller endet. Und so klein der Vogel ist, und so unscheinbar er gefärbt ist, er fällt dennoch in die Augen im Vorfrühlingswalde, denn anders, als die anderen Vögel, gebärdet er sich.

Hier, die alte Eiche, deren Rinde rauh und rissig ist, zieht ihn an. Wie ein Schatten fällt er an ihre Wurzel und bleibt dort kleben. Das spitze, gekrümmte Schnäbelchen stochert in den grauen Flechten umher, erwischt

Dr. Bethge. *Peritz, Juli 1909.*

Baumläufer, Unrat aus der Nisthöhle entfernend.

M. Behr. *Cöthen, April 1908.*

In die Nisthöhle schlüpfend.

Am Stamm hoch kletternd.

Baumläufer.

ein Frostspannerweibchen, das gerade seine Eier ablegen will, und schluckt es hinab. Dann schnellen das lange, steife Schwänzchen und die leichtgelüfteten Flügelchen den winzigen Körper empor, die scharfbewehrten Füßchen greifen nach oben, und ruckweise, bald nach links, bald nach rechts sich schiebend, rutscht der Baumläufer an der rauhen Borke empor.

Allerlei winziges Krabbelvolk hat die Märzsonne zum Leben erweckt. Hier rennt ein Spinnchen, aber es kommt nicht weit, denn das spitze Schnäbelchen faßt es; dort reckt ein Käferchen die blanken Schwingen, aber aus dem ersten Fluge wird nichts, denn schon ist es im Magen des Vogels angelangt; das Räupchen, das sich aus dem Flechtendickicht schiebt, die Blumenwanze, die die Rindenritze verläßt, der Borkenkäfer, der aus seinem Schlupfloche schaut, die Mücke, die sich die Fühler putzt, die Milbe, die an einer Stammknospe saugt, die Schildlausbrut, die aus dem toten Muttertiere schlüpft, keins entgeht dem spitzen Schnabel, und mag das Insektenei noch so winzig sein und noch so verborgen, die spitze Zunge spießt es an und befördert es in den Schlund.

Dr. Bethge. *Foritz, Juli 1909.*

Baumläufer am Niſtloch.

Mitten im Suchen aber lockt das Vögelchen, denn die Märzſonne bringt es auf wunderliche Gedanken. Und ſo fein und dünn der Lockton auch iſt, einer iſt da, der vernimmt ihn doch. Freudiger ertönt ſein Jubelliedchen, näher, immer näher erklingt es, und jetzt ſchwebt das Hähnchen heran und klebt dicht bei dem Weibchen an der Borke. Aufgeregt ſpreizt das Männchen die buntgefleckten Schwingen und fächert den Schwanz, bläſt die ſeidenweiße Kehle auf und rutſcht, ſein Lied einmal nach dem anderen hervortrillernd, dem Weibchen nach. Bis hoch in die Krone der Eiche geht die luſtige Jagd, in Schraubenlinien um den Stamm herum, und dann ſtiebt das Weibchen in einen anderen Baum und hinterher fährt ſein liebestoller Genoſſe.

Aber ſchon naht ein zweites Hähnchen und doppelt luſtig wird die Jagd, lauter der Wettbewerb der Silberſtimmen; ab und zu hackt ein Hahn nach dem anderen und verſucht ihn beiſeite zu ſchieben. Aber bei aller Eiferſucht achten ſie darauf, wo das Weibchen hinfliegt, und bald in der Eiche, bald in der Erle, jetzt am Stamme und nun unterhalb eines dicken Aſtes rutſchen die drei winzigen Vögel dahin, bis ſich endlich das ältere Männchen wütend

Baumläufer, in einem Holzstoß sein Wesen treibend. Futter im Schnabel.

Graf zu Münster.

Alter Vogel mit Futter zum Nest kletternd.

Gutenborn, Revier Ruhland, Juni 1909.

Junge im Nest.

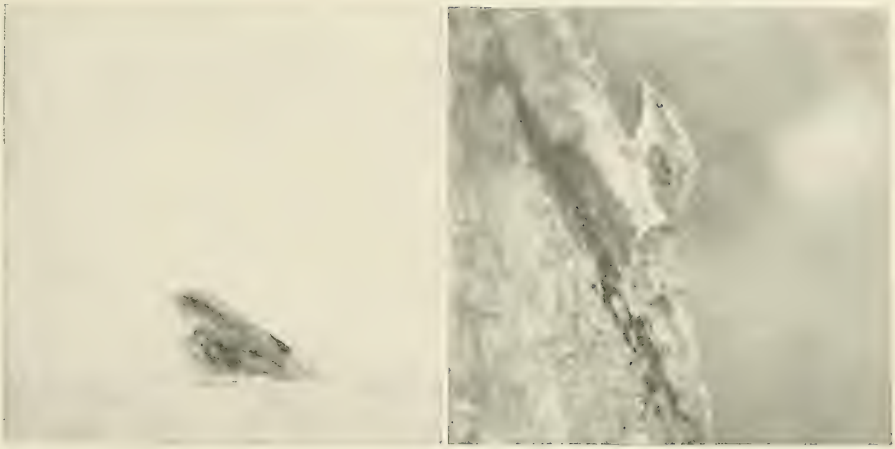
Baumläufer.

zirpend auf das jüngere stürzt, es mit den mächtigen Klauen packt und vom Aste stößt, daß es ängstlich piepend davonfliegt und dem alten Hahne nicht wieder in die Quere kommt.

Die dicke Eiche an der Fichtendickung ist dem Baumläuferpärchen besonders lieb. Nicht nur deshalb, weil ihre Rinde so rauh und flechtenbewachsen ist und allerlei winzigen Tieren Unterkunft bietet, zumal sie die erste Morgensonne bekommt, so daß schon in aller Früh das Kleingetier aus ihren Rindenspalten hervorschlüpft, sondern hauptsächlich deswegen, weil sie hoch oben am Stamme einen Rindenspalt hat, wie geschaffen für die Absichten des Baumläuferpärchens. Rundumher ist kein Ast und kein Zweig, und der Spalt ist so enge, daß weder Marder noch Eichkatze mit den Köpfen hineinkönnen, und erst nach einem langen, gewinkelten Gange erweitert er sich zu einer kleinen Höhle.

Die Höhle ist nur eng und schmal, aber den Baumläufern genügt sie. Allerlei weiche, warme Dinge schleppen sie herbei und tragen sie in den Spalt, Birkenrindenfetzchen, Espensamenwolle, Spinneweben, Würzelchen und Federn. Große Künstler sind es nicht, die beiden Vögelchen, aber es hat ja auch wenig Sinn, in dem engen Spalt ein kunstvolles Nest zu bauen. Die Hauptsache ist, daß eine Unterlage für die schneeweißen, rotgetüpfelten Eierchen geschaffen, so fest in den Spalt gepfropft wird, daß sie nicht nach unten herausrutschen kann und daß sie den Gegenzug abhält.

So ganz ohne Störung geht der Nestbau nicht vor sich. Erst kam eine freche Blaumeise und versuchte, den Spalt für sich zu erobern, wurde aber so giftig angezirpt, daß sie sich bald verzog. Dann erschien eines Morgens in der Dämmerung eine kleine Fledermaus und wollte sich dort gemütlich



W. Köhler. *Saatwinkel, Mai 1909.*

Eben flügger Baumläufer.

machen, mußte aber vor dem Wutgezirpe der beiden rechtmäßigen Besitzer das Weite suchen. Ein anderes Mal kroch ein Hornissenweibchen mit lautem Gebrumme in den Spalt, machte sich aber schleunigst dünne, als das Hähnchen ihm tapfer eines auf den dicken Kopf gab. Das Allerschlimmste begab sich aber am Tage darauf, denn da flog der Schwarzspecht die Eiche an und meißelte halbfußlange Rindenstücke herunter. Schon war er dicht bei dem Rindenspalt, da fuhren die beiden winzigen Vögelchen ihm aber mit solchem Lärm entgegen, daß er ganz verdutzt abstrich.

Bislang hat das Männchen immer noch fleißig gesungen, wenn auch sein bescheidenes Liedchen kaum mehr zu hören war in dem großen, vielstimmigen Waldorchester. Nun aber, da der Wald grün ward, singt es nur selten noch, denn es hat dem Weibchen zu helfen, die Brut aufzubringen. Den ganzen Tag über flattert bald das eine, bald das andere zu der Rindenritze, sieht sich noch einmal um und schlüpft in den Spalt hinein, und jedesmal ertönt daraus vielstimmiges, feines Gezirpe. Eines Tages erscheint ein Köpfchen mit halb ausgewachsenem, spitzem Schnäbelchen in dem Spalt, und neben ihm noch eins. Und am anderen Tage sind es drei und tags darauf vier und nach drei weiteren Tagen warten sieben kurze Schnäbelchen auf Futter und sieben orangegelbe, rote Rachen öffnen sich, wenn der Lockton der Alten erschallt.

Noch eine Woche weiter, und eins der Jungen wagt sich aus der Ritze heraus und sind auch seine Schwingen noch kurz, ist auch das Schwänzchen kaum halb so lang, wie das der Alten, der junge Baumläufer krabbelt doch ganz sicher mit seinen gewaltigen Füßen an der rauhen Borke umher und

einige Tage hinterher wagt er sich schon rund um den Stamm herum. Noch eine Woche später ist die Rindenritze tagsüber verlassen und neun Baumläufer zirpen und piepsen in der Nachbarschaft umher; das ist ein seltsames, sonderbares Huschen und Rutschen an den rauhen Rinden von Eiche und Buche, ein wunderliches, eigenartiges Geflatter und Geflügel von Stamm zu Stamm, fast gespenstig dem Menschen dünkend, der diese Vögel nicht kennt, und deren Bewegungen und Stimmen ihn mehr an Mäuse, denn an Vögel erinnern.

Der Sommer ging hin, der Herbst ist da. Die Baumläuferfamilie hat sich geteilt. Nicht mehr kümmern sich die Alten um ihre Brut, nicht mehr das Hähnchen um das Weibchen; jeder streicht für sich umher, heute im tiefen Walde, morgen im Vorholze, übermorgen im Gutsparke und in den Baumgärten, heute allein und morgen in Gesellschaft. Und in einer seltsamen Reisegesellschaft. Unternehmer ist der große Buntspecht. Mit hellem, herrischem Rufe weist er der Reisegesellschaft den Weg von Wald zu Wald. Wo er hinstreicht, flattern alle ihm nach, die frechen Kohlmeisen, die bunten Blaumeisen, die lustigen Sumpfmeisen, die niedlichen Schwanzmeischen, die winzigen Goldhähnchen, die stattlichen Kleiber, und dazwischen huschen auch, mit dem bunten, lauten, lustigen Volke reisend, aber sich doch immer für sich alleine haltend, einige Baumläufer, und wenn das Meisenvolk zwitschert und kichert und zetert und zankt und wie toll lärmt, die Baumläufer bleiben still oder piepsen ab und zu ganz leise vor sich hin.

Kommt der Abend heran, dann schlüpfen sie zu mehreren in irgendein enges Baumloch oder in eine tiefe Stammritze, oder suchen Unterkunft unter dem Strohdache eines Bauernhauses, bis die Sonne sie wieder ermuntert und sie an Scheunen, Schuppen und Ställen, an den Stämmen der Bäume in Garten und Wald dem Frostspanner nachstellen und allem, was sich vor dem Winter hinter Rindenschuppen und im Moose und Flechtengespinnste der Bäume verbarg; heute treiben sie sich im Laubwalde umher, morgen im Nadelholze, suchen die eine Woche die Bergwälder ab und die andere die Forsten vor dem Moore und auf der Geest, bald allein, bald zu mehreren, bald wieder in bunter Meisengesellschaft unter Führung eines schwarzweißroten Spechtes, immer still vor sich hinsuchend und einsilbig bleibend Tag für Tag.

Sobald aber im Februar die Sonne mehr Gewalt bekommt, überkommt sie die Lust, zu singen, und ehe noch der Haselbusch seine Goldtroddeln schwenkt, klingt im kahlen Vorfrühlingswalde des Baumläufers lustiges Silberlied.

Das Hausrotschwänzchen.

Von Martin Braeß.

Ein schmucker Bursche! Ganz oben sitzt er auf der Wetterfahne am Dachgiebel und schmettert lustig sein keckes Liedchen hinaus in die Welt, ein freundlicher Gruß an alle, die unten auf der Straße vorübergehen — nur wenige vernehmen's, und selten schaut sich mal einer um, bis er den kleinen Sänger entdeckt, dessen Figürchen sich so deutlich von der blauen Himmelsglocke abhebt! Zwei Strophen, die immer wiederkehren, das ist alles, was das Hausrotschwänzchen gelernt hat; aber ihm genügt es vollkommen. Selbstgefällig wendet's sein Köpfchen bald nach links und bald nach rechts, macht eine zierliche Verbeugung dazu und schüttelt erregt mit dem rostroten Schwänzchen. Erst schlägt es vier- oder fünfmal ein und denselben Ton an, hastig, stakkato, scharf und bestimmt, dann eine Viertelpause, und nun setzt die zweite Strophe ein, aus ganz eigentümlichen Lauten bestehend, gepreßt und zischend, klirrend und knirschend, und zum Schluß noch zwei oder drei Schläge, die den Tönen der ersten Strophe gleichen.

Manchmal unterbricht der kleine Sänger sein Lied. Ein Insekt hat er bemerkt, das sich am Dachgiebel niederließ; hurtig ist er zur Stelle und verspeist es befriedigt; dann flattert er wieder auf sein erhabenes Plätzchen und singt nach Herzenslust weiter, so gut er's eben versteht. Solcher Lieblingsplätzchen hat er einige am gastfreien Haus des Menschen und in der nächsten Umgebung; immer sind es die höchsten Punkte seines kleinen Reviers, aus dem er sich nur selten entfernt: außer der Wetterfahne die Spitze des Blitzableiters, der rußige Rand des Schornsteins, der Dachfirst, der hohe Fahnenmast vor dem Hause. Und wie eifrig er singt, wirklich einer der fleißigsten Sänger unserer Heimat! Er ist der Frühauf unter all den gefiederten Frühaufstehern. Die Straßen der Stadt träumen noch öd und verlassen in nächtlicher Finsternis, trüb leuchten die Laternen durch den weißlichen Nebel, da sitzt der kecke Bursche schon droben auf seinem Plätzchen und schmettert sein klirrendes Liedchen seelenvergnügt über all die Giebel hinweg. Und auch draußen am Land, wo das Leben am Morgen viel früher beginnt, als in der Stadt, das Hausrotschwänzchen ist doch immer der erste unter allen Bewohnern des Hofs. Das Vöglein begrüßt den Bauer, der im Juni schon vor drei Uhr mit der Sense über der Schulter aus der Türe tritt, das taufeuchte Gras auf der Wiese zu schneiden, mit seiner seltsamen Strophe: „Seht, ich bin doch früher munter, als ihr!" Die blühende Erde ruht noch im Schleier der kurzen Nacht, und nur am nördlichen Himmel

H. Köhrig. Brütender Hausrötel. *Würzburg, Juni 1909.*

zeigt sich ein lichtschwacher Schein, da trillert und schnurrt es schon so lustig vom Schornstein herab: „Wacht auf nun, ihr Schwalben unter dem Dach, ihr verschlafenen Spatzen, ihr Hühner und Gänse im Hof!“ Und dann antwortet wohl der Hahn mit hellem Krähen, eine Amsel flattert mit gellendem Schrei aus dem Garten über die Straße, und nun schaut auch schon ein Schwälbchen aus dem Kugelnestchen hervor, schwingt sich aufs Dach, putzt sein Gefieder und leiert dann auch gemütlich sein Plauderliedchen herunter.

Besonders im Vorfrühling kann sich unser Hausrötel im fleißigen Singen kaum genug tun; zu allen Tageszeiten gibt es seine Strophen zum besten, am eifrigsten freilich singt es in den dämmernden Morgenstunden und gegen Abend, wenn der letzte Strahl der untergehenden Sonne seine hohen Lieblingsplätzchen vergoldet; aber auch zu Mittag gönnt sich im Frühling der schmucke Hauskobold nur selten eine längere Pause. Später, wenn die Kleinen im Nest nach Futter verlangen, rufen freilich ernstere Pflichten; aber noch immer weiß der Vater manch Viertelstündchen seiner fröhlichen Kunst zu widmen, und die erste Morgen-, die letzte Abendstunde läßt er sich niemals schmälern. Selbst in der Mauserzeit verstummt der Gesang nicht völlig, immer wieder wird das Stimmchen probiert, und später im Herbst, wenn die Sonne so warm auf das Dach scheint und das Laub des hohen Birnbaums daneben in der klaren, durchsichtigen Luft wie blinkendes Gold leuchtet, da hört man Hausrötels Lied wieder häufiger, als in den Hoch-

H. Röhrig. Hausrötel, mit Futter. *Würzburg, Juli 1909.*

sommertagen. Die andern Vögel in Hof und Garten sind alle verstummt, die meisten weilen schon fern von der Heimat, aber unser niedlicher Hausfreund im rußfarbenen Frack mit den hübschen weißen Abzeichen auf Stirn und auf Flügeln, sitzt noch immer oben am Giebel und schnurrt keck sein Liedchen in die klare Oktoberluft.

Das Hausrotschwänzchen ist einer der letzten, die im Herbst unsre Heimat verlassen. Der Wendehals, der Komiker Gelbspötter, der graue Fliegenfänger, die Mehl- und die Rauchschwalben, mit denen der kleine Vogel den Sommer über gute Nachbarschaft hielt, sind schon längst über alle Berge, wenn er Mitte oder Ende des Weinmonds die Reise antritt; ja manchmal säumt er bis Anfang November; er kann sich so schwer von dem trauten Winkel trennen, wo er glückliche Tage verlebte. „Nun ist's auch fort, das liebe Rotschwänzel," hatten die Kinder des Hauses schon ein paarmal gesagt, und immer hatten sie sich getäuscht; denn am nächsten Morgen oder Mittag sahen sie's wieder, wie es seine zierlichen Bücklinge machte und dazu schnalzte: „huid tze, huid tze tze tze, da bin ich noch immer!" Aber eines Abends erhob es sich höher in die Luft als gewöhnlich; es hörte ein paar Genossen aus der Nachbarschaft locken. Mit ihnen flog es davon in die Nacht. Erst im südlichen Europa erkennt der Vogel das Ziel seiner Reise, ja mancher der Rotschwänze, der im Sommer mit den flachshaarigen Kindern eines thüringer oder hessischen Dörfchens Zwiesprach gehalten, mag übers Mittelmeer

Jägerhaus Tillowitz, August 1904.

K. Spengler. Rothehütte, Juni 1908.

Junge Hausrotschwänzchen.

bis nach Ägypten fliegen und den armen Bewohnern der Fellachendörfer in ihre elenden Lehmhütten schauen.

Ende März kehrt der Vogel in die nördliche Heimat zurück, wo er sich sofort durch sein schnurrendes Liedchen bemerkbar macht. Der Landmann begrüßt ihn mit Freuden; denn ähnlich wie die Schwalbe ist ihm auch das Hausrotschwänzchen ein heiliges Vöglein, dem man kein Leid zufügen darf. Nur der Bienenzüchter ist schlecht auf den Vogel zu sprechen. Gewiß, es mag öfters vorkommen, daß er, gleich dem Fliegenschnäpper oder der Kohlmeise, ein paar Bienen erwischt; aber groß kann der Schaden nicht sein, zumal man beobachtet hat, daß er nur kranke, matt fliegende oder ruhig dasitzende Bienen wegschnappt.

Bald nach der Ankunft baut das Pärchen sein Nest. Jeder versteckte Winkel ist den zutraulichen Vögeln recht: ganz oben das Gesims eines mehrstöckigen Hauses unter der Dachtraufe, oder kaum mannshoch ein Sparren an der Gartenlaube, hinter den Blättern von Jungfernrebe oder Jelängerjelieber gut verborgen, ein altes Nistloch der Hauswand oder eine Öffnung zwischen den Steinen der Gartenmauer, der Pfosten über der Tür unter dem Schutzdach, wenn auch die Menschen tagaus, tagein hier vorübergehen, oder ganz oben der Balkenkopf, der am Giebel ein wenig hervorspringt.

Gar nicht selten wählen sich die Rotschwänzchen die sonderbarsten Plätze für die Wiege ihrer Jungen. Über dem Brunnenrohr, gleich neben dem quietschenden Schwengel, auf dem Blechschirm der Hängelampe im Gartensalon, oder in einem Winkel des Ofenrohrs, auf dem Briefkasten am Tor, oder im Schuppen zwischen dem Feldgerät — es gibt kein Versteck, wo man Hausrötels Nest nicht schon gefunden hätte. Besondere Anziehungskraft

K. Soffel. *Cosmos u. Damian (Südtirol). Juli 1900*

Junger Hausrötel, erschreckt.

übt die Eisenbahn auf unsern zutraulichen Hausfreund aus; ihre freistehenden Wirtschafts- und Stationsgebäude und die hohen Telegraphenstangen sind dem Vogel willkommen, denn sie gewähren ihm einen freien Umblick nach allen Seiten. So kommt es, daß man kaum einen Bahnhof finden wird, wo sich im Frühling und Sommer nicht Hausrotschwänzchen aufhalten. Das Pfeifen und Fauchen der Lokomotiven, der lärmende Verkehr stört den vertrauensseligen Vogel nicht im geringsten, und was für Nistplätze die Vögel sich hier manchmal wählen, grenzt ans Unglaubliche. In der Holzbude, wo stündlich oder noch öfter die Hebel für Weichen und Signale gestellt werden, zieht ein Pärchen seine Jungen auf einem Balken groß; in die Pufferröhre einer Lowry hat ein anderes Paar ein gar niedliches Nestchen gebaut; aber das reizendste Vogelidyll hat man Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf der kurzen Strecke Greiz-Neumark beobachtet. Ein Hausrotschwänzchenpaar hatte sich in einem Personenwagen angesiedelt, der längere Zeit auf dem Greizer Bahnhof ungebraucht stand, und war bereits beschäftigt, seine mehrere Tage alten Jungen zu füttern, als der Wagen in den Zug eingestellt werden mußte, der die Strecke täglich sechsmal in jeder Richtung zurücklegte. Treu begleiteten die Alten das Nest auf seinen Reisen und fütterten fleißig während des Aufenthalts auf den Zwischen-

15*

Stephainsky.

Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1909.

Am Boden. **Hausrötelweibchen.** Im Spalier.

stationen. Und richtig, die Vogeleltern und das Zugsperſonal hatten nach einigen Tagen die Freude, die Jungen wohlbehalten ausfliegen zu ſehen.

Aber nicht alle Hausrötel verdienen ihren Namen; denn viele ſiedeln ſich auch fern von den Ortſchaften in Löchern und Ritzen ſchroffer Felſenwände, zwiſchen Klippen, in verlaſſenen Steinbrüchen, in Ruinen und alten Mauern, ſelbſt in Steinhaufen an, oder ſie leben zurückgezogen in einer einzeln ſtehenden Hütte, einer zerfallenen Scheune uſw. Die felſigen Gegenden ſind dem Hausrotſchwänzchen, ſoweit es nicht die gaſtlichen Wohnungen der Menſchen bevorzugt, die liebſten, und ſo findet man den niedlichen Vogel oft hoch oben im Gebirge, in den Alpen z. B. noch über der Region des Holzwuchſes, gar nicht fern von Gletſchern und ewigem Schnee. Weniger ſagt ihm die Ebene zu, ja große, einförmige Waldungen meidet er völlig. In den Küſtenländern des nördlichen Deutſchlands ſieht man das Hausrötel weniger oft, als in Mitteldeutſchland, ja in Großbritannien iſt es eine ſehr ſeltne Erſcheinung — erſt in der Neuzeit ſoll ſich der Vogel dieſe Gebiete erobert haben — im ſüdlichen Skandinavien hat man ihn gleichfalls nur ausnahmsweiſe gefunden, im fernen Island aber iſt bis jetzt nur ein einziges Exemplar beobachtet worden, das ſich auf dies nördliche Eiland verirrt haben mochte.

Im Neſtbau iſt der Hausrotſchwanz nicht eben ein großer Künſtler; aber er verſteht es, ſich den örtlichen Verhältniſſen aufs beſte anzupaſſen. In einer engen Höhlung bedarf die Kinderwiege keines beſonderen Haltes; weich und warm ſollen Eier und Junge liegen: das iſt alles, was man beanſprucht. Mehr Sorgfalt erfordert der Neſtbau auf einem freien Balkenkopf oder auch in einem Winkel, der nicht von allen Seiten geſchloſſen iſt. Aber das brütluſtige Pärchen verſteht ſich auch darauf; aus zarten Würzelchen, dürren

K. Soffel. *Cosmos u. Damian (Südtirol), Juli 1909.*

Hausrötel, auf einer Latte, von der aus er Insektenjagd betrieb.

Pflanzenstengeln, aus Grashalmen usw. webt es ein napfförmiges, ziemlich dickwandiges Nest, das es dann sorgfältig mit recht viel Haaren, wohl auch mit einigen Federn auspolstert. Am allerbequemsten aber machen sich's die Vögel, wenn sie einfach ein altes Schwalbennest unter dem Hausdach beziehen.

Wenn kein Hindernis eintritt, ist in der zweiten Hälfte des Ostermonds das Gelege vollzählig: fünf oder sechs rein-weiße, bisweilen bläulich schimmernde Eier, glänzend und zartschalig. Nach dreizehn Tagen eifrigen Brütens, an dem sich auch der Vater, wenigstens stundenweise, beteiligt, piepen die Jungen in ihrer engen Wiege und verlangen nach Speise. Keine Kleinigkeit ist's für die Eltern, die hungrige Kinderschar zu befriedigen; aber geschickt sind die Vögel im Fangen, und jeder Winkel ihres Reviers ist ihnen bekannt. An den Mauern und Dächern der Gebäude, an Klippen und Felsenwänden schwirren genug kleine Fliegen umher; allerlei Larven schlummern in den Ritzen von Holz und Stein, und Spinnen hausen in jedem Versteck. Auch der flüchtige Schmetterling ist vor dem geschickten Jäger nicht sicher; wie der Fliegenschnäpper erwischt ihn das Hausrötel im Fluge, und wenn es auch manchmal nur den bunten Flügel gepackt hat, beim zweiten Versuch entgeht der Falter doch nicht seinem Schicksal. Auch am Boden findet sich Nahrung in reichlicher Menge, in den Gärten zwischen den Küchengewächsen und auf den umgegrabenen Beeten: kleine Käfer und Räupchen, Kellerwürmer, Tausendfüße und dergleichen.

Aber das Füttern der Brut ist nur ein Teil der Pflichten, die den Eltern erwachsen. Die Sorge, daß kein feindliches Tier das Nest ausraube, erfüllt ihre Seele von Tag zu Tag immer mehr; denn die Jungen, deren Stimmchen schon kräftiger klingen, verraten leicht den Standort des Nestes. Die Katze schleicht lüstern umher und blinzelt hinauf, von wo die Pieptöne kommen, himmlische Musik für ihre Ohren. Die Alten kennen den Erzfeind; mit scharfem „huid tze" warnen sie die Kinder, die sofort auf dies Kommando verstummen. Dann fliegen sie schreiend hinab ins Gesträuch, ganz in die Nähe des Feindes, knicksen erregt, sträuben ihr lockres Gefieder, blähen die Kehle, springen und flattern in ihrer Angst hin und her; ja sie fliegen dem Räuber wiederholt dicht am Kopfe vorüber, als wollten sie nach ihm stoßen. Mißvergnügt duckt sich die Katze, doch macht sie gleichmütige Miene zu dem Spektakel, als ginge sie das tolle Gezeter nichts an. Jetzt sind aber auch die Vögel der Nachbarschaft auf die Gefahr aufmerksam geworden; alle vermehren den Aufruhr, und nicht eher wird's still, als bis sich die Katze durch ein Loch ins Dunkel des Schuppens zurückzieht. Dann kehren die Hausröteleltern zu ihren Kindern zurück, schauen ins Nest — es ist alles in Ordnung; sie gehen an ihre Arbeit zurück. Mit dem ersten Wurm, den sie finden, ist die Sorge vergessen, und das Männchen trillert an einem der Lieblingsplätzchen wieder seine fröhliche Strophe.

Die gefährlichste Zeit kommt aber noch. Wenn die Jungen ausfliegen, fällt so manches einer Katze oder einem Raubvogel zum Opfer. Denn die unerfahrenen Kinder verlassen den sicheren Winkel meist schon dann, wenn sie nur etwas flattern können; von wirklichem Fliegen ist keine Rede. Die Eltern sind froh, wenn die kleinen Gelbschnäbelchen irgendein sicheres Plätzchen erreichen, wo sie sich festhalten können. Hier sitzen sie nun und betteln mit zitternden Flügeln unaufhörlich um Nahrung. Das ist dann ein ewiges Hin und Her der Alten, ein ängstliches Schreien, auch wenn irgendein Mensch sich nähert, vor dem früher beim Brüten Vater und Mutter nicht die geringste Scheu zeigten.

Nach einigen Tagen sind die Jungen so ziemlich selbständig; sie lernen sehr rasch hüpfen und fliegen, und was gut schmeckt, verstehen sie auch bald. Zwar betteln sie immer noch, wenn einer der Alten in ihre Nähe kommt, selbst jeder andere Kleinvogel, der vorüberfliegt, wird mit zitternden Flügeln begrüßt, und sie erhalten auch noch manches Insekt aus dem Schnabel von Vater und Mutter, die mit ihnen gemeinsam in Hof und Garten herumstreifen; aber den Eltern geht bereits der Gedanke an eine zweite Brut im Kopfe herum, und wenn die Mutter das erste Ei wieder ins Nestchen gelegt hat, dann sind die innigen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern vergessen.

Um Jakobi ist auch die zweite Generation flügge. Noch eine Woche lang werden die zirpenden Jungen geführt und treulich bewacht; dann endlich sind die Eltern aller Sorgen ledig. Der Vater sitzt wieder halbe Stunden lang am Dach und schnurrt sein Liedchen; dann fliegt er hinab zur Mutter, die unterdessen von den roten und schwarzen Holunderbeeren probiert; sie schmecken den Vögeln zur Abwechslung ganz gut, aber Insekten sind ihnen lieber. Bald tritt die Mauser ein, und ist auch sie überstanden, so geht's auf die Reise, gewöhnlich in kleiner Gesellschaft. Fünf Monate dauert's, nicht länger, dann begrüßt das Pärchen seine Heimat wieder mit drolligem Bücklinge und freudigem Lockton.

X. Siegle. *Pforzheim.*

Nest und Gelege des Hausrötels.

Der Eichelhäher.

Von Hermann Löns.

Es sitzt ein Vogel im Eichenbaum und gibt ein Potpourri zum besten. Er schwatzt und plaudert, als wäre er ein Pirol oder Würger, und dann schnalzt er wie eine Eichkatze, miaut wie ein Bussard, trompetet wie ein Kranich, ruft wie ein Buntspecht, pfeift wie ein Star und quietscht wie ein Wagenrad. Jetzt kreischt er laut und gellend auf und schwebt dahin wie ein riesengroßer, bunter Schmetterling.

Der Markwart ist es, der Eichelhäher, der Schalksnarr und Irrwisch, Hans Dampf in allen Ecken, Bruder Immerlustig und Meister Wunderlich, der lustige Schwätzer, der fröhliche Spötter, der Hüpfer und Schlüpfer, Schweber und Flatterer, der Prahlhans und der Angstmeier, des Jägers Vergnügen, des Jägers Verdruß, Wildverkünder und Wildvergrämer, der Nestzerstörer und Eichenpflanzer, der alles kann, der alles sieht, alles kennt, der heute pfiffig und morgen dummdreist, eben vorlaut und frech und jetzt wieder heimlich und zage ist, der Vogel, dessen Stimme, dessen Benehmen ebenso voller Gegensätze ist, wie sein Gefieder.

Wie fein, weich und zart ist das rötliche Grau seines Rumpfes. Wie herrlich ist der gelbliche, schwarz übertupfte Scheitel dazu gestimmt und das warme Braunrot der Flügeldecken. Wie toll aber stechen dagegen die leuchtend himmelblauen, schwarz und weiß gestriemten Achselklappen ab, die schwarzweißen Schwingen, die weißen Schwanzdeckfedern und der schwarze Schwanz. Eigentlich müßten diese harten Farben zu dem weichen Grundton des Gefieders nicht passen, aber den Eichelhäher kleiden sie, bei ihm sind sie ebenso zusammengestimmt, wie in seinem Gesange die feinen und die groben Laute, wie in seinem Charakter die freundlichen und die häßlichen Züge.

Auf der blumigen Waldwiese sitzt ein halbes Dutzend Häher. Das schwatzt, das klatscht, hüpft und springt, tanzt hin und her, spreizt die Hollen, nickkoppt und dienert, schaut ernst drein, hopst albern in die Höhe, schnappt den fliegenden Käfer, streut die Erde des Maulwurfshaufens herum, stochert im Moose, scharrt im Grase, hämmert an einem Baumstumpfe, wetzt an einem Steine, quiekt, schnalzt, quarrt, schnarrt, ratscht und tratscht, miaut und flötet, daß der Jäger, der hinter der Eiche steht, vor Lachen kaum ruhig bleiben kann.

Stephainsky.

Brütender Eichelhäher.

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Junge Häher, nach Futter schreiend.

Ein gellendes Kreischen, das sich sechsmal wiederholt, und dahin stiebt das bunte Gelichter, hier, da und dort aus dem Dickicht weiterkreischend. Erstaunt sieht sich der Jäger um; er kann nichts erspähen. Aber das Kreischen dauert fort, ist bald hier, bald da in der Dickung, läßt nach, um betäubend wieder zu beginnen, hört auf und erneut sich abermals, bis es als wildes Wutgekreische näherkommt. Und aus der Dickung schiebt sich ein spitzes Gesicht mit schwarzen Gehören, eine weiße Brust leuchtet, ein roter Leib schimmert, eine buschige Rute zuckt hin und her, und blank und breit steht auf der Wiese Meister Reineke. Langsam hebt der Jäger die Waffe hoch, ein leises Knicken ertönt, daß der Fuchs jäh den Kopf hochnimmt, aber da knallt es bereits, der Fuchs schlägt um und wildes Angstgekreische der Häher erfüllt den Wald.

Am andern Tage pürscht der Jäger einen raumen Stangenort ab. Vertraut schwebt ein Häher vor ihm her, quiekt und schwatzt ungestört, stochert hier im Fallaube, stöbert dort im Grase und taucht in der Dickung unter. Der Jäger bleibt in guter Deckung stehen, die Büchse schußfertig unter dem Arme, denn vor ihm schiebt sich ein roter Fleck durch das grüne Laub. Nicht weit vor dem Jäger schwebt ein Häher auf den Pürschsteig herab, sieht sich scheu um, als täte er unrecht, hackt hastig an dem Rande des Steiges die lehmige Erde los, reißt verrottete Würzelchen heraus, hackt wieder, sich immer ängstlich umsehend, zupft wieder Wurzeln, mit denen

Eichelhäher, Futter suchend.

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Junge Häher, auf Futter wartend.

er sein Nest auskleiden will, schiebt sie sorgfältig mit dem Schnabel zusammen, daß es ein bequemes Bündel gibt und will gerade damit abstreichen, als er den Jäger gewahrt. Die Wurzeln fallen lassen, hastig davonflattern und ein gellendes Warngekreische ausstoßen, das ist eins, und wütend sieht ihm der Jäger nach, denn der rote Fleck da hinten im Laube verschwindet mit jäher Bewegung und weist dabei das starke Gehörn.

Aber so ist der Häher; es ist kein Verlaß auf ihn. Heute meldet er dem Jäger den Fuchs, morgen vergrämt er ihm den Bock. Und so ist er in allem. Gewandt und sicher schwenkt er im Schwebefluge durch das enge Stangenholz, und jammervoll unbehilflich flattert er von Feldbusch zu Feldbusch, immer in Todesangst vor Habicht und Sperber. Er ist so schlau, so überschlau, aber wie der weltfremdeste Seidenschwanz steckt er seinen Dickkopf in die Pferdehaarschlinge der Dohne und endet auf elende Art. In gemeiner Weise verhöhnt und piesackt er den unglücklichen Waldkauz und wehe dem Marder, den er bei Tage antrifft; nicht eher gibt er sich zufrieden, als bis der Schleicher sich in einem Loche verkrochen hat, und die Füchsin, die am Tage auf Raub auszieht, muß ohne Beute wieder in die Dickung, denn unaufhörlich lästernd und kreischend begleiten die Schreihälse sie und warnen alles Getier vor ihr.

In keiner Sache zeigt er festen Sinn. Heute baut er sein Nest in vierfacher Manneshöhe im engen Bestande, das nächstemal scheint es ihm

Stephainsky. *Illustrirte Welt, Ober-Schl., April 1909.*

Eichelhäher.

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Häher, Futter suchend.

P. Rosenius. *Schonen (Schweden) 1906.*

Junge Häher im Neſt.

richtiger zu ſein, es fünf Fuß über dem Boden dicht am Fahrwege anzulegen. Steht das Neſt heute in der Aſtgabel dicht am Stamme, ſo iſt es ein anderes Mal in das äußerſte Ende eines Zweiges gebaut. Das eine Mal iſt es liederlich aus dürrem Laub zuſammengeſtoppelt und oberflächlich mit Wurzeln ausgelegt, dann wieder iſt es ein Meiſterwerk aus feinen Zweigen und langen Moosranken und auf das Sauberſte mit den allerweichſten Würzelchen ausgepolſtert, und während ein Neſt breit, ſparrig und flach iſt, iſt ein anderes mehr als halbkugelig, hübſch rund und mit einer tiefen Mulde verſehen. Einmal liegen vier Eier darin, ein anderes Mal neun, und wenn die einen denen einer Elſter ähneln, ſo gleichen die andern mehr denen von Zwergwaſſerhühnern.

Und nun erſt ſeine Nahrung. Der Maikäfer iſt ihm ebenſo lieb, wie die Haſelnuß ihm recht iſt. Jetzt ſucht er vorſichtig einen Zweig nach Schildläuſen ab, dann ſchlingt er ein Dutzend Eicheln herunter, als habe er acht Tage gehungert. Aber da ſieht er eine Blindſchleiche. Schwupp, hat er ſie beim Wickel, und da der dicke Kropf ihn hindert, ſo würgt er

K. Soffel. *Bozen, Juli 1909.*

Junger Häher, eben angeflogen.

Graf Münster. *Revier Ruhland, Juli 1909.*

Häher bei seinen Jungen, bei und nach dem Füttern.

die Eicheln heraus, quält die Schleiche zu Tode, frist ein Stückchen davon und will gerade fortfliegen, denn es gelüstet ihn nach Brombeeren, da fallen ihm wieder die Eicheln ein. Mitnehmen? nein, dazu hat er keine Lust. Liegen lassen? erst recht nicht. So buddelt er denn mit dem Schnabel ein Loch neben dem andern, steckt in jedes eine Eichel und drückt die Löcher sauber mit dem Schnabel zu. Mitten in der Arbeit wird ihm die Sache aber langweilig und er läßt die Hälfte der Eicheln liegen.

Acht Tage lang kann er sich von Kerbtieren nähren, plötzlich muß er zu dem Luderplatze, wo der Jäger die Kerne der Füchse und das Gescheide des Wildes hinlegt, und muß von dem stinkenden Aase fressen. Heute sitzt er fromm und bieder zehn Schritte von dem Buchfinkennester, ohne sich darum zu kümmern, morgen hackt er die Eier entzwei, frißt etwas davon und reißt schließlich das Nest auseinander, um einige Büschel davon zum Bau des eigenen Nestes zu verwenden. Einmal rührt ihn das Piepsen der nackten Nestvögelchen gar nicht, obgleich es unmittelbar unter ihm ertönt, wogegen er ein anderes Mal solange durch das Geäst schlüpft, bis

Dr. Bethge. *Weißer Hirsch b. Dresden, Dezember 1905.*

Zwei Eichelhäher, Geniſt durchſuchend.

er ein Neſt findet. Dann ſetzt er ſich dabei, beſieht ſich die Jungen, holt eins heraus, dreht es mit den Klauen auf dem Aſte hin und her, hackt es tot, frißt es an, läßt es fallen, holt ſich ein zweites, macht es geradeſo damit, und dann auf einmal bekommt er Luſt auf Wicklerraupen, dreht Blatt für Blatt um und ſucht eine Stunde lang das winzige Gewürm, bis ihm auch das langweilig wird und er im Altlaube nach Käfern herumkratzt, um einige Augenblicke ſpäter wieder einem Schmetterling nachzujagen.

Er macht alles geradeſo, wie es ihm in den Kopf kommt. Er iſt kein Zugvogel, aber wenn es ihm paßt, dann verſchwindet er auf Wochen aus ſeinem Walde. Er iſt kein Standvogel, aber er kann bis in den Spätherbſt am Platze bleiben, um dann, obgleich es anderswo auch nicht mehr zu freſſen gibt, als hier, plötzlich die Reiſeſucht zu bekommen. Nadelwald und Laubwald, ihm iſt alles gleich. Am Rande des Moores gefällt es ihm ebenſogut, wie hoch oben im Gebirge, und ob er im Feldbuſch wohnt oder in dem geſchloſſenen Forſte, ob im jungen Holze oder im alten Beſtande, das macht ihm wenig aus. In der dürren Kiefernheide geht es ihm

ebenſogut, wie im üppigen Auwalde, denn er kann alles gebrauchen, Kerbtiere wie Waldbeeren, Baumfrüchte und Schnecken, Obſt und Getreide, und findet er hier das eine nicht, ſo trifft er das andere an, und ſo kann er nie umkommen.

Darum vermehrt er ſich auch überall, denn Habicht und Wanderfalke, ſeine ſchlimmſten Feinde, ſind ſparſam geworden und werden immer ſeltener, und Marder und Kauz erwiſchen nur ſelten einen alten Häher und die Jungen auch nicht allzu oft. Und ſo trifft man ihn überall an, den bunten Schalksnarren, wo es Wald und Buſch gibt, und freut ſich über ihn, denn wenn er es auch ab und zu arg macht mit dem Plündern von Neſtern und oft in den Saatkämpen der Förſter allerlei Unfug anrichtet und erheblichen Schaden ſtiftet, er pflanzt doch manche Buche, manche Eiche, er verbreitet Haſelnuß, Ebereſche und Brombeere, er vertilgt allerlei Ungeziefer und erſchwert dem Fuchs das Rauben, und ſchließlich: er iſt ſo ſchön und ſo drollig und bringt ſoviel Leben in den ſtillen Wald, daß wir ihn dort nicht miſſen möchten.

Graf zu Münster. Revier Ruhland, Juli 1909.

Häher, Unrat der Jungen entfernend.

Rauchschwalbe und Hausschwalbe.

Von Martin Braeß.

Ein Freundschaftsbündnis haben die niedlichen Schwalben mit dem Menschen geschlossen, so eng und so innig, wie kein anderer Vogel der deutschen Heimat. Sie bewohnen die Häuser und Viehställe, die Wirtschaftsgebäude und Scheunen in Dorf und Stadt, wohl auch einmal eine einsam liegende Hütte, einen Schuppen, einen Brückenbogen, und nur in unkultivierter Gegend, wo alle Niederlassungen fehlen, meilenweit in der Runde kein Haus, da nehmen sie mit Vorsprüngen an steiler Felsenwand vorlieb. Sobald aber in der entlegenen Wildnis das erste Haus entsteht, gleich ist die Schwalbe zur Stelle und schlägt ihr Heim bei dem gastfreien Menschen auf! Kein Wunder, daß solche Anhänglichkeit an unsre Wohnung, solch Zutrauen der reizenden Tierchen innige Gegenliebe geweckt hat! Selbst rohere Gemüter, die teilnahmlos und ohne Verständnis an den lieblichsten Erscheinungen der Natur vorübergehen, gewähren doch den Schwalben gern gastliche Aufnahme. Mit Jubel wird im Lenz die erste Schwalbe begrüßt, mit regem Interesse beobachtet groß und klein den Nestbau und die Aufzucht der Jungen, und mit Wehmut sieht man im Herbst die lieben Hausgenossen wieder scheiden.

Vergnügt eilt die Jugend des Dorfs aus der Schule, doppelt vergnügt, denn die Ferien beginnen, und selbst eine niedrige Osterzensur kann die Freude nicht trüben; der Schlingel schüttelt alles Ungemach ab, sobald er die dumpfe Schulstube verläßt: Lenzesstimmung in Feld und Flur, Lenzesstimmung im Herzen von groß und klein!

Plötzlich ruft einer der Bengel: „Die Schwalben sind wieder da!" Hoch in die Luft wirft er vor Freude die Mütze, und nun stürmt die Schar hinab zu dem Dorfteich, die Boten des Frühlings willkommen zu heißen. Lehrer und Schule und Zeugnis, wie schnell ist alles vergessen; ein paar Vögelchen über dem Wasser sind jetzt wichtiger, als jede Ermahnung!

Hurtig und gewandt schießen sie über die glitzernde Fläche, bald schwimmend und schwebend, bald flatternd, jetzt hoch aufsteigend in schön geschwungenem Bogen, dann wieder blitzschnell sich senkend, daß die Brust fast den Boden oder den Wasserspiegel berührt. Zwei nur sind's, doch nein, ein drittes Schwälbchen beteiligt sich auch an dem lustigen Spiel, und im nächsten Augenblick zählen die Kinder schon vier. „Stallschwalben sind's," so ruft der Junge von vorhin, „die kamen auch voriges Jahr früher zurück

16*

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Nach dem Süden ziehende Rauchschwalben, ausruhend.

als die Mehlschwalben. Gewiß sind's die beiden Pärchen von uns; im Kuhstall sind noch die Brettchen, die der Vater für sie angebracht hat, und auch die Nester stehn noch darauf." „Nein, unsere Schwalben werden es sein!" so ruft ein andrer dazwischen, „denn bei uns brüteten acht Pärchen im Kuhstall, im Pferdestall auch eins, und in der Hausflur gleich unter dem Tor kleben jetzt noch zwei Nester." „Das ist noch gar nichts," schreit ein dritter, „an unserm Haus, vorn nach der Straße, ihr habt's ja gesehen, gleich unter dem Dach da brüteten dreißig Pärchen und mehr; übereinander stehen die Nester, weil sie nicht Platz haben." Jetzt lachten aber die andern: „Da sieht man doch gleich, daß du gar nichts verstehst; das sind ja die Mehlschwalben, die Hausschwalben, die außen unter dem Dach brüten, oben am Sims. Die haben wir auch jedes Jahr und vielleicht mehr noch, denn ihr. Aber die vier, die hier über dem Teich fliegen, die wohnen im Stall, Rauchschwalben sind's." Und nun belehrt einer den andern, woran man die beiden Schwalbenarten erkennt. Bei der Rauchschwalbe ist der Schwanz ja viel länger und so tief ausgeschnitten, daß er einer zweizinkigen Gabel gleicht; Kehle und Stirn leuchten schön rotbraun. Die Haus- oder Mehlschwalbe aber hat breitere Federn am Schwanz, nicht solch lange Spieße wie jene, auch fehlt ihr das Rot; oben glänzendes Schwarz, unten und auf dem Bürzel schneeiges Weiß, das sind ihre einzigen Farben. Und einer der größeren Knaben fügt ganz richtig hinzu: „Die Füßchen sind auch anders bei beiden; die Mehlschwalbe

X. Siegle. *Pforzheim, September 1909.*

Verſammlung der Rauchſchwalben vor dem Wegzug.

R. B. Lodge. *Middlessex, Juni 1899.*

Nest und Gelege der Rauchschwalbe.

hat sie weiß befiedert bis vor an die Krallen, die Rauch- oder Stallschwalbe aber ist barfuß. Wenn sie sich anklammern am Nest, sieht man's ganz deutlich." Ja ein geweckter Junge vom Lande weiß manches, was ein Stadtkind nicht kennt; auch die hellen Flecken hat der Knabe bemerkt, die am ausgebreiteten Schwanze der Rauchschwalbe gleich einer unterbrochenen Binde erscheinen und die der kleineren Base vollständig fehlen.

Nun aber nach Haus, dem Vater, der Mutter, dem Knecht und den Mägden das frohe Ereignis zu melden. Und dann schnell das kleine obere Fenster am Kuhstall geöffnet, wo die Vögel so geschickt ein- und ausflogen, ohne mit den langen, sichelförmigen Flügeln die Wand zu berühren. Wenn später tagsüber die Stalltüre offen, nehmen sie ihren Weg meist durch diese, aber das Fensterchen wird auch dann nicht geschlossen; denn zeitig am Morgen sind die Schwalben schon munter.

Doch gemach, so weit ist's noch nicht, und ehe die Hausgenossen die alte Wohnstätte aufsuchen, da vergehen noch Wochen! Meist kehrt ja als erstes nur ein einzelnes Schwälbchen von der Reise zurück; unstät fliegt es umher, denn die Nahrung ist spärlich, die Ende März die Heimat ihm bietet. Kalt weht der Wind, Regen- und Schneeschauer treibt er über die Felder; er erfaßt auch das Vöglein und führt es von dannen – wohin? niemand weiß

R. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Rauchſchwalbe, ihre Jungen fütternd.

es, vielleicht ſieht's die Heimat nie wieder. Nach einigen Tagen kommt dann ein Pärchen oder auch zwei. Hoch aus den Lüften ſchießen ſie nach dem Teich oder Fluß hernieder, tauchen die Bruſt in das Naß, ſchütteln die Tropfen ab, jagen nach fliegender Beute, bald hoch oben am Himmel, bald niedrig über dem Waſſer, flattern zwiſchen den Häuſern oder an Mauern dahin und ſchnappen nach Spinnen, ſtreichen ganz dicht über die Saat und erwiſchen im Fluge manches Inſekt, folgen dem Pflug auf das Feld und umkreiſen die Ochſen, denn wo Vieh iſt, da gibt's auch immer einen Biſſen für den hungernden Magen.

Auch ein paar Hausſchwalben ſind angekommen; ſie teilen Freud und Leid mit ihren Verwandten, jagen gemeinſam mit ihnen über Viehtrift und Anger, über Felder und Teiche, ruhen gemeinſchaftlich am Dachfirſt aus oder am Zaun und abends im Röhricht, aber ſonſt kümmern ſie ſich nicht viel um ihre Genoſſen. Jedes hat vollauf zu tun mit ſich ſelbſt und iſt froh, bei der Unbill des Wetters das eigne Leben zu retten. Endlich bricht die Sonne durchs trübe Gewölk, ihr Strahl lockt tauſend Lebeweſen aus den Verſtecken hervor. Fliegen ſummen umher, Bremſen und Schnaken werden lebendig, Millionen von Mücken tanzen im goldigen Licht. Da hat alle Not gleich ein

Ende. Mit zartem Rot schmückt sich der Pfirsich zum Feste, die Knospen des Kirschbaums schwellen, und als ob sie's wüßten, jetzt ist es gut in der Heimat, kommen sie angesegelt, Rauchschwalben und Hausschwalben in großer Gesellschaft. Sie beleben das Dorf, den Anger, den Teich mit ihrem fröhlichen Flug durch die Lüfte, und gegen Abend sitzen sie gewöhnlich am First des Daches, am Hausims, auf den Telegraphendrähten, in langer Reihe geordnet. Wie der Bauer am Feierabend mit den Nachbarn gern plaudert, die sich auf langer Bank neben dem Torweg, müd von der Arbeit des Tags, niedergelassen, so pflegen auch droben am Dach die gefiederten Hausgenossen freundschaftlicher Zwiesprach, Rauchschwalben zumeist, doch sitzen auch einige Hausschwalben dazwischen, an dem viel kürzeren Schwanz und dem weißleuchtenden Bürzel leicht zu erkennen.

Drolliges Schwalbengezwitscher, ein wirkliches Plaudern in längeren oder kürzeren Sätzen, fast ohne Lücke aneinander gereiht, nur getrennt durch einen langgezogenen Schnurrlaut, jeder hört es so gern; keine Kunst ist dabei, keine Verstellung, alles natürlich und traut. Die Kinder im Dorf ahmen es nach, wenn sie halbsingend sprechen:

„Ich wollte meinen Kittel flicken und hatte keinen Zwerrrn,
hatte nur ein kurzes Endchen, das mußte ich lang zerrrn."

Freilich nur den Klang des Gezwitschers soll das lustige Verschen wiedergeben, nicht den wirklichen Inhalt des Gesprächs. Denn gerade jetzt im Frühjahr ist das Kleid der heimgekehrten Schwälbchen schmuck und tadellos, frisch in den Farben und die Oberseite von schönem, tiefblauem Metallglanz. Sie haben im warmen Winterquartier gemausert und beehren uns nun bei ihrer Ankunft im nagelneuen Habitchen. Wer vogelstimmenkundig ist wie Salomo, der würde ganz anderes heraushören. Ob es wohl an der Zeit sei, die alte Niststätte aufzusuchen, beratschlagen sie, oder ob sie den Platz wechseln sollen; was zu tun sei, wenn nicht mehr alles in Ordnung, und ob es geraten, schon morgen früh dem bekannten Stall einen Besuch abzustatten, in der Stille, wenn alles noch schläft, und nur der Frühauf des Hofs, das Hausrotschwänzchen, seine klirrende Strophe vom Essenkopf hinaus in die Dämmerung schickt. Auch die jungen, noch nicht einjährigen Vögel, die frischbacknen Eheleute – denn gepaart sind schon alle — die noch nichts wissen von Nestbau und Kindererziehung, sprechen gar munter mit und schlagen zur Bekräftigung ihrer Worte die langen Flügel im Takte auf und nieder.

Richtig, am nächsten Morgen ist's schon lebendig im Kuhstall, lange ehe die Magd in der Türe erscheint. Als sie öffnet, da schießt ihr gleich über den Kopf ein Schwälbchen aus dem dunkeln Stall heraus in den sonnigen Hof, zwei andere Rauchschwalben umkreisen den Raum, leicht wie die Elfen dahingleitend, eine vierte sitzt auf dem Sims und läßt sich in ihrem Morgenliedchen nicht stören. Ganz vertraut sind die Vögel. Die weite Reise, nur

K. Spengler

Rothschütte, Juli 1908.

Junge Mehlschwalben auf einem Fenstersims.

K. Spengler. *Rothehütte, September 1909.*

Ruhende Rauchschwalbe.

ein kurzer „Ausflug" war es für die leichtbeschwingten Segler der Lüfte; der lange Aufenthalt in der südlichen Zone — wer denkt noch daran! daheim sind wir, wieder daheim! Das eine der beiden Pärchen findet sein Nest unversehrt wieder, genau wie es den Platz im vorigen Sommer verlassen hat; nur eine Spinne hat es mit ihrem Netz überzogen, und die Federn im Innern, die Haare und Hälmchen sind verschmutzt und verstaubt. Da ist bald Ordnung geschaffen: hinaus mit dem Wust, und von neuem weiche Stoffe herbei! In ein paar Tagen ist alles fertig — wenn du bereit bist, Frau Schwalbe, das Eierlegen kann jetzt schon beginnen.

Das andere Pärchen ist weniger glücklich daran; es sucht immer von neuem das Brettchen, auf der zwei oder drei Jahre hindurch die Wiege der Jungen stand. Umsonst, der Knecht stieß vor kurzem alles herunter, als er mit der Leiter hantierte, um oben das Fenster zu öffnen. Ein paar Tage verstreichen, dann entschließt sich das Pärchen und macht sich flugs an die Arbeit. Auch ohne Brettchen wird es schon gehen, hier der Nagel im Balken gewährt genügenden Halt. Um Material sind die Schwälbchen ganz ohne Sorge; auf dem Dorfplatz, wo das Rinnsal dem Teiche zu sickert, gibt es schlammige Erde genug. Klümpchenweise wird sie nach dem erwählten Bauplatz getragen, noch ein Weilchen im breiten Schnabel geknetet, mit Speichel vermischt und dann an den Balken gedrückt; der Grundstein der künftigen Wohnung ist sicher fundiert. Andere Klümpchen reihen sich

K. Soffel. *Siebeneich-Bozen, Juni 1908.*

In einer Stube nistende Rauchschwalbe.

in flachem Bogen daran; dank der rauhen Unterlage haften sie gut, nur selten fällt eins zu Boden. Dann ruht die Arbeit, und mit Gezwitscher, mit fröhlichem Flugspiel, mit Jagd nach fliegender Beute vergehen die Stunden. Auf dem Balken unweit der Baustelle schlafen die Vögel während der Nacht, und am folgenden Morgen, wenn das Mauerwerk völlig getrocknet ist, wird eine zweite Lage von Erdklümpchen so darauf gefügt, daß sie die erste Schicht ein wenig überragt. Am dritten Morgen wird in gleicher Weise fortgefahren. Schicht folgt auf Schicht, auch Stroh- und Grashälmchen, Kuh- und Pferdehaare, Schweinsborsten u. dergl. werden von Zeit zu Zeit mit verklebt, um die Haltbarkeit zu erhöhen, wie es der Maurer ja auch macht, der den Lehm mit Stroh oder mit Haaren und Borsten vermengt. Immer von neuem wird die Innenseite geglättet; nach der äußeren Front aber fragen die Vögel nicht viel, da steht mancher Klumpen hervor, während sein Nachbar zurücktritt. Nun noch die innere Ausstattung, Federn, Haare und Wolle, dann ist alles vollendet, und befriedigt betrachten die zwitschernden Schwalben ihr Werk — sechs Tage Arbeit, den siebenten können sie feiern. Das Viertel einer Hohlkugel stellt das Nest dar, oben offen, die Rückwand bildet der Balken. Es scheint etwas vorn überzuhängen, da der obere Rand nach hinten ein wenig höher gebaut ist, als in der Mitte; aber fest haftet der Bau an dem Holzwerk, zumal die Wand dort, wo sie aufsitzt, wohl doppelt so stark ist, als in der Rundung.

Wie die Kinder alles genau beobachten, was in und am Nestchen geschieht! Jetzt sitzt die Alte den größten Teil des Tages auf dem Gelege, nur das Köpfchen mit der rostroten Stirn schaut über den Rand ein klein wenig

K. Soffel. *Siebeneich, Juli 1909.*
Vier Junge, auf Futter wartend.

M. Steckel. *Chemnitz, Mai 1908.*
Zwitschernd.

Rauchschwalben.

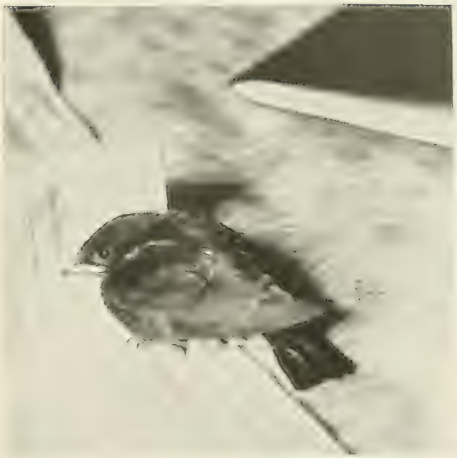
hervor. Das Männchen kommt oft herbei und singt sein schnurriges Liedchen, als wollt es der Gattin die Langeweile vertreiben, auch bringt es ihr ab und zu eine Fliege oder sonst etwas Gutes von draußen herein oder fängt eine Bremse im Stall weg und reicht sie dem Weibchen. Aber sich auch am Brutgeschäft ein wenig nur zu beteiligen, das fällt dem Männchen nicht ein; wenn die Gattin auf kurze Zeit die Eier verläßt, um den Hunger zu stillen, flugs ist es an ihrer Seite, und gemeinsam segeln sie durch die Lüfte, unbekümmert um die Eier im Neste. Nach zwei Wochen gewöhnlich — bald etwas früher, bald auch einige Tage später – durchbrechen die kleinen Schnäbel die Eierschalen. Es richtet sich sehr nach dem Wetter; denn herrscht Nässe und Kälte, so wird das Brutgeschäft öfters und auf längere Zeit unterbrochen, da das Insektenvolk sich verkriecht und die Jagd nicht viel einbringt; bei warmer, sonniger Witterung aber verkürzt sich die Brütezeit bis auf zwölf Tage. Dann gibt es Arbeit genug für die Eltern, die fünf oder sechs Breitschnäbel zu befriedigen, die sich ihnen entgegenstrecken, sobald sie mit einem Bissen auf dem Neströnd erscheinen. Mit freudiger Teilnahme sehen es die Kinder, welch geschäftiges Treiben, hin und her, durch die Tür, durchs Fenster! Manchmal begegnen sich Vater und Mutter gerade an der engsten Stelle, und doch, wie geschickt, blitzartig schnell weicht eins dem andern aus, ein Zusammenstoß ist nicht zu befürchten. Immer unruhiger wird's in der Kinderstube; sie bietet kaum Platz noch für die täglich wachsenden Körperchen, und eins drängt das andere, jedes sucht seinen Nachbar unterzukriechen, und jedes Köpfchen will das vorderste sein – es wird Zeit, den engen Raum zu verlassen. Vierzehn Tage

K. Soffel. *Fallingbostel, Mai 1907.*

Rauchschwalbe, auf einem Pfahl ruhend.

mögen die Schwälbchen zählen, da herrscht große Aufregung bei den Eltern; zwei der Kleinen sitzen schon neben dem Nest, das dritte am Rand, und die andern strecken die Glieder, sie haben jetzt Raum in der Wiege. Unablässig tragen die Alten Futter herbei und bringen's bald diesem, bald jenem, flattern zwei-, dreimal rings im Stalle umher, ehe sie zur Türe hinausfliegen, setzen sich hier aufs Gebälk oder dort auf den Sims, auf die Kleeraufe, auf die Leiter, die an der Wand lehnt, immer lockend, im Flug wie im Sitzen: „Witt witt, widewitwitt". Bald folgt das kühnste der Jungen dem Rufe der Eltern; erst rutscht es auf dem Bauche ein Stückchen hin und gleich wieder zurück, dann lüftet's die Schwingen — sie sind geschickter als die schwächlichen Füßchen — und jetzt flattert's über die Ecke zu dem andern Balken, wo es sich krampfhaft anklammert und dann mit Mühe sein Körperchen auf den Sitzplatz hinaufschiebt. Die Alten umfliegen den gelehrigen Schüler und stürzen dann schleunigst hinaus, ihm eine Belohnung zu bringen. Zwei andere folgen dem Beispiel des Bruders und setzen sich neben ihn; dann werden sie kühner und kühner, ja gegen Abend sind sie schon so weit, den ersten Rundflug zu unternehmen. Nur zwei haben sich heute noch nicht entschlossen, das Nest zu verlassen; sie wagen es morgen, während die andern Geschwister unter Führung der Eltern bereits aus dem Stall flüchten und sich im Hof auf das Dach des Schuppens schwingen, wo sie nun in Reihe und Glied die Ankunft der fütternden Eltern erwarten.

Auch am Wohnhaus unter dem Dachsims herrscht schon seit Wochen fröhliches Leben. Eng beieinander kleben hier wohl zwanzig oder



K. Soffel. *Siebeneich-Bozen, Juni 1908.*

Kaum flügge Rauchschwalbe, auf einer Bettdecke sitzend.

noch mehr Nester der Hausschwalbe, nur ab und zu eine Lücke; selbst unter dem Kasten, der zum Nisten der Tauben bestimmt ist, reiht sich eins an das andere. Jetzt ist das Brutgeschäft bei den meisten beendigt, nicht aber die Arbeit. Immer geht's hin und her, die hundert Jungen zu füttern; in jedem Nest lagen ja vier bis sechs schneeweiße Eier, und jetzt heben sich ebensoviele Köpfchen den Alten entgegen. Wie vor dem Bienenhaus, ein ununterbrochenes Kommen und Gehen! Schon im Mai, als sie bauten, da war reger Verkehr hier. Unzählige Male flogen die Vögel nach den Plätzen, die ihnen schlammige Erde boten; mit erbsengroßen Paketchen kehrten sie wieder zurück und preßten jeden Baustein an seine richtige Stelle. Auch die das alte Nest von neuem benutzen wollten, hatten viel zu tun, es vom Unrat zu säubern und seine Wände auszuflicken; denn die Sperlinge hatten hier den Winter über arg gehaust, hatten das Eingangsloch erweitert, eine Unmenge Halme und Federn hineingeschleppt und alles verschmutzt.

Die frechen Spatzen bildeten überhaupt eine lästige Plage, besonders für die einzeln brütenden Schwalben; denn nicht alle gehörten zur Kolonie. Ein Nest stand abseits in einem Mauerloch, ein zweites klebte unter der Wölbung des Hoftors, ein drittes auf einem Balkenkopf usw. In den meisten von diesen Wohnungen hausten jetzt Spatzen; frech war das Männchen ins Nest geschlüpft, als die Eigentümer abwesend waren, und schaute nun schimpfend aus dem Loch heraus. Es wich nicht, so sehr die Schwalben auch schrien und flatterten und nach dem Eindringling schnappten. Auch die Nachbarn zeterten heftig, ebenso andere Spatzen: ein Höllenspektakel! Die

Dr. Bethge. Mehlschwalbe am Nest. *Poritz, Juli 1909.*

Menschen im Hof, die dem Kampfe zusahen, meinten wohl anfangs, es würde dem Eindringling übel ergehen; die Schwalben würden kommen und ihm das Loch vor dem Schnabel vermauern, daß er elenden Todes sterbe. Doch das wagten die geängsteten Vögel nicht, sie versuchten's ja nicht 'mal, an der Nestwand sich anzuklammern, und hätten sie auch den klugen Gedanken gehabt, den Feind in dieser Weise zu fangen, kein Hausspatz wäre so dumm, sich solches bieten zu lassen. Doch was half's! nach ein paar Tagen mußten die Schwalben abziehen; sie bauten sich eine andere Wohnung und waren jetzt gewitzigt genug, das Eingangsloch so zu verengen, daß nur eben ein schlanker Schwalbenkörper sich durchzwängen konnte, nicht aber der Hausspatz mit seinem Dickkopf.

Viel Zeit geht mit solchen Kämpfen verloren, und so schnell wie die rotkehlige Base im Stall ist die Hausschwalbe gewöhnlich mit dem Bau ihrer Wohnung nicht fertig. Diese ist größer und weist vielmehr Mauerwerk auf; denn eine Halbkugel bildet das Nest, der ganze Raum gar künstlich umwölbt, wenn auch meist nicht ganz regelmäßig. Doch die Baumeister verstehen es, sich der Örtlichkeit in jedem einzelnen Fall anzubequemen. Oben, bald ganz

W. Farren. *Mildenhall (Suffolk), Juli 1904.*

Mehlschwalben, eben ausgeflogen.

an der Wand, die das Nest trägt, bald seitwärts oder auch vorn in der Mitte führt die Türe ins Haus, kreisrund oder oval, wie's den Erbauern gerade gefällt. Drinnen bedecken ein paar Federn den Boden; dann vier bis sechs Eier im Nest, die brütende Mutter, nach zwölf oder dreizehn Tagen Junge, die leise zirpend nach Nahrung verlangen, Reinlichkeitssorgen, erster Ausflug der Kleinen, wenn sie zwei Wochen alt sind: alles wie bei den Rauchschwalben — doch viel mehr Leben, mehr Streitigkeiten, mehr Unruhe; selbst bis tief in die Nacht wird es nicht still in den Nestern. Das bringt die Menge mit sich, die beieinander haust; bei den Menschen ist es nicht anders: friedliche Stille des Dorfs, unruhige Hast in den Städten.

Besonders an den langen, warmen Abenden Mitte oder Ende Juni herrscht das regste Leben in der Kolonie. Die Jungen der ersten Brut sind bereits ziemlich selbständig geworden, doch erscheinen sie noch immer jeden Abend, wie sie es vom ersten Tage an gewöhnt sind, in der Nähe des Nestes, sitzen am First des Hauses, am Giebel, auf der Dachrinne und plaudern und schwatzen ohne Unterlaß, bis die Sonne sich rotgolden im Nordwesten zum Horizont

Sainsbury. *Yorkshire 1909.*

Flügge Mehlschwalben beim Nest.

senkt. Dann kriechen sie mit den Alten ins Nest hinein, wie auf Kommando, eins nach dem andern, denn der Eingang ist eng. Das ist ein Drängen und Stoßen in dem dunkeln Raum, ehe jedes sein Plätzchen gefunden und sich's soweit bequem gemacht hat, als es die beschränkten Verhältnisse gestatten. Selbst wenn Mutter Schwalbe bereits wieder ein paar Eier gelegt und schon angefangen hat, von neuem zu brüten, wird doch noch immer das Nest von der ganzen Familie zur nächtlichen Ruhe aufgesucht. Sieben oder acht Stück Schwalben beherbergt es, dazu drei oder vier Eier. Ein Wunder ist's, daß die zartschaligen Dinger nicht zerbrechen, ein Wunder, daß das Mauerwerk durch die rumorende Gesellschaft nicht auseinandergetrieben wird; denn zur Ruhe kommen die Schwalben nicht gleich. Der Nachtwächter hat schon längst gemeldet, daß die Glocke zehn Uhr geschlagen hat und daß es nun Schlafenszeit sei, aber die Schwalben kümmert das nicht, sie schwatzen immer wieder von neuem, drängen und balgen sich bis tief in die Nacht, und gewiß haben

R. Paul. *Glogau, Juni 1908.*

Fütternde Mehlschwalbe.

manche von ihnen kaum ein Auge zugetan, wenn das Hausrotschwänzchen den dämmernden Morgen meldet. Noch ein Weilchen träumen sie still im Neste, dann schlüpft der Vater zum Loch hinaus, setzt sich auf den Sims und leiert sein Liedchen. Dem Gesang der Rauchschwalbe gleicht es, dasselbe gemütliche Plaudern, aber nicht ganz so kräftig ist es, auch fehlen die charakteristischen Schnurrer. Nun kommen, eins nach dem andern, auch die Jungen zum Vorschein, machen Toilette und zwitschern dazu, werfen sich dann in die Luft und schießen hinab nach dem Teich, wo noch immer die Rohrsänger mit den Fröschen um die Wette konzertieren, obgleich die Sonne schon ihren ersten Strahl über die glitzernde Fläche sendet.

Jetzt herrscht Ruhe am Nistplatz; ungestört brütet Frau Schwalbe, nur bisweilen erscheint der Gemahl, schlüpft mit einem Bissen ins Nest und singt dann in der Nähe sein Liedchen. In einigen Tagen erst erwarten sie den neuen Zuwachs ihrer Familie; dann hat das Nest nicht mehr Platz, all die Kinder die Nacht zu beherbergen, und die Alten treiben die Jungen zurück, wenn sie am Abend kommen und wie sonst Einlaß begehren. Ein paarmal übernachten sie wohl in der Nähe, unter der Dachrinne, auf einem Balkenkopf, in einem Mauerloch, finden bisweilen auch gastliche Aufnahme bei einem der Nachbarn, aber ohne Nest ist kein Leben für Hausschwalben,

und an einem der nächsten Tage sammeln sie sich, um noch den Abend gemeinsam der Heimat den Rücken zu wenden.

Herbst ist es geworden. Das Brutgeschäft haben nun alle glücklich beendet, die Rauchschwalben drinnen im Stall wie die Mehlschwalben oben am Sims unter dem Dach. Wie anders im vorigen Jahre! Da sah es traurig aus um die Schwalben; so viele der zweiten Brut mußten verhungern, noch ehe sie das Nest verlassen hatten, besonders in den Wohnungen der Hausschwalbe gab es fast überall Tote. Aber auch den Rauchschwalben ging es schlimm; sie fanden so wenig Nahrung bei dem übeln, naßkalten Wetter, obgleich sie das Vieh auf der Weide in Kreisen umschwärmten, dem Ackersmann folgten, selbst den Wagen auf der Straße weite Strecken begleiteten, um eine Fliege oder Bremse zu fangen. Traurig saßen sie stundenlang auf dem Staketzaun, schüttelten von Zeit zu Zeit das nasse Gefieder, versuchten dann wieder, dicht über dem Gras fliegend, ein Insekt von den Spitzen zu nehmen — aber zu wenig war's für den hungernden Magen, und manches Schwälbchen ging elend zugrunde.

Heut ist ein schöner, sonniger Herbsttag, kein Wölkchen trübt das glänzende Blau des Himmels. Unter den Hausschwalben herrscht reges Leben; große Mengen, nach Hunderten zählend, sitzen auf den Dächern des Bauernguts, oben am First, auf jedem Sims, auf dem dürren Ast des Birnbaums, und immer noch fliegen truppweise neue hinzu; sie werden mit Gezwitscher von ihren Schwestern empfangen, ja einige eilen den Ankommenden ein Stückchen entgegen. Jetzt erhebt sich wie auf ein gegebenes Zeichen die ganze Gesellschaft; in schön geschwungenem Bogen schwebt sie empor, umkreist das Dorf und läßt sich dann auf den Gebäuden des Nachbargehöfts nieder, ein Schwälbchen neben dem andern. Der First des Daches ist kaum lang genug, die ganze Reihe aufzunehmen, und noch immer müssen die einzelnen zurücken, um den Nachzüglern ein Plätzchen zu lassen. Jetzt drei-, viermal um den Kirchturm herum, jetzt um die hohen Linden am Friedhof — tadellos gelingt jedes Manöver. Dann zerstreut sich die Schar; aber gegen Abend finden sich alle nochmals zusammen. Ein letzter Rundflug ums Dorf, und dann — die Strahlen der untergehenden Sonne glühen auf den Dächern und in den Fenstern des Kirchleins — fort geht es dem wärmeren Süden entgegen. Die zwitschernden Stimmen verhallen allmählich. Am lichten Himmel noch eine flache, dunkle Wolke; kleiner und kleiner wird sie mit jeder Sekunde. Ins Unendliche wächst die Entfernung, wie es dem Auge erscheint; ein letzter Punkt noch, jetzt ist auch dieser verschwunden — Glück auf zur Reise, ihr mutigen Segler der Lüfte!

Auch die Rauchschwalben sammeln sich jeden Abend, die Abreise zu besprechen. Dicht gedrängt sitzen sie auf Dächern und Telegraphendrähten, auf Erdhaufen, selbst auf Wegen, wo man sie sonst selten bemerkte. Nur ungern

Dr. Bethge. Mehlschwalbe am Nest. *Poritz, Juli 1909.*

lassen sie sich aufjagen, und bloß ein kurzes Stück fliegen sie fort, um sogleich wieder ihren alten Platz einzunehmen und die unterbrochene Zwiesprache fortzusetzen. Abends tragen ihre leichten Schwingen sie nach einem nahen Teich oder Sumpf, wo sie sich im hohen Schilf, auf den Rohrstengeln und auf den überhängenden Zweigen des Erlengebüschs niederlassen. Aber heute wollen sie hier nicht übernachten, wie so häufig in den letzten Wochen; auch ihnen hat die Abschiedsstunde geschlagen. Im Nu erhebt sich die Schar, und fort geht's, der sinkenden Sonne entgegen. Nur noch ein paar sind im Dorf zurückgeblieben, vielleicht wegen verspäteter Brut. Vereinsamt jagen sie durch die Straßen, über den Dorfplatz, oder stürmen am Teich um die hohen Pappeln, deren Laub sich bereits gelblich gefärbt hat. Bald aber sind auch sie, die letzten, verschwunden.

Dem greisen Hofbesitzer wird's schwer ums Herz — jeder Abschied stimmt traurig. Nur die Buben und Mädchen trösten sich bald: die Schwalben kommen ja wieder; noch ehe der Kuckuck seinen Ruf erschallen läßt, zwitschern sie von neuem am Dach und segeln in leichtem Flug über der glitzernden Fläche des Teichs.

17*

Die Zwergrohrdommel.

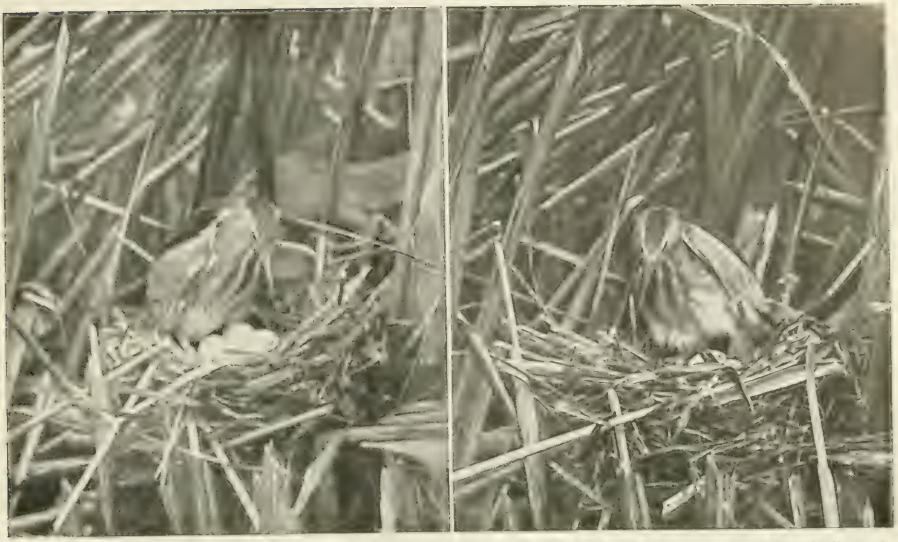
Von Julius R. Haarhaus.

Kaum zweihundert Schritt vom letzten Gehöft des Dorfes entfernt liegt ein langgestreckter Teich. Er wird von Wiesen und Getreidefeldern eingeschlossen und grenzt mit einer Schmalseite an einen Baumgarten, dessen knorrige Stämme sich hie und da über den dunkeln Wasserspiegel neigen, als ob sie sich davon überzeugen wollten, daß der Frühling auch ihre lückenhaften Kronen noch einmal mit Blüten geschmückt hat. Drüben, auf dem Damme, stehen einzelne bräutliche Birken, mit deren goldiggrünen Schleiern der Maiwind spielt, und dazwischen morsche Kopfweiden, die mit ihren Wurzeln über das ausgehöhlte Ufer hinab bis tief in den Schlamm des seichten Gewässers greifen. Man hat den Teich mit Karpfen besetzt und deshalb schon im Spätherbst von Rohr und Binsen gesäubert, aber hier, an der schwer zugänglichen Stelle des Ufers, hat man mit Rücksicht auf die Märzente, die alljährlich auf dem Teiche ihr Gelege ausbringt, einen kleinen Schilfurwald stehen lassen, und zwischen den gelben und braunen Stengeln und Schäften des Vorjahrs sprießen die jungen Spitzen lustig empor.

Die Ente hat ihr Wochenbett schon verlassen und widmet sich, während ihr Herr Gemahl auf andern Gewässern geräuschvollen Vergnügungen nachgeht, mit rührender Sorgfalt der Führung und Erziehung ihrer vielköpfigen Kinderschar, im stillen vielleicht das zierliche Teichhühnchen, das ganz in der Nähe auf den Eiern sitzt und von dem wachsamen Männchen bei jeder verdächtigen Erscheinung gewarnt wird, um sein eheliches Glück beneidend.

Andere geflügelte Bewohner scheint das Schilfdickicht nicht zu haben, wenigstens hat der Landwirt, dem der Weiher gehört, und der als Naturfreund sein Augenmerk keineswegs nur auf die Karpfen richtet, noch nie einen andern Brutvogel hier bemerkt. In der Nacht freilich, wenn er einmal aufgestanden und in sehnsüchtiger Erwartung des für das Gedeihen der Saat so notwendigen Regens ans Fenster getreten war, hatte er schon öfters seltsame Laute vernommen, die wie ein dumpfes Pumm-Pumm! klangen, die er jedoch, da er keine andere Erklärung dafür wußte, einer mit ungewöhnlich starker Stimme begabten Unke zuschrieb. Und dennoch waren jene Laute der Ruf eines Vogels!

Es ist die Zwergrohrdommel, die sich das Rohrwäldchen zum Sommeraufenthalt und zur Brutstätte erkoren hat, ein sonderbares, geheimnisvolles Geschöpf, das in Gestalt und Lebensweise die merkwürdigsten Gegensätze



M. Behr. *Trebbichau, Juli 1908.*

Zwergrohrdommel am Neſt.

vereinigt. In der Kunſt, ſich den Blicken des Menſchen zu entziehen, iſt dieſer Vogel Virtuoſe, und nur dadurch iſt es zu erklären, daß er, obgleich er durchaus nicht ſelten genannt werden kann, einem ſo ſorgfältigen Beobachter wie dem Jagdzoologen Dietrich aus dem Winkell nur ein einziges Mal zu Geſicht gekommen iſt.

Ziemlich ſpät im Frühling, oft erſt im Mai, trifft die Zwergrohrdommel aus ihrer afrikaniſchen Winterherberge wieder bei uns ein, alſo mindeſtens einen Monat ſpäter als ihre größere Verwandte, die große Rohrdommel. Als echtes Nachttier verhält ſie ſich den Tag über ſchlafend oder doch ruhend, und es gehört ſchon ein ſehr geübtes Auge dazu, ſie in ihrem Verſteck ausfindig zu machen. Sie iſt keineswegs ſcheu, verläßt ſich vielmehr auf ihre ſcharfen Sinne und ſcheint ſich ihrer Schutzfärbung bewußt zu ſein. Und in der Tat iſt ſie, wenn ſie im dürren Rohre ſitzt, von ihrer Umgebung ſchwer zu unterſcheiden. Gelb und roſtbraun ſind — abgeſehen von der ſchwarzen, grün ſchillernden Scheitel- und Rückenfärbung der alten Männchen — die vorherrſchenden, je nach Alter und Geſchlecht verſchiedenen Farben ihres weichen, ſeidigen Gefieders, gelb iſt auch der Schnabel und das Auge, lichtgrün ſind die Füße, alles der Umgebung auf das glücklichſte angepaßt.

Die Wirkung dieſer Schutzfärbung wird von der Rohrdommel durch eine zweckmäßige Körperſtellung noch weſentlich verſtärkt. Die Muskulatur ihres Leibes, der nicht größer als der einer Turteltaube iſt, aber wegen

R. B. Lodge. *Montenegro, April 1906.*

Zwergrohrdommel im Röhricht.

des erstaunlich lockern Gefieders viel stattlicher erscheint, erlaubt ihr, sich zu einem eiförmigen Klumpen zusammen zu kauern und sich bald darauf mit einer blitzschnellen Bewegung in die Höhe zu recken, daß sie weit eher an einen Pfahl als an einen Vogel erinnert. Diesen Trick wendet sie regelmäßig an, wenn sie sich durch eine wirkliche oder eine vermeintliche Gefahr bedroht glaubt.

Mit gesträubtem Halsgefieder, nach oben gerichtetem Schnabel und beinahe senkrecht abfallendem Rücken verharrt sie dann minutenlang in stocksteifer Haltung; nur die listigen gelben Äuglein verraten, daß sie den Störenfried scharf beobachtet und jederzeit bereit ist, aus seinen weiteren Maßnahmen ihre Konsequenzen zu ziehen. Aber dessen bedarf es selten genug, denn die Täuschung ist so vollkommen, wie sie nur sein kann, besonders wenn die Schatten einzelner Schilf- oder Rohrstengel senkrecht über dieses Vogelzerrbild fallen und sich mit den dunkeln Längsstreifen des Halses und der Vorderbrust vereinen. Mag das Tier nun im Schilf oder, was im Frühjahr häufig der Fall ist, auf einer Kopfweide oder gar in einem noch kaum belaubten Erlenbusche sitzen, es entgeht der Gefahr, gesehen zu werden, um so regelmäßiger, als es selbst beim geringsten Geräusch aus dem Schlafe erwacht und dann sofort die beschriebene Stellung einnimmt.

R. B. Lodge. *Montenegro, April 1906.*

Zwergrohrdommel im Röhricht.

Sieht sich die Zwergrohrdommel aber trotz der angewandten List erkannt, so vermeidet sie es nach Möglichkeit, von ihrem Flugvermögen Gebrauch zu machen und sich über den Bereich des schützenden Dickichts hinaus in die Luft zu erheben, obgleich sie eine recht gewandte Fliegerin ist. Sie zieht es vor, unauffällig und nahezu geräuschlos durch das Gewirr der Stengel weiterzuschlüpfen und eine Stelle im Dickicht aufzusuchen, von der sie sich bessern Schutz verspricht. Dabei entpuppt sich der sonderbare Vogel als ein geschickter Turner und Kletterer, dem es gar nicht darauf ankommt, ob er auf wagrechten oder senkrechten Stengeln Fuß fassen muß. Das eine Bein dicht an den Leib gezogen, das andere weitausgestreckt und mit den langen, scharfkralligen Zehen zwei oder drei Halme zugleich umklammernd — so steigt der Flüchtling schnell und sicher bis in die höchsten Wipfel des Rohrdickichts und beobachtet hier, unter nickenden Blättern und braunen Rispen wohl versteckt, in aller Gemütsruhe den Störenfried, der den Ausreißer ganz wo anders vermutet.

Bei diesen Kletterkünsten kommt die Fähigkeit der Zwergrohrdommel, sich „dünn zu machen", so recht zur Geltung, und eigentlich nur bei dieser Gelegenheit erinnert der dann S-förmig gebogene Hals an die Zugehörigkeit des kleinen Vogels zum Reihergeschlecht. Wird sie in ihrem Versteck hart

M. Behr. Alter Vogel seine Eier wendend. Setzt sich eben auf die Eier. *Trebbichau, Juli 1908.*

Zwergrohrdommel.

bedrängt und, etwa durch Steinwürfe, aufgescheucht, so fliegt sie auch wohl einmal empor. Ihr Flug ist zunächst ein schnelles Flattern, nimmt aber, wenn die Richtung beibehalten wird, an Ruhe und Stetigkeit zu. Sie zieht den Hals dabei ein, so daß der Kopf im Nacken ruht, und streckt die Ständer weit nach hinten. Meist jedoch beschränkt sie sich darauf, sich wenige Meter über das Schilf zu erheben, und fällt dann nach einigen überraschenden Schwenkungen wieder ein.

Gegen Abend, um die Zeit der Dämmerung, verläßt sie ihre Schlafstelle, um dem Nahrungserwerb nachzugehen. Dann watet sie im seichten Wasser umher und späht aufmerksam nach kleinen Fischen, Kaulquappen und Wasserinsekten, die sie mit einer blitzschnellen Bewegung erhascht. Ihre Haltung und ihr Gang sind dabei alles andere als gravitätisch: mit horizontal ausgestrecktem Halse und Schnabel schreitet sie ruckweise vorwärts und wippt dabei nach Art der Teichhühner höchst sonderbar mit dem kurzen Schwanz. Stößt sie bei ihrer Wanderung auf ein anderes größeres Lebewesen, etwa einen Wasservogel oder ein kleines Säugetier, so bleibt sie wie angewurzelt stehen, zieht den Kopf in das Brust- und Schultergefieder zurück und beobachtet jede Bewegung dieser verdächtigen Erscheinung, bereit, beim ersten Anzeichen feindseliger Gesinnung ihren dolchartigen Schnabel dem Gegner entgegenzuschnellen. Aber dazu kommt es selten, denn die Zwergrohrdommel wird von allen Mitbewohnern des Teiches respektiert und weiß sich sogar, ungesellig wie sie ist, die eignen Artgenossen vom Halse zu halten.

Die ganze Nacht hindurch bleibt der Vogel in Tätigkeit, denn er hat einen gesegneten Appetit und bedarf zur Sättigung sehr ansehnlicher Rationen. Als Feinschmecker zieht er junge Schleien und Karauschen allem andern vor, würgt jedoch im Notfalle auch einen Schlammpeitzger von Spannenlänge hinunter.

Kommt gegen Ende des Mai die Zeit der Liebe, so ist die kleine Rohrdommel auch einen Teil des Tages über munter, und das verliebte Männchen läßt — wenigstens wo es vor jeder Störung sicher zu sein glaubt — auch bei hellem Sonnenschein seinen Unkenruf erschallen. Der Platz für das Nest wird mit Umsicht und Sorgfalt ausgewählt, und es wird dabei meist Rücksicht darauf genommen, daß er vom Ufer aus nicht leicht zu sehen ist. Die Hauptarbeit beim Nestbau fällt wohl dem Weibchen zu, obgleich das Männchen sich immer in der Nähe aufhält und das Werk sehr gründlich inspiziert. Als Unterlage dienen gewöhnlich alte Rohrstoppeln und umgeknickte Stengel, die etwa einen Fuß hoch aus dem Wasser ragen, durch Binsen, Schilfblätter und Rohrhalme miteinander verbunden und mit einem oft sehr bedeutenden Klumpen desselben Materials bedeckt werden. So kunstlos dieser Bau auch erscheint: das Weibchen kann sich bei der Arbeit nie genug tun und bringt, auch wenn schon Eier in der schwach vertieften Mulde liegen, häufig noch am Neste Verbesserungen an.

M. Behr. *Trebbichau, Juli 1908.*

Junge Zwergrohrdommeln im Nest.

Zu Anfang oder manchmal auch erst gegen die Mitte des Juni ist das Gelege vollständig. Es sind drei bis vier, seltener fünf oder noch mehr bläulichweiße Eier mit glanzloser Schale, die in sechzehn bis siebzehn Tagen ausgebrütet werden. Dabei weckt die Mutterliebe in der Brust des Weibchens einen wahren Heldenmut: ohne an seine eigne Sicherung zu denken, klettert es bei der Annäherung eines Menschen unter kläglichem Geschrei an den das Nest umgebenden Stengeln auf und nieder, während das Männchen, ebenfalls in der Nähe, aber im dichtesten Schilfe wohl versteckt, die Störung beobachtet und mit einzelnen angstvollen Rufen in das Lamento der Gattin einstimmt. Ist die Gefahr vorüber, so beruhigt sich das Pärchen bald wieder; das Weibchen setzt sich auf den Nestrand und schaut die Eier so nachdenklich an, als wollte es sie zählen, und nicht lange darauf stellt sich auch das Männchen ein, um sich davon zu überzeugen, daß alles in bester Ordnung ist.

Die von den Eltern zärtlich geliebten Jungen sind mit ihren plumpen fleischfarbigen Füßen und Schnäbeln, dem ockergelben Dunenkleid und den schopfartig abstehenden Flaumbüscheln auf dem Scheitel drollige kleine Scheusale, dazu große Fresser und womöglich noch größere Faulenzer, die das schützende Nest ungern verlassen und die Alten nötigen, auch bei Tage Nahrung

herbeizuschaffen. Sie nehmen die ihnen von den Eltern in der sehr erweiterungsfähigen Kehlhaut zugetragenen Fischchen, Kaulquappen und Wasserschnecken vom Neststande auf und verschlingen sie unter seltsamen Verrenkungen des Halses. Werden sie jedoch einmal beunruhigt, so steigen sie aus dem Nest und klettern recht geschickt an den Rohrhalmen empor.

Wenn die Jungen flügge geworden sind, tun die Alten plötzlich, als hätten sie mit ihnen nie etwas zu schaffen gehabt, und machen sich bei den ersten Anzeichen des Herbstes aus dem Staube. Dann treibt sich die Nachkommenschaft noch ein paar Tage elternlos umher, bis auch sie der Drang zum Wandern befällt. Von keinem andern Führer als der ererbten Sehnsucht nach dem schwarzen Erdteil geleitet, heben sie sich in einer kühlen Septembernacht mit ungeübten Schwingen in die Lüfte und streben über Gebirge und Meere dem fernen, ihnen selbst noch unbekannten Reiseziele zu.

Am Weiher hinter dem Dorfe trauert der Zwergrohrdommel niemand nach, weil niemand von ihrem Dasein eine Ahnung hat. Denn ihr verborgenes Tun und Treiben schützt sie vor dem nicht immer uneigennützigen Interesse der Menschen, und in der Regel weiß nicht einmal der Fischzüchter, der sonst die Vogelwelt mit Mißtrauen betrachtet und den Reihern und Eisvögeln mit Eisen und Donnerrohr nachstellt, daß es die kleine Rohrdommel ist, die unter seiner Fischbrut in so auffallender Weise aufräumt.

M. Behr. *Trebbichau, Juli 1908.*

Nest und Gelege der Zwergrohrdommel.

Die Heidelerche.

Von Else Soffel.

Hinter der großen Stadt dehnt sich der Wald nach allen Seiten, stundenweit. Er ist sehr verschieden, wie der Boden auf dem er steht, arm und reich, dunkel und licht, trocken im Unterholz oder mit hohem Moosteppich bedeckt.

Oben auf der Ebene führen tiefgeleisige Sandwege hindurch, dort ist er kümmerlich und traurig. Elende, oft kranke Föhrenbäumchen mit rostbraunen Nadeln und zwerghaften Stämmen stehen in Reih und Glied, es ist schier endlose Traurigkeit hier durchzugehen. Den Boden bedecken krüppelige kleine Beerensträucher und blasse Erika.

So ist der Wald in der Nähe der Stadt.

Sonnenlicht kann seine Armut nicht vertragen. Wenn aber der Mond kommt in hellen Frühlingsnächten, so verwandelt er das mißhandelte Fleckchen Erde. Zieht Lichtfäden von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast und hüllt alles in einen milden, deckenden Schimmer.

Von einer der niederen Föhrenkronen herab singt die Lullerche ihr Lied bis tief in die Nacht hinein, sanft und schwermütig, weich und zärtlich.

Sie flötet wie eine Amsel, schluchzt wie eine Nachtigall und trillert wie eine Lerche.

Die Stunde zwischen gestern und heute ist ihr die liebste; erst wenn die Sterne anfangen blasser zu werden, hat sie ausgesungen und fliegt zurück.

Noch ein Stück weiter ist sie zu Hause, wo der Wald den Rauch und Dunst der Stadt, die Sonntagsbesuche der Städter und allen Lärm vergessen hat. Wo er nicht mehr geschändet und gekränkt auf die Nacht und den Mond warten muß, um schön zu sein.

Heidewald freilich ist es auch hier und so ist es der Heidelerche auch recht. Sie hat noch nie den Versuch gemacht, hinüber zu streifen in den Teil des Waldes, der zu beiden Seiten des Baches schattig-feucht den Abhang hinzieht.

Sie liebt den trockenen Boden und lichte Rodungen, wo die hohen schlanken Samenbäume einzeln stehen und der Sand in der Sonne glüht. Kleines Gesträuch ist ihr recht, Wacholder, Krüppelföhre und Birke, wie sie mit kurzem, dickem Stamm, knorrig und zäh über den Grund hinkriechen.

Dort liegt sie die Nachmittage, eingebettet in die tiefe, weiche Sandwelle, Flügel und Schwanz gespreitet, daß die schwarz und weißen Abzeichen leuchten,

R. Tepe. *Bloemendaal bei Haarlem.*

Junge Heidelerchen im Neſt.

und atmet die Sonne ein. Oder ſie ſtößt den feinen Schnabel in den lockeren Boden, wühlt den Kopf hinein und wirft ihn zurück, daß der helle Sand ihr über Hals und Rücken rieſelt. Hilft mit den Flügeln nach, rutſcht und reibt ſich, pluddert die Federn auf, daß der Staub herausfliegt, zupft da und dort mit dem Schnabel ein Fläumchen aus, das träge in der Luft weiterſchwimmt und bald zu Boden ſinkt.

Es ſtört ſie niemand hier. Sie bleibt ruhig liegen, auch als der Forſtaufſeher wenig Schritte von ihr die Schonung beſichtigt, ja, als er dicht neben ihr über die Lichtung geht. Und er entdeckt auch ſie nicht, die dicht an den Boden gedrückt ſich von ihm kaum unterſcheidet.

Als der Falke, der ſchon lange über dem Platz im Blauen geſtanden und gerüttelt, herunterfällt, fliegt ſie nicht auf und er ſtößt fehl, vorüber an dem ſandfarbenen Vogel und auf ein Stück alte Baumrinde los, das er für ſein Opfer hält. Enttäuſcht ſtreicht er einen Schuß weit über dem Boden hin, macht einen ſcharfen Bogen und ſteigt dann jäh mit heftigen Flügel-

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1909.*

Heidelerche, ihre Jungen fütternd.

ſchlägen. Nach einer Weile ſcheint er für Augenblicke oben zu ſchwimmen, ſo ruhig ſteht er in der Luft.

Die Sandlerche blinzelt aus braunem Auge nach ihm, ſie iſt nicht ſicher, ob er nicht wiederkehrt.

Erſt als er ſeine Kreiſe höher und immer ferner zieht und ſchließlich als blaſſer Punkt über den Föhren am Horizont verſchwindet, bewegt ſie ſich. Hebt das Köpfchen und zieht die Flügel ein.

Rings iſt's noch immer Mittag, der Sand rauſcht und gleißt, ein müdes Windchen führt ſchweren Föhrenduft herüber, grüngoldene Funken ſtieben durch die Luft. Im Sandwege geht die weiße Spinne ſpazieren.

Die Lerche nimmt ſie ſpielend mit ſpitzem Schnabel auf. Was ging ſie auch eben vorüber!

Die Sonne brennt. Lullerche liegt im heißen Bett und ſchlummert. Struppig gebläht, mit offenem Schnabel trinkt ſie den Mittag.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), April 1909.*

Heidelerche, zum Neſt gehend.

Später, als die Sonne weiter hinunter iſt, kommt ſie noch ein wenig auf. Läuft einen Schuß weit über den Boden in anmutiger Flucht, bleibt ſtehen und ſtellt die Kopffedern zur Holle, ſieht aus ſanft-braunem Aug' um ſich und ſchnellt wieder einen Abſatz weit, doch nicht haſtig, nicht ungeſtüm, das liegt ihr nicht. Lockt weich und ſchmeichelnd, nicht wie Fink oder Meiſe, die ſo recht in den Tag hineinſchmettern; ſie fragt es faſt, guidl? guidloi? zärtlich und heimlich, und tut es am liebſten, wenn das Tageslicht weich über allen Gegenſtänden liegt und die Nacht ſich ſchon auf ihr Kommen beſinnt.

Da gleitet der kleine Schatten noch hin über den Heideboden, zupft eine Federmotte, die noch nicht wach geworden, vom Wacholder und die rote Eule vom Erikaſtrauch, haſcht den Siebenpunkt der groß und dunkel mit weit-geſpannten Segeln durch die blaue Dämmerung ankommt und ſchickt das ſchläfrige Heupferd nach, das zwiſchen vergoldeten Lanzenſpitzen Ruhe geſucht hatte.

Auf der Heide wird es jetzt immer geſpenſtiſcher. Es iſt, als wäre alles, Strauch und Baum und Gras gewachſen, alles bedeutet mehr als am Tage.

Über das dunkelsamtne Grasband, das goldumzogen groß wie ein Balken am Himmel steht, steigt der müde Schreck wie ein Fabeltier in sein Bett, aus dem dürftigen Wacholder schlagen Flammen.

Allmählich legt sich der Tumult der Farben. Das Goldbraun des Heidebodens, die dunkeln Samtwogen der Sträucher.

Vom Violett zum Grau, dann geklärt zum reinen Blau strahlt der Nachthimmel, und der Abendstern, vorhin fremd wie ein Gast, wird heimatlich und sicher.

Das ist die Zeit für der Lullerche heimlich Lied. Wenn still der Mond seinen Weg geht und die Welt den Tag vergessen hat.

Wenn der Stern groß auf dem Heidhügel sitzt, den seine Strahlen leise betasten.

Der dürre Ast der alten Kiefer sieht drohend wie ein Weiser in die Luft — von dort herab singt sie alle Nacht. Dli, dli, dli, beginnt sie leise: Wie still es ist!

Lüllüllülü — es schläft die Welt.

Didl, didl, didl: Liebchen?

Guidloi, guidloi! Kommst du? O komm!

Und sie trillert und ruft: Dadidl, dadidl, dadidl, lillilli, lillily — lüllüllüllülly —

Kommt die Liebste?

Ja sie kommt.

Es ist noch die alte Liebste. Die Märzliebe.

Als die Heide silbergrau und nackt auf den Frühling wartete, den blassen, sinnenden Himmel über sich, hatten sie sich getraut. Damals war es still im Heidwald. Nicht das Gesumme und Geschwirr über blauen und gelben Blüten, kein Hasten und Treiben im Kraut, Gaukeln und Geflüster von junggrünen Blättchen. Höchstens lief ein blauglänzender Mistkäfer schwerfällig in einer Sandfurche, der Zaunschlüpfer hatte es eilig durch Dorn und Dickicht und das Meisengebimmel kam den Waldrand entlang, heller als im Winter.

Bis draußen von dem Brachacker einmal die Feldlerche stieg.

Da sang die Lullerche auch zum erstenmal.

Mit „tüttüt" flog sie auf. Ließ die Flügel flattern, als ob's nicht Ernst wär mit dem Fliegen. Nur probieren! Die Luft strich so frisch und weich an den Kielen entlang.

Nur probieren! Sie spielte, ließ sich noch mal niederfallen, aber dann kam sie wieder hoch und nun immer höher. Oben im Blau begann sie ihr Lied.

Sie sang der Verwandten nach. Nur weicher, zärtlicher, inniger. Zuletzt legte sie die Flügel an und schoß wie ein Stein herunter.

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., April 1908.*

Heidelerche.

Von nun an sang sie jeden Tag.

Vom Baum und hoch in der Luft, des Morgens und Abends, und bald auch des Nachts.

Als der Frühlingsmond durch die Kiefernwipfel zog, da galt es der Liebsten.

Bald darauf hatten sie unter einem jungen Birkbusch den richtigen Nistplatz gefunden.

Bärlapp wuchs dort und trockene Heide, vom toten Wacholder wand sich das Silbergebein am Boden. Und die weiß-flaumige Birke ließ ihre zarten Wimpel darüber flattern.

Es war in der Mittagsstunde, da begann das Weibchen die Nestmulde zu scharren; heftig fegte sie den Sand hinaus mit Hilfe des langen Sporn, als glitzernder Sprühregen fiel er hinter ihr nieder. Sie zupfte ein paar dürre Halme mit dem Schnabel zu sich herüber, bog sie rund in die Vertiefung, trockenes Moos, dürres Gewurzel trug sie nach und nach zu, zierlich geschäftig mit hübsch gestellter Holle durch Kraut und Sand trippelnd. Zwei Wochen darauf schlüpften 4 Junge aus den spitzen, hellen Eiern. Die wagten sich, kaum flügge, schon aus dem Nest und folgten der Mutter, die sie lehrte die Spinne finden, wo sich die schimmernden Fäden im Gesträuch spannen,

den Käfer und die Raupe von der Rückseite der Blättchen lesen und ihnen zeigte, wo die verschlafenen Motten hängen. Aber auch die grünen Blättchen selbst sind gut und die junge Saat und im Herbst allerlei Samen und Korn vom Weizen und Hafer, Hirse und Knöterich. Die Kleinen merken sich das und auch wie man den Hafer und Weizen gegen den Stein schlägt, um zu dem guten Kern zu kommen; sie puddeln auch schon tüchtig im Sand und verschlucken hin und wieder ein Körnchen, das tut die Mutter auch. Und wenn oben im Blau ein Vogel kreist, immer auf derselben Stelle, so ducken sie sich, denn der hat nichts Gutes vor.

So treiben sie's bald wie die Alten, nur das Kleid ist nicht ganz dasselbe, ein wenig heller und braunschwarz gefleckt und das Auge sieht noch grau.

Als im Juni nochmal vier kleine Lullerchen nachkommen, da sind die ersten schon völlig klug geworden, sie brauchen die Eltern nicht mehr. Aber sie halten sich noch zu ihnen und die jungen Männchen dichten leise nach, was der Vater ihnen vorgesungen.

Ist aber der Nachwuchs auch groß geworden und die Felder leer, die Heide wieder still, so machen sie sich miteinander auf und reisen. Sie reisen des Vormittags, oder bevor die Sonne untergeht, hoch in der Luft über weite Felder, rasten und reisen, bis sie dorthin kommen, wo über nackten Gebirgen und endlosen Ebenen die Sonne noch warm scheint und Nahrung ist für sie alle.

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, April 1908.*

Heidelerche.

Die Wasserralle.

Von Hugo Otto.

Am Bruch entlang zieht sich eine große Wiese mit sauren Gräsern. Vom Sumpf aus reicht ein Entwässerungsgraben bis in die Nähe des Gutshofes. Er ist mit Rohr, Schilf, Seggen, Erlen, Salweiden, Blutweiderich und Spierstauden so dicht umsäumt, daß der Wasserspiegel nirgends sichtbar ist. Auch das Bruch ist sehr stark verwachsen. Sein Ufer ist von einem breiten Pflanzengürtel bestanden, der den Durchblick auf die vielen Plänken der weniger bewachsenen Mitte nur hie und da gestattet. An vielen Stellen ist die Pflanzenwelt so dicht vertreten, daß das Wurzelwerk eine filzige Decke über dem morastigen Wasser geschaffen hat, namentlich dort, wo große Seggen und dazwischen Torfmoose in Menge wachsen. Hier kann man das Bruch betreten. Wer Erfahrung besitzt, weiß, daß man schnell über die schwankende, wie Gummi dehnbare Decke hinschreiten kann; wer aber still stehenbleibt, sinkt langsam in den brodelnden Untersumpf ein. Geheimnisvoll rauscht der Uferschilfwald, geheimnisvoll flüstert das Röhricht, geheimnisvoll ist die Stille im Binsen- und Seggenwuchs, geheimnisvoll liegt es in der drückend schwülen, atembeschwerenden, sommerlichen Sumpfgasluft dieser Brüche, geheimnisvoll aber ist namentlich auch das Leben in diesem urwüchsigen Landschaftsbilde.

Im Sommer verstummt eigentlich nie das Froschgequak im Sumpfe. Entengeschnatter und der Teichhühner Lockruf erschallt auch häufig aus ihm; ebenso das Thraik der Reiher, die dort ihrer Nahrung nachgehen. Aber noch andere merkwürdige Töne sind manchmal vernehmbar. Wer sie von sich gibt, kann der Bauer nicht sagen.

Letzthin kam solch eine eigenartige Stimme allabendlich sogar aus dem nahen Graben am Gutshofe. Wuitt, Wuitt! pfiff es da scharf und anhaltend aus dem Ende der Sumpfpflanzenzunge. Wer mochte so rufen? Die furchtsame, dumme Magd glaubte bestimmt an einen unheimlichen Spuk. Aber der Baas, der alte Bauer, hatte dergleichen Töne schon in früheren Jahren mehrfach gehört. Als in der Abenddämmerung wieder einmal der Ruf aus dem Grabenrande erschallte, nahm er seine beiden Rattenfänger mit, führte sie im Bogen an das Bruch und ließ sie dann rechts und links die Grabenränder absuchen. Fast hatten sie das ganze Pflanzengewirre durchstöbert, da versuchte der eine Hund etwas zu erhaschen. Es gab ein kurzes Hin- und Herspringen, hie und da ein hastiges Zuschnappen, und plötzlich

W. Farren. *Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909.*

Waſſerralle, im Begriff ſich auf ihre Eier zu ſetzen.

flog niedrigen, schwerfälligen Fluges ein Vogel, kleiner als ein Feldhuhn, mit hohem, schneidendem, aber nicht unangenehm klingendem Krick, Krick hoch, strebte der dunkeln Uferböschung zu und tauchte dort im Pflanzengrün unter. Ein Wasserhuhn, meinte der Bauer. In Wirklichkeit aber war es eine Wasserralle, eine charakteristische Vertreterin der geheimnisvollen Sumpfvogelwelt, die wie kaum ein anderes Geschöpf in dieser Heimlichkeit ein verstecktes, geheimnisvolles Dasein führt.

* * *

An manchen Stunden des Tages scheint die Wasserralle zu ruhen, an anderen schleicht sie einsam durch die Pflanzenwildnis des Bruches. Fast nie kommt sie, obwohl sie schwimmen kann, aufs offene Wasser ihres Wohngebietes. Vom bewachsenen Rande der kleinen, blanken Tümpel im Sumpf steckt sie wohl einmal ihr niedliches Köpfchen aus einem Riedgrasbüschel hervor, aber nur für einen Augenblick, und husch! ist sie fortgelaufen. Man könnte glauben, eine Wasserratte sei durch Schilf und Wasserlilien geschlüpft, so schnell verschwindet der Vogel. Wie ein Schatten huscht sie laufend vorüber. Ob die Pflanzenwelt auch scheinbar dicht geschlossen dasteht, so berührt sie doch beim flüchtigen Laufe kaum einen Stengel, und kein Hälmchen macht durch irgendeine Bewegung kenntlich, daß gerade in diesem Augenblicke die Wasserralle an ihm vorüber gerannt ist. Mit ihrem schlanken, seitlich stark zusammengedrückten Körper schlüpft sie durch sehr enge Gassen des Pflanzenchaos. Es ist ihr möglich, mit den drei langen Vorderzehen und der kurzen Hinterzehe große Flächen als Stützpunkt des Körpers zu benutzen und selbst da noch sich schreitend fortzubewegen, wo nur wenige Wasserpflanzen und eine dünne Schlammschicht einen Halt gewähren. Schwinden auch diese, dann werden die im Dunkel des Pflanzendickichts verborgenen Wasserstellen durchschwommen. Wird aber die Pflanzenwildnis zu dicht oder deckt vorjähriges, durch Wind und Schnee zusammengebrochenes Röhricht den Boden, dann schleicht die Ralle eilenden Fußes darüber hinweg, nie aber ohne Deckung zu benutzen. Bei solch' geheimnisvoller Lebensweise kann es nicht Wunder nehmen, wenn die allermeisten Menschen keine Ahnung davon haben, daß in ihrer Nachbarschaft die Wasserralle wohnt und brütet.

* * *

Dort, wo sich zur Moraستmitte hin dicht Kaupe an Kaupe reiht, wo sich Weidengebüsch und Erlen um den Standort streiten, in dieser Pflanzenwelt von hohen, scharfrandigen Halbgräsern, steht an einem trockenen Orte das Nest der Wasserralle. Die Grundlage bilden zusammengeknickte Bestandteile dichter Grasbüschel. Auf ihnen ist aus vergilbten Seggenblättern und -stengeln das Nest locker geflochten angelegt. In seiner Mulde birgt es

W. Farren. *Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909.*

Waſſerralle beim Neſt.

bis zu zehn, manchmal auch noch mehr Eier, die inſofern eine Schutzfarbe aufweiſen, als ſie ſich vom Geniſt nur unweſentlich abheben. Auf hellroſtgelbem, manchmal grünlich ſchimmerndem Grunde zeigen ſie violette und aſchgraue Töne, die von ſparſam vorhandenen rötlichen oder zimmtbraunen Flecken überſprenkelt ſind. Beide Alten brüten abwechſelnd. Manchmal trifft man ſie auch zuſammen im Neſt an. Die ſchwarzwolligen Jungen ſind echte Neſtflüchter. Der Lockruf der Alten hält ſie anfangs zuſammen. Da die Eltern in günſtigen Jahren manchmal noch zu einer zweiten Brut ſchreiten, führen ſie die Jungen nur kurze Zeit, die ſich dann recht bald ſelbſtändig betätigen.

Sich ſelbſt überlaſſen, wachſen die kleinen Rallen in der Deckung des Bruches bei reichlicher Nahrung ſchnell heran. Schon nach kurzer Zeit kommen ihre Federn hervor. Der Sumpf bietet ihnen und den Alten bei großer Abwechslung Unmengen an Futter. An den Waſſerpflanzen gibt es reichliche

W. Farren. *Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909.*

Wasserralle am Nest.

Mengen Schnecken, von denen die kleineren mit den Gehäusen verzehrt werden. Überall zeigen sich kleine und größere Wasserkäfer, Larven verschiedener Mückenarten, und die entwickelten Tiere selbst. Bietet sich die Gelegenheit, so plündert die Wasserralle auch wohl einmal das Nest eines Kleinvogels und frißt seine Eier und Jungen auf. Wenn an kalten Herbsttagen die Nahrung knapper wird, nimmt sie auch fürlieb mit den Samen der Seggen, Riedgräser und anderer Pflanzen ihres Aufenthaltsgebietes. Jedoch ist dies stets nur ein Notbehelf.

* * *

Ein gut ausgemausertes Männchen der Wasserralle gehört zu den schönsten Sumpfvögeln Deutschlands. Es ist auf der Oberseite olivenbraun mit schwarzen Flecken. Die größeren Schwingen und die Schwanzfedern sind matt schwarz und breit braun gekantet. Die Unterseite ist namentlich am

Halse und der Brust schieferfarbig. An der Unterbrust und zwischen den Beinen haben die einzelnen Federn rötlichweiße Spitzen. Die Mitte des Bauches und der After sind weißlich. Kinn und Kehle zeigen weißgraue Färbung; die Zügel sind schwarz. Auf der blaugrauen Stirn finden sich borstige, gelbbraune Federchen von eigenartigem Glanze. Charakteristisch sind die schwarzen, weißgebänderten Weichen. Das feurige Auge weist ein lebhaftes Zinnoberrot auf. Auch der Schnabel hat zur Wurzel hin ähnliche Farbe. Während er bei ganz jungen Vögeln gerade ist, zeigt er bei alten eine sanfte Biegung. Er ist stets länger als der Kopf, und durch dieses Merkmal ist unsere Wasserralle leicht von allen ihren Verwandten zu unterscheiden, die entweder kürzere oder mit dem Kopfe gleichlange Schnäbel aufweisen. Bei den Wasserrallen sind beide Geschlechter gleich gefärbt. Die Weibchen sind aber kleiner und etwas weniger lebhaft als die Männchen gezeichnet.

Selten überwintert die Wasserralle in den kälteren Strichen ihres ausgedehnten Wohngebietes, das sich über Europa und das nördliche Asien erstreckt. In den Sommermonaten trifft man sie im mittleren Deutschland recht häufig an.

Es ist merkwürdig, daß sie trotz ihrer kurzen, gewölbten Flügel weite Wanderungen zur Zugzeit macht; denn sie ist ein schlechter Flieger. Zwar bleiben die meisten Wasserrallen im Winter in Südeuropa; aber einzelne gehen auch nach Ägypten und Algier. Da ihre Flughöhe nur gering ist, so verunglücken von ihnen im Herbst und Frühling zahlreiche Vögel an den elektrischen Leitungsdrähten durch Anstreichen. Die Wasserralle zieht nur des Nachts, wie ja überhaupt ihre ganze Lebensbetätigung hauptsächlich auf die Dämmerung und die Dunkelheit zugeschnitten erscheint. Wer vogelstimmenkundig ist, vernimmt zur Zugzeit nicht selten nachts in der Luft ihr lautes „Kriek". Dann verrät sie auch durch ihre häufigen Rufe, daß der Zug schneller von statten geht, als man nach dem Bau ihrer Flugwerkzeuge schließen sollte.

Die Waſſeramſel.

Von Martin Braeß.

Mitten im Winter am Waldbach zarter Vogelgeſang, grasmückenartig, plaudernd, wie das Waſſer leiſe dahinrieſelnd. Ganz eigentümlich berührt die zaghafte Strophe mit dem tapferen Schluß, als wollte das Vöglein klagen: Winterkälte hält das ſchlummernde Leben gefangen; klirrend ſchlagen die vereiſten Zweige der Bäume im Winde zuſammen, und tiefächzend ſplittert der Aſt unter der Schneelaſt! Aber dann ruft's frohlockend: uns beide kümmert es nicht, mich und das munter plätſchernde Bächlein; der Himmel iſt blau, in tauſend Kriſtallen, in tauſend Tropfen bricht ſich das Licht! Was kann ſchöner ſein, als mein Bächlein im eiſigen Froſt, das mich mein plauderndes Liedchen gelehrt hat!

Da, eine Bewegung mitten im Strudel des Waldbachs; zierlich und ſchnell wie die Bachſtelze läuft der Sänger, ein Vogel in der Größe des Stars, über die flachen Steine im Bachbett dahin. „Waſſerſtar" hat man den Vogel genannt, auch „Waſſerdroſſel", am häufigſten aber wohl „Waſſeramſel". Indeſſen die Ähnlichkeit mit Star und Droſſel iſt doch nur gering, und ſchon die Geſtaltung des Körpers, noch mehr die eigentümliche Lebensart hat es erfordert, eine beſondere Gattung aufzuſtellen, deren einziger Vertreter in der Alten Welt die „weißkehlige Waſſeramſel" iſt; mehrere Unterarten kennt man von ihr. Die ganze Gattung aber bezeichnet man nach dem Plaudergeſang mit dem Wort „Schwätzer". Ein ſchmuckes Tierchen, von gedrungener Geſtalt, mit breiter Bruſt und kurzem Schwänzchen; die kleinen, etwas gewölbten Flügel liegen dicht dem aalglatten Körper an, der in wagrechter Haltung auf kräftigen Läufen ruht. Jetzt hebt der Vogel den Kopf; gleichzeitig ſtelzt er keck ſein Miniaturſchwänzchen empor. Wie hübſch ihm die ſchneeige Kehle und Oberbruſt ſteht, ein Vorhemd von unvergleichlicher Reinheit, das ſich effektvoll gegen die kaſtanienbraune Unterbruſt und die braunen Kopf- und Halsſeiten abhebt. Rücken, Flügel und Schwänzchen ſind dunkelaſchgrau gefärbt, dazu das ganze Gefieder ſo dicht und pelzartig, wie es nur Vögel beſitzen, die Waſſerſport treiben. Aber das Schönſte an dem kühnen Bewohner des Waldbachs iſt doch das große lichtbraune Auge. So tief, ſo innig der Ausdruck! Märchenhafte Waldpoeſie ſpricht aus dem ſanften, träumeriſchen Augenſtern, und nur das liebliche Rotkehlchen beſitzt einen ähnlichen treuherzigen Blick, wenn es ſeinen Pfleger begrüßt.

Jetzt watet der Vogel in die eiskalte Flut; hurtig ſchreitet er dem Strom

Sainsbury. Yorkshire 1909. K. Spengler. Rothehütte, Mai 1909.

Nest und Gelege. **Wasseramsel.** Nest mit Jungen.

des Wassers entgegen, das ihm bald bis zur Brust steigt, bis an die Augen, und jetzt — über dem ganzen Tierchen schlägt das Wasser zusammen. Mit Füßen und Flügeln arbeitet sich der mutige Vogel am Grunde aufwärts gegen die Strömung; jetzt hat er den tollsten Wirbel erreicht, wo das Wasser herabstürzt — ein paar Sekunden, da taucht er aus dem Gischt wieder auf, und tropfend fliegt er nach einem Ästchen, das niedrig über dem Wasserspiegel herabhängt. Aber nicht lange verweilt er in müßiger Ruhe. Die Tage sind kurz, die Nahrung nur spärlich; da ist keine Zeit zu versäumen, und abermals stürzt sich der muntere Taucher in den reißenden Strudel, aus dem er, heftig mit den kurzen Flügeln schlagend, wohl acht Meter weiter aufwärts wieder zum Vorschein kommt; einen winzigen Fisch hält er im Schnabel, der mit kurzem Ruck im Schlunde verschwindet. Kein Vogel des Waldbachs beherrscht so wie er das feuchte Element, auch der prächtige Eisvogel nicht, und selbst von den Schwimmvögeln macht ihm keiner den Rang streitig.

Wer an der Wasserkante geboren ward, der bleibt zeitlebens dem Wasser hold; nur die Landratte fürchtet die brandende Woge. Dort, wo der Felsen dicht neben dem Wasserfall überhängt, in einer Felsenspalte hat die feuchte Wiege der Wasseramsel gestanden; hier verträumte der Vogel die ersten Tage der Kindheit. Der rauschende Bach sang ihm sein Lied; er bot ihm als Nahrung Wasserkäfer und ihre Larven, Wassermotten und Mücken, Phryganeen, Schnaken, Flohkrebschen, allerlei kleine Würmer, eine winzige Muschel, vielleicht auch ein Fischlein. Die sorgsamen Eltern brachten ihm und den vier Geschwistern all die Leckerbissen an's Nest; sie brauchten bloß die Schnäbel

A. Taylor. *Near Gisburne (Yorkshire), Juni 1908.*

Junge, eben flügge Waſſerſchmätzer.

zu ſperren. Und als ſie dann die Kinderſtube verließen, war der erſte Flug hinab nach dem Ufer des Bachs. Sie flogen über dem Waſſer dahin, ſtundenweit aufwärts und abwärts, und jedes Vögelchen ſuchte ſich bald ein eignes Revier; aber den Bach, den Freund ihrer Kindheit, verließ kein einziges wieder. Was Wunder, daß ſie alle mit dem feuchten Element ſo vertraut ſind!

Wochen und Monde vergehen; im Tal ſchmilzt der Schnee, es tropft von den Bäumen, und überall rieſelt's von den Hängen herab. Da hüpft das Bächlein gar toll über die Steine, immer lauter brauſt es vor Luſt; ſelbſt die großen Blöcke, die es ſonſt nur beſcheiden umſpielte, überſchüttet es mit kräftigem Guß. Den Tannen am Ufer benetzt es die Wurzeln, und weiter drunten ſpringt es keck und übermütig auf das knarrende Rad. Um dieſe Zeit bekommt die Waſſeramſel Beſuch; ein Vögelchen von gleicher Geſtalt und Couleur wie ſie ſelbſt. Sie verſtehn ſich ſofort, denn ein Weibchen iſt's aus demſelben Geſchlecht; an dem hohen, hellen Lockton „zerb zerb" erkennen die beiden einander. Sie wiſſen, daß ſie zuſammengehören, und die fette Larve, die das Männchen ſoeben verſchlucken wollte, reicht es galant der

A. Taylor. *Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1909.*

Wasseramsel, aus dem Wasser kommend.

Genossin zum freundlichen Eingruß. Dann fischen die beiden stillvergnügt eins neben dem andern, hüpfen und schnurren flatternd von Stein zu Stein und jetzt hei! in rasendem Flug ganz niedrig über dem Wasserspiegel dahin, unter dem Brückchen hindurch, im Bogen über den Schützen, und nun Rast auf dem Ästchen des Erlengesträuchs, das sich vor dem Mühlrad über das Wasser streckt, so weit es vermag. Eng aneinandergeschmiegt, mit eingezogenen Füßchen hocken sie da; sie schnäbeln sich unter leisem Geplauder, und dann sitzen sie stumm nebeneinander und schauen ihr Spiegelbild, wie es aus dem Wasser zu ihnen heraufschaut.

Nach ein paar Tagen ist das Pärchen mit dem Nestbau beschäftigt. Es hat sich ein sicheres Plätzchen zwischen den Pfosten und Brettern, welche die Wand des Mühlgrabens bilden, nur wenig Meter unterhalb des knarrenden Rades, gewählt. Drunten reißendes Wasser, so weit man talab blickt, und aufwärts der in Millionen Tropfen zerstäubende Fall, unter dem sich das Rad träge bewegt — kann es ein schöneres Fleckchen auf dem weiten Erdenrund für ein Wasserstarpärchen geben? Das Nest ist ein massiger Bau, es

A. Taylor. *Near Clitheroe (Lancashire), Juli 1908.*

Wasseramsel, mitten im Bach.

füllt den Raum zwischen den beiden vortretenden Pfosten und den Brettern der Rückwand vollständig aus, als sei es in die Höhlung hineingepreßt worden. Ein seitlicher Eingang führt ins Innere des Nestes; denn weil hier, sobald vom Wasserrad her der Wind weht, ein feiner Sprühregen alles durchnäßt, haben die Vögel auch von oben durch eine dichte Decke aus Moos die Kinderwiege geschützt; ein trocknes Plätzchen bedürfen die Kleinen, denn wasserdicht ist ihr Gefieder erst nach der Mauser.

In dem dunkeln kugelförmigen Bau, der gar sauber mit feinem Laub und zarten Hälmchen ausgelegt ist, schlüpfen, nachdem das Weibchen zwei Wochen emsig gebrütet hat, fünf Junge aus den reinweißen Eiern. Sie sehen ganz anders aus als die Eltern, auch wenn sie die blaugrauen Dunen schon abgelegt und richtige Federn bekommen haben: schmutzig schiefergrau alle oberen Teile, Kehle und Brust aber weißlich, mit schwarzbraunen Querwellen sanft überlaufen, auf den dunkeln Schwingen ein paar weiße Binden. So sitzen die kleinen Gelbschnäbel, wenn sie ausgeflogen sind, gern im Wurzelgeäst am ausgewaschenen Ufer oder auf dürren Zweigen, niedrig über

dem Wasser. Sie lassen sich von den Eltern lange Zeit füttern, denn das Fischerhandwerk ist schwierig und erfordert viel Übung. Aber Scheu vor dem Wasser kennen sie nicht, und schon wenig Tage, nachdem sie das Nest verlassen haben, folgen sie dem lockenden „zert zet" der Alten, laufen am kiesigen Boden umher und trippeln munter durch's seichte Wasser. Sich zu verstecken, verstehen sie sehr gut; ein Warnungsruf von Vater oder Mutter, und sofort schlüpfen sie, eins hier, ein anderes dort, zwischen das Wurzelgeflecht und in die Erdhöhlungen, die der Bach in die Ufer gerissen hat.

Zweimal im Jahre schreiten die Wasseramseln zur Brut. Im Juni sitzt die Mutter auf dem neuen Gelege, und der Vater singt seine Strophen, ohne sich weiter um die Erstgeborenen zu kümmern. Diese schlagen sich nun allein durch die Welt; wenn sie gemausert haben, sind sie den Alten recht ähnlich geworden. Sobald im Juli die jüngeren Geschwister erscheinen, zerstreuen sich die älteren hierhin und dahin, besuchen die kleinen Seitentäler des Bachs oder wandern auch mit dem Wasser talwärts bis an den Fluß, in den es mündet, und von dort einen andern Wasserlauf wieder empor bis hoch ins Gebirge. Gerade bergige Gegenden bevorzugt der weißkehlige Fischer. Dort ist das Wasser am klarsten, von den oft giftigen Abflüssen der Fabriken, die so viel Lebewesen vernichten, noch nicht getrübt; dort liegen die schönsten Steine im Bachbett, um von hier Ausschau nach einer Beute zu halten; die Felsen links und rechts an den Ufern sind reich an Spalten und Löchern, das Nest aufzunehmen, und dann muß man als Standvogel doch auch des Winters gedenken: das schnell von Stein zu Stein hüpfende Bächlein friert dort oben nicht zu, oder es bleibt wenigstens hie und da eine Stelle offen, wo man auch beim strengsten Frost sein tägliches Brot findet. Aus diesen Gründen ist die Wasseramsel in den deutschen Mittelgebirgen häufiger, als in der norddeutschen Ebene. Im höhern Norden, z. B. in Norwegen, aber auch schon an der deutschen Ostseeküste, namentlich in Pommern und Ostpreußen, ferner in Rußland bis zum Ural, wird die in Mitteldeutschland heimische Art von einer ganz nah Verwandten vertreten, die sich lediglich durch ihren braunschwarzen Bauch kennzeichnet, in ihrer Lebensweise aber nicht den geringsten Unterschied aufweist. Eine dritte Abart, deren ganzes Gefieder dunkel kaffeebraun gefärbt ist, bewohnt weite Gebiete Asiens, namentlich Ostsibirien, eine vierte die Pyrenäen, eine fünfte Südeuropa, von der Schweiz an bis zur Balkanhalbinsel, und damit ist die Zahl der Abarten noch keineswegs erschöpft.

Die Wasseramsel hat wegen ihres Handwerks von jeher zu den geächteten Vögeln gehört, und nur erst die neueste Zeit ist in der Beurteilung dieses „Fischers" etwas gerechter geworden. An Forellenbächen, wo künstliche Fischzucht betrieben wird, namentlich an „Jährlingsteichen", kann man den Vogel nicht brauchen; hier stiftet er durch das Wegfangen der stecknadellangen Fischchen in der Tat einigen Schaden. Prämien auf seine Vertilgung

auszusetzen, wie es wohl hier und da geschehen, ist aber unter allen Umständen zu verwerfen. Massenhaft tritt ja die Wasseramsel nirgends auf, denn jedes Pärchen bedarf eines weiten Reviers, innerhalb dessen es kein zweites duldet. Schon aus diesem Grunde kann von einem sehr empfindlichen Schaden nirgends gesprochen werden, selbst an Forellenbächen nicht, zumal der Vogel durch das Wegfangen vieler Insekten, die der Fischzucht schaden, auch Nutzen stiftet. Deshalb Schutz dem Wasserstar auch von Seite des Forellenzüchters, so weit er es nur irgend mit seinen Interessen vereinigen kann! An Bächen aber und Wildwässern des Gebirges, selbst an forellenreichen, die Wasseramsel ausrotten zu wollen, ist eine Versündigung an der Natur. In Mitteldeutschland gibt es ja so viele Gewässer, deren Fischreichtum infolge der modernen Kultur- und Industrieverhältnisse auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen ist. Würden die Vögel lediglich auf Fischnahrung angewiesen sein, sie würden verhungern; denn wie selten mag es ihnen an solch einem fischarmen Wasser gelingen, einen kleinen Flossenträger zu erwischen; aber sie harren aus, sobald sie Insektenkost finden. Wer der Meinung ist, daß man durch rücksichtsloses Wegknallen der Wasseramsel und des Eisvogels die Gewässer Deutschlands wieder in fischreiche Gründe verwandeln könne, die sie ehemals waren, der irrt sich gewaltig. Eines unvergleichlichen Reizes wird die Landschaft durch solches Morden beraubt, um eine wahre, reine Freude wird das Herz des Naturfreundes ärmer!

Das deutsche Vogelschutzgesetz stellt deshalb auch mit Recht den Wasserstar unter seinen Schutz, ja es ist nicht einmal den Fischereiberechtigten erlaubt, den Vogel zu fangen und zu töten, während dies in manchem deutschen Bundesstaat, z. B. in Preußen, inbetreff des Eisvogels vom Fischereigesetz gestattet wird.

A. Taylor. Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1907.
Junge Wasseramsel.

Weidenlaubsänger, Fitis und Berglaubvogel.

Von Martin Braeß.

Ungleich verteilt sind die Gaben Apolls unter den Mitgliedern der deutschen Laubvögel. Am stiefmütterlichsten ist der kleinste dieses Zwergengeschlechts veranlagt, der Weidenlaubsänger. „Zilp-zalp, zilp-zalp . . .", dreißig- bis vierzigmal hintereinander, das ist alles, was er gelernt hat. Aber man kann dem Vöglein nicht gram sein; die armseligen Laute sind ja auch ein Loblied des Lenzes, ein Ausdruck von Freude und Liebe, welche die Brust des bescheidenen Sängers ebenso schwellen, wie die des gottbegnadeten Künstlers. Ja, gerade der kleine „Zilpzalp" kann vor Liebessehnsucht den Lenz kaum erwarten. Schon um die Mitte des Märzmonds kehrt er zurück, wenn noch so oft der rauhe Nordost bläst und Schneeflocken vom bewölkten Himmel herabwirbeln. Das Vöglein durchsucht dann jedes Gebüsch nach kärglicher Nahrung. Aber die Not geht vorüber; sobald der erste Sonnenstrahl durch's graue Gewölk bricht, leidet es den Kleinen nicht mehr im niedrigen Buschwerk; er flattert in sein Lieblingsbereich empor, in die Kronen der Bäume, die freilich noch der Blätter entbehren; vom höchsten Zweiglein herab singt er sein zweisilbig Liedchen.

Ein winziger Gnom, wie er so dasitzt, zierlich das ganze Figürchen, von dem dünnen Pfriemenschnabel an bis zu den zarten Läufen und den schwächlichen Zehen. Aber quecksilbernes Leben pulsiert in dem kleinen Persönchen; ruhig kann der zwerghafte Vogel nicht sitzen. Ohne Unterlaß zucken die winzigen Flügel, und das gerad abgestutzte Steuer des Schwanzes wippt hin und her. Bald ist's die schmutzigweiße Unterseite, bald der bräunlich graugrüne Rücken, den das Vöglein dem Beschauer zuwendet; jetzt pickt es an einer Knospe, jetzt faßt es im Sprung eine Fliege, und jetzt stürzt der Kleine gar auf den Buchfink los, der mit schmetterndem Anschlag seine Strophe begann — und wahrhaftig, der Große verschluckt den Schluß seines mutigen Reiterlieds und nimmt Reißaus vor dem neckischen Kobold. „Huid, huid" höhnt ihm dieser nach; dann fliegt er auf den Boden hinab, hüpft in großen Sprüngen ein paarmal durchs welke Laub; aber gleich ist er wieder in den schützenden Zweigen, jetzt hier und jetzt da.

Ein kleines Revier ist's, wo sich der Weidenlaubsänger mit seiner Gattin umhertreibt. Ob Laub- oder Nadelwald, ob Park oder Kiefernheide, ist den Vögeln ganz gleich; nur soll's kein undurchdringliches Walddickicht sein, am liebsten ein sanfter Hang mit hohen Bäumen und recht viel Gebüsch.

K. Soffel. *Sieleneik · Bozen. Juni 1908.*

Weidenlaubsänger, Männchen, am Schlafplatz in der Nähe des Nestes.

K. Soffel. *Sauschloß bei Terlan (Südtirol), Mai 1908.*

Weidenlaubsänger, Männchen, in der Nähe seines Nestes.

Das hübsche, kunstvolle Nestchen steht immer am Erdboden, zwischen Grasbüscheln und Moos gut versteckt, oder im Wurzelgeflecht einer Föhre, einer Buche, oder auch etwas höher in der morschen Vertiefung eines Baumstumpfs. Backofenförmig überwölbt ist der zierliche Bau, an einer Seite der Eingang. Außen bilden Grasblätter und Halme, trocknes Laub, auch etwas Moos ein lockeres Gewebe, während das schön gerundete Innere mit Haaren und Federn, mit Pflanzenwolle und zartesten Hälmchen ausgepolstert ist. Fünf oder sechs Eier liegen darin, winzige Dinger, weiß mit feinen schwärzlichen und braunen Pünktchen bedeckt. Wenn die Jungen piepen, geht es den ganzen Tag geschäftig hin und her, vom hohen Wipfel hinab in das Buschwerk — es lauscht doch kein Feind in der Nähe? nein, nichts Verdächtiges ist im ganzen Umkreis zu merken — also hurtig in sicherem Schwung durch die enge Pforte des Nestchens geschlüpft; schnell die Stechfliege, die Spinne, die Mücke oder den Käfer, die Puppe, die zappelnde Made in den Rachen der Hungrigsten, und dann von neuem hinauf in die Baumkrone; „huid huid", da sitz ich schon wieder im Grünen hoch über der Erde!

K. Soffel. *Siebeneich-Bozen (Südtirol), Mai 1908.*

Weidenlaubsängerweibchen beim Nest.

J. Atkinson. *Walton Hall (Wakefield), Juni 1904.*

Weidenlaubsänger, brütend.

Zweimal im Jahre schreitet das Pärchen zur Brut. Wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, liegen abermals vier Eier im Nest; das Weibchen brütet, und das Männchen leiert stundenlang sein einförmig Liedchen. Ende Juli hat dann, wenn alles glatt geht, die Kindererziehung für dies Jahr ein Ende. Jetzt ist man nicht mehr so eng an das Revier gebunden, wo das Nest seinen Platz hat; familienweise schlüpfen die Alten und Jungen in der ganzen Gegend durchs Astwerk der Bäume. Von Woche zu Woche zerstreuen sie sich weiter, um dann Abschied zu nehmen. Im September ziehen die ersten, zumeist sind es Jungvögel; sie sind ungeduldige Kinder. Die Alten folgen später, erst im Oktober; ja selbst im November durchstreift noch mancher die Heimat.

Weit nach Norden erstreckt sich das Brutgebiet des Weidenlaubvogels — man sieht es dem zarten Figürchen nicht an — bis zur Mitte von Skandinavien und in Rußland bis 65° n. Br. Alle Länder südlich davon, auch ganz Großbritannien hat der Kleine zur Heimat. Ja sein Verwandter, der Fitis, dringt sogar noch weiter nach Norden vor; er brütet in ganz Schweden und

19*

M. Behr. *Trebbichauer Busch, Juni 1906.*

Nest und Gelege des Weidenlaubvogels.

Norwegen und erreicht in Rußland ungefähr den 70.° n. Br. Südlich erstreckt sich sein Brutgebiet bis nach Nordafrika, ganz Spanien und Italien einschließend, während er die Balkanhalbinsel und Südrußland nur auf dem Durchzug besucht.

Wie der Weidenlaubvogel, so baut auch der Fitis sein kunstvoll überwölbtes Nest auf den Erdboden, zwischen Grasbüscheln, Wurzeln oder Moos ganz versteckt, obwohl sich das Leben auch dieses Vögelchens hauptsächlich im Laubdach der Bäume abspielt. Fünf, sechs, bisweilen sogar sieben Eier zählt das volle Gelege, und wenn die Jungen, die Ende Mai oder Anfang Juni das Kugelnestchen verlassen, noch ein paar Wochen von den besorgten Eltern geführt worden sind, schreiten diese zu einer zweiten Brut, die etwa Anfang Juli flügge wird; diesmal sind es aber nur selten mehr als vier Junge. Auch sie zerstreuen sich nach ein paar Wochen, und die Eltern bleiben allein, obgleich sie zehn oder elf Kinder großgezogen haben — wer weiß, wo sie sind, wieviele noch leben? Aber das muntere, lebhafte Temperament verläßt den Fitis niemals, auch nicht in der schwülen Hitze des

Atkinson. Pool (Yorkshire), Juni 1907.

Fitislaubvogel.

W. Wilson. *Skipton in Craven (Yorkshire) Juni 1906.*

Fitislaubvogel.

Hochsommers; selbst im August tönt sein Liedchen noch aus mancher Laubkrone des Waldes, aus manchem Fichtengebüsch.

Der Fitis ist entschieden der beste Sänger der kleinen Laubvogelgesellschaft. Süß, innig und sehnsuchtsvoll flötet er sein kleines Lied. Dem flotten Finkenschlag ist's zu vergleichen, so ähnlich das Tonbild: erst eine Reihe nur wenig sich senkender Schläge und dann das typische „Würzgebier". Aber wieviel zarter und weicher, als der kecke Schlag des Finken! „Dididi die die düe düe düe dea dea düe deida deida da" — bald hier, bald dort klingt's aus der Fichtenschonung der stillen Heide im sonnigen Frühling. Es paßt so recht zu dem zarten Grün, mit dem sich die Birken schmücken, so recht zu den zierlichen Kätzchen der Hasel, die leise bewegt gelben Pollen weithin übers Land streuen — weiche wohlige Stimmung am lauwarmen Lenzabend.

Den Einzug des Frühlings will der Fitis uns Menschen verkünden. Drum kommt er so zeitig. Nur wenn die Witterung rauh ist, verzieht er ein wenig und meldet erst im April seine Ankunft. Anfangs, wenn die

R. Paul. [illegible]

Fitislaubsänger vor dem Nesteingang.

R. B. Lodge. *Middlessex, Mai 1898.*

Fitissängers Nest und Gelege.

J. Atkinson. *Pool (Yorkshire), Juni 1907.*

Fitissänger, Junge fütternd.

K. Soffel. Berglaubvogel. *Siebeneich-Bozen, Mai 1908.*

Bäume noch kahl sind, schlüpft er gern, dem Zaunkönige gleich, durch Dornen- und Reisighaufen, durch junge Fichtenbestände; sobald sich aber der Laubwald geschmückt hat, sucht er droben im Wipfel der Bäume sein eigentliches Wohnhaus auf, von dem sich das gelbgrüne Kleidchen so wenig abhebt, daß der kleine Vogel vor seinen Feinden geborgen ist, ein wirklicher „Laubvogel". Mancher Lenz, mancher Sommer würde kommen und gehen, ohne daß die Menschen sich des lieblichen Vögelchens erinnerten, wenn nicht sein nimmermüder Gesang so lieblich aus dem Laubwerk des Waldes tönte. Innig wie Rotkehlchens Strophe und zart zugleich wie Goldhähnchens Stimme.

Der dritte im Bunde ist der Waldlaubvogel; er wird auch „Sommervögelchen" genannt, weil er erst ankommt, wenn die Ebereschen und Weiden grünes Laub haben und der Kuckucksruf wohl schon acht Tage lang durch den Forst schallt. Sein Gesang ist wieder ganz anders, so charakteristisch, daß jeder den „Waldschwirrer" erkennt. Mit sechs oder sieben hohen Staccatotönen hebt er an: „Ipp sipp sipp sipp-sipp, sippsipp"; dann folgt ein schwirrender Triller, um eine Terz fallend: „sirrrrr . . ." und nun vier- bis neunmal „djü djü djü djü . . .", im weichsten Pianissimo allmählich verhallend. In seiner Lebensweise wie im Äußeren gleicht das Vöglein seinen Verwandten.

In mancher Gegend Süddeutschlands, z. B. in den bayerischen und österreichischen Kalkalpen, auch im schwäbischen Jura und Schwarzwald, lebt

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1905.*

Weidenlaubvogel.

K. Soffel. *Siebeneich, Mai 1908.*

Berglaubvogel.

R. B. Lodge. *Enfield, Mai 1896.*

Fitislaubvogel am Neſt.

O. Grabham. *Yorkshire, J[illegible].*

Waldlaubvogel.

noch ein vierter Laubvogel; Berglaubsänger wird er genannt. Eine fast reinweiße Unterseite, an der er leicht kenntlich ist, zeichnet ihn aus. Vielleicht ist er der unruhigste der ganzen temperamentvollen Sippe; unermüdlich hüpft er vom frühen Morgen bis spät abends in den Kronen der Tannen, Fichten und Buchen des Bergwaldes umher und weiß sich den Augen des Beobachters geschickt zu entziehen. Aber seine Stimme verrät ihn; denn schweigsam ist das muntere Vögelchen nicht. Es „schwirrt" wie der Waldlaubsänger, aber rascher und kürzer, und auch seine Gesangsstrophen haben Ähnlichkeit mit dem zarten Lied jenes Vögleins: bald enger, bald lockerer aneinandergereihte Töne, denen einzelne weiche Pfeiflaute eingefügt werden.

Unscheinbar ist die ganze Gesellschaft der Laubsänger; das Volk beachtet sie nicht, weiß nichts von ihnen, ja es kennt nicht mal ihre Namen. Aber der Gesang ist so charakteristisch, daß es keines geschulten Ohres bedarf, um ohne weiteres die Art zu bestimmen, und so fleißig üben sie alle die Stimme, daß der Naturfreund keinen der drei oder vier Sänger vermissen vermöchte.

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1902.*

Brütender Waldlaubvogel.

Die Kornweihe.

Von Hermann Löns.

Meilenlang zieht sich das Bruch unter der hohen Geest hin, auf der ein dunkler Wald bollwerkt.

Einst war es dort überall naß, so daß die Kuhhirten, die vom Frühling bis in den Herbst mit ihrem Weidevieh dort blieben, sich hohe Wurten aufwerfen mußten, damit sie in ihren Hütten nicht nasse Füße bekamen.

Damals brütete die Dommel hier noch und der Uhu, der im wildesten Porstgestrüppe zwischen den Wurzelschossen einer vom Wind geworfenen morschen Erle seinen Horst hatte und seinen Jungen alles zutrug, was es im Bruche gab: den Hasen und das frischgesetzte Kitz, die Eichkatze und das Wiesel, die Birkhenne und die Mutterente, den Brachvogel und die Krähe, die Kreuzotter und die Natter, den Hecht und den Aal. Acht Kranichpaare lebten hier und erfüllten morgens das Bruch mit Fanfarengeschmetter, der Schreiadler jagte Maus und Frosch und der Wanderfalke schlug die Krähe und die Taube. Nach Hunderten zählten die Goldregenpfeifer des Bruches und nach Tausenden die Bekassinen, und abends klang die ganze Luft vom Schwirren und Klingeln der Enten.

Es ist anders hier geworden. Die Eisenbahn erschloß das stille Heideland. Der Kreis bewilligte den Kanal, der das Wasser aus dem Bruche dem Flusse zuführte, und wenn die Bauern heute zur Kirche wollen, so brauchen sie nicht mehr mit langen Stiefeln zu Pferde sitzen, damit ihre Strümpfe trocken bleiben, denn quer durch das Bruch führt jetzt eine hohe Straße mit festem Damm aus Findlingen und nicht mehr ein Knüppeldamm, wie früher, der nur im trockenen Sommer nicht unter Wasser stand. Rund um den Rand des Bruches verschwand ein Stück Ödland nach dem anderen; die Bauern rodeten die Porstbüsche, zäunten ein Stück Urland ein, ließen düngen und ihr Vieh dort weiden, halfen mit dem Spaten nach, wo ein Wasserloch war, fuhren Kalk hinauf, legten Abzugsgräben, Stauwerke und Dämme an, und das Bruch entsäuerte sich und ward zur Wiese.

Da wurde es dem Uhu unheimlich und er verschwand. Ihm nach folgte der Schreiadler, und als die alten Kiefern fielen, kam der Wanderfalke nicht wieder und auch der Kolkrabe horstet jetzt irgendwo anders, wo er Ruhe vor dem Menschen hat. Von den acht Kranichpaaren ist noch eins übriggeblieben, der Schwarzstorch läßt sich nur noch selten blicken, die Rohrdommel nur zur Zugzeit, die Blauracken blieben aus, als die alten Eichen fielen,

Steenhuizen. *Naardermeer bei Amsterdam, Juni 1906.*

Kornweihen im Neſt.
Eine Woche alt.

der Wiedehopf nahm ab, von den vielen Goldregenpfeifern blieben zwei Paare übrig und die Bekaſſinen ſchwärmen nun nicht mehr ſo dicht, wie die Bienen.

An buntem Leben mangelt es trotzdem nicht. Krähen ſind reichlich da, bei dem Anbauerhofe brüten Elſtern, der Storch kommt jeden Tag zu Beſuch, an Enten fehlt es nicht, in den moorigen Wäldern brüten Waldſchnepfen, auf den Wacholderbüſchen hält der Raubwürger Wacht, an den Gräben und Flüßchen fiſcht der Reiher, über die Wieſen ſchwebt die Mooreule, Stare kommen in Haufen, in dem Walddickicht locken die Dompfaffen, und zahllos iſt das Kleinvogelvolk, das die Büſche und Horſte und das Röhricht und die Wieſen belebt. Da ſind Bruchweißkehlchen und Schwirrſänger, Rohrammer und Pieper, Heidlerche und Goldammer, Meiſen von allerlei Arten, Goldhähnchen, Zaunkönig und Laubvogel, Fink und Hänfling, Singdroſſel und Amſel, Grasmücke und Kuhſtelze, Schwalben und Segler jagen hier, und im Mai läutet überall der Kuckuck. An Fröſchen und Mooreidechſen, Mäuſen und Kerbtieren allerart iſt Überfluß.

Steenhuizen. *Naardermeer bei Amsterdam, Juni 1906.*

Kornweihen im Neſt.

14 Tage alt. Fuß eines Bläßhuhns auf dem Neſtrand.

Sind auch die großen Räuber verſchwunden, der Räuber zweiter Stärke ſind genug da. Der Turmfalke ſtreicht oft bis hierher, von Mäuſebuſſarden und Weſpenbuſſarden brüten mehrere Paare, ein Lerchenfalkenpaar hat ſich gehalten, der Sperber iſt nicht ſelten, ab und zu läßt ſich der Waldkauz hören, die Waldohreule iſt reichlich da, ebenſo die Mooreule, und die Rohrweihe einſt häufig hier, blieb in einem Paare. Sie alle zuſammen aber geben dem Bruche nicht ſo viel Reiz, wie die Kornweihen. Sie ſchweben über die grünen Wieſen, wehen vor den dunkeln Wäldern her, tauchen über dem fahlen Bruche auf und ſchwenken ſich über das braune Moor. Sie zerreißen den Chorgeſang der Kleinvögel mit gellendem Rufe und beleben die Luft mit dem Getaumel ihres Balzſpieles.

Der Jagdpächter iſt ein verſtändiger Mann; er läßt ſie gewähren. Er weiß, daß ſie ihre Kröpfe mit den Eiern von Lerche und Pieper, Ammer und Rohrſänger füllen, daß ſie die Jungente ſchlagen und das Feldhuhngeſperre vermindern, er lockt ſie, ſitzt er bei der Balzjagd im Schirm oder ſteht er auf dem Anſtand im dichten Wacholderbuſch, oft mit dem Mäuſe-

pfiff so nahe vor sich, daß er die gelben Augen in dem Eulengesicht erkennen kann, aber es fällt ihm nicht ein, den Drückefinger auf sie krumm zu machen. Ist er auch kein kunstverständiger Mann, der klugrechnende Kaufmann hat ein Herz im Leibe und Augen, die sich an allem, was schön und edel ist, erfreuen, und so gönnt er dem letzten Habichtspaare den Fasan, dem Kolkraben den Junghasen und den Weihen das, was sie brauchen, denn es ist genug im Bruche für sie, wie für ihn.

Er möchte ihn nicht missen, den bläulichweißen Vogel, der jetzt im stetigen Fluge über die goldrot blühenden Porstflächen zieht, nun über die Wiesen schaukelt, sich im Kreise dreht, bis auf den Boden schwebt, sich wieder aufnimmt und umwendet, um mit langsamen Fittichschlägen jetzt das Buschwerk am Staugraben zu übersteigen und nun ohne Flügelschlag über das grüne Wiesenland dahinzuschweben und vom braunen Moore sich abzuheben, wie eine lichte Erinnerung in einer dunkeln Stunde, und der jetzt verschwindet, wie ein fallender Stern in der Nacht. Zu viele schöne Erinnerungen an einsame Weidmannsstunden verknüpfen sich dem Manne beim Anblicke des gefiederten Räubers, Stunden, in denen er vergaß, daß es ein Hauptbuch gibt und eine Konkurrenz, gegen die er sich wehren muß Tag für Tag. Dicht vor seinem Versteck her wiegt sich ein bräunliches Weihenweibchen über den Boden hin, so nahe an ihm vorbeiwehend, daß er jeden lichten Federsaum der Schwingen, jede dunkle Federmitte des Bauches erkennen kann. Jetzt wendet es, beschreibt einen Kreis, dreht sich in einer Schraube bis auf das Torfmoospolster, krallt einen Moorfrosch auf und sinkt mit der Beute hinter die Porstbüsche.

Dann kommt von dort, wo es verschwand, ein halblauter Katzenschrei und findet Antwort in einem harten Gemecker aus hoher Luft. Da schwebt das lichte Männchen, zieht weite Kreise, anmutig die Schwingen haltend, wirft sich steil empor und fällt in einer Zickzacklinie dahin, wo das Weibchen harrt, es mit sich in die Höhe nehmend. Dort schwimmen sie beide ohne Flügelschlag, silbern der eine im Frühsonnenscheine, golden der andere, zwei Kreise beschreibend, die sich bald schneiden, bald ausschließen, dann und wann meckernd, hell und hart das eine, dumpfer und weicher das andere, bis das Männchen sich wieder in die Tiefe wirft und, in edlem Bogen aufsteigend, abermals hinabfällt, gellend dabei seine Stimme ertönen lassend.

Unbekümmert um das Spiel des Weihenpaares balzt unter ihm ein Birkhahn. Ohne auf sie zu achten, fällt ein Erpel in dem Graben ein und schnattert zwischen dem Gekräut umher. Die Krähe, die sonst selbst den Bussard belästigt, tut so, als gingen sie die beiden nichts an, und ruhig steht in der Wiese der Kiebitz. Der Rohrammer bleibt auf dem Weidenbusche sitzen und singt weiter, auf dem grauen Gebälke des Wehres hüpft der Zaunkönig umher, die Bachstelze trippelt auf dem Damme herum und die Bekassine

Steenhuizen. *Naardermeer bei Amsterdam, Juli 1[illegible]*

Nahezu flügge Kornweihen im Nest.

lockt unverdrossen weiter. Solange die Sonne hoch und die Luft klar ist, braucht der die Weihe nicht zu fürchten, der helle Augen und flinke Flügel hat oder rechtzeitig sein Schlupfloch im Damme oder des Forstbusches Gewirr zu erreichen weiß. Und jetzt, wo die Weihen beim wilden, lauten Liebesspiele sind, da weiß jeder Vogel im Bruche, daß sie dann so ungefährlich sind, wie der Ammer auf dem Weidenbusche und der Zaunkönig auf dem Balkenwerke.

Wenn aber der Birkhahn sein Abendbalzlied anstimmt, wenn die Moureule ihren Raubflug beginnt, der Bock aus der Dickung tritt und der Fuchs den Damm entlang schleicht, wenn die Nebel die Forstbüsche umquellen, dann wird aus dem lichten Gaukler der bleiche Mörder. Mit leisem Eulenfluge schwebt er dicht über den Boden und seine gelben Augen erspähen das Mäuschen im Grase, den Pieper im Moose, die Lerche im Heidkraut. Die langen, gelben Füße sind blitzschnell, die Zehen totsicher, die Krallen dolchspitz, sie greifen niemals vorbei und was sie fassen, das halten sie fest. Und alles ist ihnen recht, was da lebt und webt, ganz gleich, ob es Federn oder Haar, Schuppe oder Schild, nackte Haut oder harten Panzer trägt.

Die Lerche auf dem Neſt muß ſterben und ihre Eier wandern heil und ganz hinein in den Schlund, zu dem Schwimmkäfer, der auf dem Seeroſenblatte zum Fluge die Schwingen reckte, zu der Spitzmaus, die über den Fußſteig huſchte, zu der Blindſchleiche, die im Mooſe kroch, zu der Grille, die ihr Liedchen fiedelte. Es iſt eine böſe Zeit, die Stunde nach dem Verſchwinden der Sonne, und erſt, wenn der Himmel dunkel und das Bruch hell vom Nebel wird, haben die kleinen Tiere vor der Weihe Frieden.

Wenn aber die Sonne über die Geeſt ſteigt und dem dunkeln Walde Gold in die Locken ſtreut, für die Birkhähne die ſtille Stunde und für die Bekaſſinen die Schlafenszeit kommt, wenn die Krähe quarrend durch den Nebel rudert und der Schwarzſpecht ſein Höllenlachen losläßt, die Kraniche ihr Trompetenduett beginnen und der Brachvogel dazu die Flöte ſpielt und die Mooreule zum letzten Male ſich meckernd aus der Höhe wirft, dann iſt der bleiche Mordvogel wieder da und langt die Lerche aus der taufeuchten Heide und den Moorfroſch vom naſſen Moospolſter, knickt den Pieper und würgt die Wühlmaus, bis die Sonne den Nebel verjagte und das Moor mit Diamanten und die Birken mit Smaragden beſtreut und aus dem bleichen Mörder wieder den lichten Gaukler macht, der mit weichem Liebesfluge und hartem Schrei dem Bruche wunderbare Reize verleiht. Dann ſpielen hier über der Wieſe und dort an dem Bache und da über dem Porſte und drüben vor dem Walde die Paare in der Luft, ſilbern das Männchen, goldig das Weibchen, und der Menſch, der Augen hat zu ſehen, dem lacht das Herz im Leibe und er weiß, daß den Begriff vom nützlichen und ſchädlichen Vogel ein Mann erfunden hat, der ſtatt Blut Waſſer in den Adern hatte und ſtatt der Augen ein Paar Brillengläſer im Geſichte.

Es iſt ja unglaublich viel an Kleingetier, das ein Weihenpaar umbringt, und hat es erſt für ſeine Brut zu ſorgen, ſo ſchleppt es Unmaſſen von Jungvögeln nach dem ſtruppigen Horſte im Wirrwarr der Porſtbüſche und den gierhalſigen Jungen ſpeit es im Laufe des Vorſommers Hunderte von Vogeleiern vor. Aber das Bruch wimmelt jahraus, jahrein von Vögeln, obzwar mehr als zwanzig Weihenpaare jeden Tag dort jagen, und die Feldhühner nehmen von Sommer zu Sommer zu.

Die Welt iſt ſo arm geworden an ſchönem und großem Raubgeflügel, aber immer noch gibt es Gemütskrüppel, denen die Welt noch viel zu bunt iſt, und damit ſie bald langweilig und öde werde, wie ſie ſelber, ſagen und ſchreiben ſie unentwegt von der Schädlichkeit der Weihe und finden immer noch Narren, die es ihnen glauben.

Wer aber rotes Blut im Leibe und blanke Augen im Kopfe hat, der gönnt der Weihe die Lerche und den Ammer, das Feldhühnchen und den Junghaſen, denn davon gibt es mehr als genug.

Der graue Steinschmätzer.

Von Martin Braeß.

Die Ackerfurchen strömen kräftigen Erdgeruch aus. Weit dehnt sich die violettbraune Fläche; sie steigt in der Ferne zur halben Höhe des Hügels empor, der von Buschwerk und einigen Bäumen gekrönt wird. An der Seite des Hügels, rötlich schimmernd, ein Steinbruch; dürftige Birken schauen vom Rand in die Tiefe hinab. Das erste Lenzgrün liegt nur wie ein sanfter Hauch über ihrem zarten Geäst; um so üppiger sproßt die Wintersaat auf den Feldern, die links und rechts an den Sturzacker grenzen.

Ein Vogel hat auf einem Grenzstein Posto gefaßt; er knixt und bewegt wippend das Schwänzchen. Nun schaut er sich um, in gestreckter, aufrechter Haltung, den Schwanz nach unten geneigt, ganz anders als die Bachstelze sitzt, mit der sein Gefieder in den Farben einige Ähnlichkeit hat; denn es ist auffallend hell. Oberkopf, Nacken, Schultern und der ganze Rücken gleichmäßig aschgrau, die Unterseite weißlich mit rostgelbem Anflug, dunkle Schwingen und als besonderer Schmuck jederseits ein breiter samtschwarzer Zügel, der sich von der Schnabelwurzel übers Auge fast bis an den Hinterkopf zieht. Das eigentümlichste aber ist doch das Schwänzchen: glänzendes Schwarz und schneeiges Weiß, so verteilt, daß das Weiß des Bürzels sich noch auf zwei Drittel der Schwanzlänge erstreckt, nur in der Mitte vor den ganz schwarzen Fächerfedern zurückweichend.

Steinschmätzer hat man den Vogel genannt, weil er gern ausgedehnte Steinbruchs- oder Bergwerkshalden, Schluchten und Hohlwege mit Felsenwänden, steinige Flußufer, Klippen am Meeresstrand, mit Steinmauern befestigte Weinbergsgehänge, Äcker mit Feldsteinhaufen und ähnliche Orte zum Aufenthalt wählt. Jetzt ist er eben von der Reise zurück; Ende März, Anfang April wählt er zum Ankunftstermin. Vielleicht ist er zusammen mit seinem Weibchen gereist, das sich jetzt neben ihm zeigt; wie ein Fetzen weißen Papiers, das der Wind über den Erdboden treibt, wie eine Gänsefeder kam es geflogen. Mit lebhaftem Lockton wird es empfangen, und nun schwatzen und tändeln die beiden, von Scholle zu Scholle flatternd, von Stein zu Stein einander verfolgend. Das Männchen beginnt ab und zu einen kurzen Gesang; an die weiße Bachstelze erinnert's oder an Braunkehlchens Lied. Viel ist nicht daran, und auch der kleine Sänger betrachtet seine Leistung nicht gerade als Kunst, sonst würde er die Fliege unbeachtet lassen, die dort herbeisummt. Aber sein Liedchen trällernd,

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Steinschmätzermännchen am Nest.

fliegt er ihr entgegen, schnappt sie aus freier Luft weg und verschlingt sie, ohne sich im Gesang unterbrechen zu lassen; ein wirklicher Künstler singt und ißt nicht zugleich. Und doch in öder, einsamer Gegend findet auch Steinschmätzers rauhe Strophe einen Widerhall in jedem empfänglichen Gemüt.

Einen geeigneten Brutplatz suchen die Steinschmätzer bald nach ihrer Rückkehr auf; denn es scheint, sie kommen bereits gepaart in der nördlichen Heimat an. Unser Pärchen weiß, wo es seine Wohnung aufschlagen will; schon im vorigen Jahr brütete es in dem verlassenen Granitbruch an der einen Seite des Hügels, der sich aus den Feldern erhebt, und an der bewährten alten Wohnstätte hält man gern fest. Aber mit dem Nestbau hat es noch gute Weile. Die Flitterwochen wollen die Vögel in Lust und Frohsinn genießen. Flüchtig durchstreifen sie die nähere und weitere Umgebung ihrer künftigen Wohnstätte, überall kurze Zeit weilend, auf jedem auffälligen Stein, auf jedem Chausseehaufen Platz nehmend. Stets ein Bückling, ein schnalzender Ton, ein Wippen des Schwanzes beim Niederlassen sowohl wie beim Abflug. Hurtig und geschickt in jeder Bewegung. Auf dem Boden hüpfen die schlanken, hohen Läufe so schnell, daß es wie ein eiliger Lauf scheint, den Bachstelzen gleich; jedes Hindernis wird im Sturme genommen, und der flachbogige Flug geht pfeilschnell dahin, fast immer dicht über der Erde.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Steinschmätzerweibchen am Nest.

Nur wenn die Liebe erwacht ist, vergessen die Vögel oft solche Vorsicht. Singend steigt das Männchen von seinem Lieblingsplatz einige Meter in schiefer Richtung empor, wie es der Baumpieper macht, und stürzt sich dann schnell in eigentümlicher Schwenkung wieder nach dem Plätzchen oder einem andern Sitzpunkt herab. Es zeigt seine ganze Schönheit dabei, den gespreizten schwarz-weißen Schwanzfächer und den schneeigen Bürzel; ja manchmal treibt es den Balzflug so toll, daß es sich in der Luft überschlägt. Dann gleicht es ganz einem Fetzen weißen Linnens, den ein Windstoß gepackt hat. Von andern Kleinvögeln mögen die beiden nichts wissen; namentlich dulden sie kein zweites Pärchen in ihrer Nähe. Auch mit andern Vögeln ist Zank und Streit an der Tagesordnung; aber schließlich meint man's doch nicht so ernst, und gönnt dem Bachstelzenpärchen ein Plätzchen unfern des eigenen Nestes.

Der Mai ist gekommen; da heißt es endlich: an's Werk! Über den Platz sind die beiden längst einig: eine Felsenspalte im Steinbruch. Der Eingang ist weiter, als man ihn braucht; aber die tiefe, ein wenig aufwärts führende Spalte verengt sich nach innen. Hier wird das Weibchen ruhig brüten, ungefährdet werden die Jungen aufwachsen; keiner ahnt, daß in dem starren Granit ein Mutterherz schlägt und kleine Wesen fröhlichem Leben entgegenträumen.

20*

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1906.*

Steinschmätzerweibchen mit Futter im Schnabel.

Höhlenbrüter haben es immer leicht mit dem Nestbau; sie brauchen nicht ängstlich abzuzirkeln, nicht künstlich die Wandung der Kinderwiege zu flechten. Wenn auch hier ein paar Grasblätter oder Halme wirr herausragen, dort helle Federn von Tauben oder Gänsen sich vordrängen, was schadet's in der dunkeln Höhle; das Nest im Hintergrund des über Fuß langen Spaltes sieht doch kein unberufener Blick. So ist es nicht gerade ein Kunstbau; aber die locker ineinander geschobenen Würzelchen, die trocknen Stengel und Blätter füllen den Raum zwischen den Felswänden zweckmäßig aus, und die Pflanzenwolle, die Distelflocken, die Hasen-, Kälber-, Pferdehaare, Federn vom Rebhuhn, von Tauben und anderm Geflügel bilden inmitten des wirren Haufens ein warmes, weiches Polster.

In solch verborgenem Nestchen liegen fünf oder sechs Eier, ausnahmsweise auch einmal sieben. Licht blaugrün sehen sie aus, sanft grünspanfarbig mit mattem Glanz, in den meisten Fällen fleckenlos, nur ausnahmsweise mit winzigen rostbraunen Pünktchen gezeichnet. Hier in der finstern Höhle ist diese ausgesprochene Schutzfärbung der Eier allerdings ohne jede Bedeutung; da würde auch eine weiße Kalkschale genügen. Aber es steht nicht jedes Steinschmätzernest in einer so völlig abgeschlossenen lichtlosen Höhle, wenn es auch wohl immer von oben her gut überdacht ist, und dann, wer weiß, ob nicht vor Zeiten auch der Steinschmätzer wie sein Verwandter, das Braunkehlchen, zwischen dem grünen Gras sein Nest baute; die Farbe seiner

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Steinſchmätzermännchen am Neſt.

Eier würde ja ſo gut dazu paſſen. Gelegentlich findet ſich wohl auch ein Steinſchmätzerneſt in einem tiefen alten Fahrgleis oder unter einem Stamme, unter einem bemoſten hohlliegenden Stein — von der Seite ſind die Eier dann ganz gut zu ſehen; aber durch Schaden gewitzigt, ſuchen die meiſten, wenigſtens die älteren erfahrenen Pärchen, ein etwas ſichereres Aſyl auf, wenn nicht eine Spalte im anſtehenden Felſen, ſo doch ein Loch in der baufälligen Granitmauer des einſamen Friedhofs, einen Winkel in einem Holzſtoß, Vertiefungen in den Wänden von Ton- oder Lehmgruben, oder ſie benutzen den Unterſchlupf, den ſich ehemals irgendein anderes Tier, Vogel oder Vierfüßler, gegraben hat, den Bergwerksſtollen der Uferſchwalbe, wenn er nicht gar zu eng iſt, den Kaninchenbau, ein Mauſeloch und dergl. Die Schutzfarbe der Eierſchalen iſt noch geblieben; die Einrichtungen des Körpers und ſeine phyſiologiſchen Funktionen ändern ja nicht ſo ſchnell ab, wie die wechſelnden Gebräuche und Sitten.

Das Weibchen brütet allein, 14 Tage lang, wie die meiſten Vögel von ähnlicher Größe. Oft ſitzt das Männchen auf irgendeinem hervorragenden Plätzchen, faſt immer auf Steinen, und trällert ſein Liedchen. Dabei hält der wachſame Vogel ſtets Umſchau und meldet mit ſchnalzendem „tack tack“ und nervöſem Knickſen jede Gefahr, denn Steinſchmätzer ſind von Natur ſehr ängſtliche Vögel. Auch dem Menſchen trauen ſie nicht, am wenigſten in der Nähe des Neſtes. An der Landſtraße fliehen ſie mehr ſpielend vor ihm, wie

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1909.*

Steinschmätzerweibchen auf einem Holzstoß.

Bachstelzen oder Goldammern, immer von einem Steinhaufen zum andern; an der Brutstätte aber fliegen sie eiligst von dem Sitzplatz herab, unten am Boden hin und schwingen sich dann zu der Kluft empor, die das Nest birgt, wo sie im Dunkel verschwinden. Ist's aber ein schleichender Marder, eine Katze oder auch nur ein kleines Wiesel, so kennt ihre Angst keine Grenze; sie umkreisen den Räuber und stoßen scheinbar nach ihm, und manchmal mag's sein, daß er sich wieder zurückzieht, oft aber werden Eier oder Nestjunge diesen Hauptfeinden der Steinschmätzer zur Beute.

Die folgenden Wochen sind den ausgeschlüpften Jungen gewidmet. Zwischen den Steinen der Halden, an den Blättern der jungen Kohlstauden auf dem Acker, am grasigen Feldrain, überall gibt's Insekten, Käfer und ihre Larven, Raupen vom Weißling, Fliegen, Kleinschmetterlinge, außerdem Spinnen der verschiedensten Art. Sobald man etwas erwischt hat, geht's hurtig hinein zu den Jungen; die sind stets dankbare Abnehmer. Oft sitzt das Männchen auf einem Steinblock, das mehr rötlichgrau, viel unreiner und weniger lebhaft gefärbte Weibchen nicht weit davon auf einem höheren Pfahl, beide voll Erwartung, ob sich nicht etwas am Boden bewegt. Schnell fliegen sie dann hin und nehmen es auf. Die Kunst des Fliegenschnäppers

W. Wilson. *Skipton in Craven (Yorkshire), Juni 1906.*

Junge Steinschmätzer.

und Rotschwänzchens versteht der Steinschmätzer gleichfalls; das vorüberfliegende Insekt fängt er von seinem Sitzplatz mit gewandter Schwenkung im Fluge. Auch wenn sie Niederjagd treiben und gar eilig auf kahlen, ebenen Flächen oder auf kurzem Rasen scheinbar mehr rennen, als hüpfen, flattern sie jeden Augenblick den fliegenden Insekten in kurzem Flug nach.

In der zweiten Hälfte des Juni sind die Jungen flügge. In ihrem ersten Jugendkleidchen gleichen die Kinder den Eltern nur wenig. Alle oberen Teile sind matt rostgrau mit gelblichen Schaftstrichen und graubraunen Endkanten der einzelnen Federn, die Unterseite aber erscheint auf gelblichweißem Grunde braungrau gefleckt oder geschuppt. Der Schwanz trägt schon die charakteristische Farbenzusammenstellung, wenn auch noch nicht in voller Schönheit, und auch die dunkeln Zügel im Gesicht sind bereits durch braune Federchen angedeutet. Im August mausern die Jungvögel, dann wird ihr Kleidchen dem der Mutter sehr ähnlich. Auch die Alten bekommen um diese Zeit ihr Herbstgewand, dessen frische Farben den Vögeln ungemein gut stehen.

Schon Ende August denken die Steinschmätzer an die bevorstehende Herbstreise. Ihrer Unruhe merkt man es an; in der Nähe des Nistplatzes weilen sie nur noch selten, sondern unternehmen immer weitere Ausflüge.

M. Behr. *Amrum, Juni 1907.*

Vier junge Steinschmätzer in einer — geöffneten — Karnickelröhre.

Eines Morgens in den ersten Tagen des Herbstmonds sind sie verschwunden. Familienweise ziehen sie zu nächtlicher Stunde. Weit, weit geht die Reise; denn man trifft während des nördlichen Winters den grauen Steinschmätzer selbst in den Äquatorgegenden Afrikas an; die im nördlichen Asien heimischen ziehen nach Indien, und die Brutvögel des nordöstlichen Amerikas und Grönlands südwärts bis nach den Bermuda-Inseln. Der Vogel ist zirkumpolar über fast alle nördlicheren Gebiete der Erde verbreitet, und wenn er auch für Deutschland zu den Arten gehört, die schon im Hochsommer der Heimat wieder Lebewohl sagen, so scheint er sich doch gerade in nördlicheren Ländern ganz besonders wohl zu fühlen. Auf den friesischen Inseln ist er sehr häufig, besonders auf Borkum, wo ihn jedes Kind kennt; denn er baut hier sein Nest gern unter die niedrigen Abdächer der kleinen Insulanerhäuschen, zwischen das aufgestapelte Brennholz, oder benutzt in den einsamen Dünen Kaninchenhöhlen oder jedes andere Loch. Auch teilt er mit der Bachstelze die Vorliebe für alte Konservenbüchsen, die auf Schuttabladestellen in Massen umherliegen. Ebenso häufig bewohnt der Steinschmätzer die Küsten und Inseln der Ostsee. In den

Klippen auf Bornholm, an deren Fuß brandend das Meer kocht, haust er in großer Menge; auch belebt er in stattlicher Anzahl die einsamen Landschaften der skandinavischen Länder, die Fjords der Westküste und die Fjelde im Innern Norwegens bis zum höchsten Norden hinauf. In welcher Menge die Vögel dort hausen, das beweist ihr Rückzug im Herbst, wenn sie an den deutschen Küsten oder den vorgelagerten Inseln rasten. Gegen Mitte August bemerkt man die ersten Reisenden, ausschließlich Jungvögel in braunem Kleide; bald aber nimmt die Zahl der jungen und alten Steinschmätzer so zu, daß große Strecken, ja ganze Inseln geradezu mit diesen Vögeln übersät sind.

Auch auf Island gehört der Steinschmätzer stellenweise zu den recht häufigen Brutvögeln, sowohl in den Berglandschaften mit den Steilfelsen und Geröllfeldern — selbst dicht unter der Schneegrenze baut er am öden Gebirgsgipfel sein Nest — wie auch unmittelbar am Strand oder im fruchtbaren Flachlande. Von hier scheinen die Vögel im Herbst über die Färöer und Shetlandinseln, über Großbritannien, Frankreich und Spanien nach Westafrika zu ziehen. Am weitesten polwärts dringen aber die grönländischen Steinschmätzer vor; denn man hat sie an der Westküste der Insel noch unter 73° brütend gefunden, ja an der Ostküste kommen sie bis 75° sogar außerordentlich zahlreich vor. Sie gehören der amerikanischen Form an, die eine Spur größer ist, als unsre mitteleuropäische. Und wie der Norden den Steinschmätzer nicht schreckt, so siedelt er sich auch in den höchsten Gebirgen mit Vorliebe an. In den Alpen, in den Karpaten baut er sein Nest zwischen dem Schuttgeröll, oft hoch über der Baumgrenze, und im Kaukasus hat man ihn noch bei ungefähr 3000 Meter Meereshöhe gefunden.

A. Taylor. *Whalley (Lancaster), Juli 1908.*

Sperberpärchen am Horst.

Der Sperber.

Von Hermann Löns.

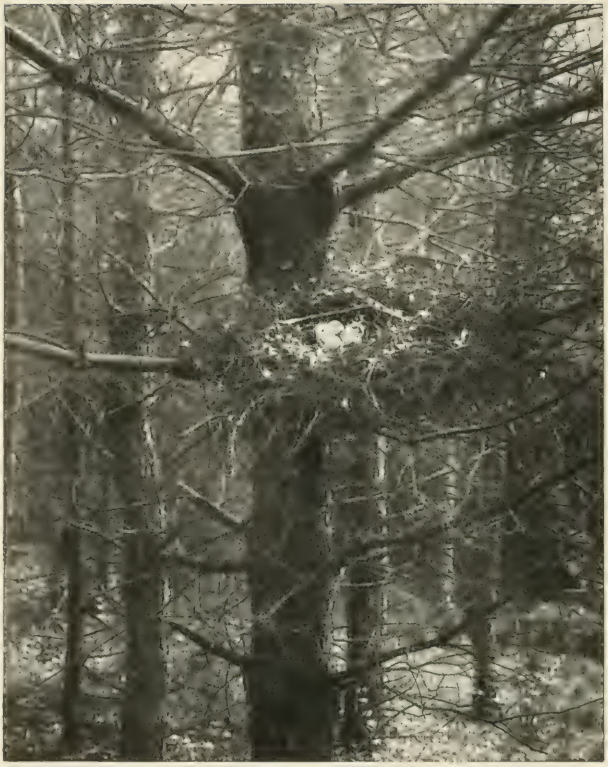
Auf der einen Seite der großen Stadt zieht sich ein großer, schön gepflegter, nach der Stadt zu in bunte Anlagen umgewandelter Wald mit viel Unterholz, buschigen Blößen, Gräben, Teichen und künstlichen Bachläufen hin.

Auf der anderen Seite der Stadt liegt rechts und links neben dem Flusse ein ausgedehntes, teilweise parkartig behandeltes, mit alten hohen Pappeln und Weiden bestandenes Wiesengelände, in dem zwischen künstlichen, von buntem Alpengeblüme überwucherten Felsen künstliche, buchtenreiche Teiche liegen.

In dem Walde sind eine Anzahl Kaffeewirtschaften. In einer davon sitzt ein Brautpaar, macht sich verliebte Augen und freut sich über ein Buchfinkenpaar, das vor ihnen zwischen den Tassen herumhüpft und die Kuchenkrümchen aufpickt. Plötzlich schreit irgendwo eine Amsel auf, in demselben Augenblicke ducken sich die Buchfinken zum Abfliegen, aber da huscht auch schon ein braunes Ding über den Tisch, greift fast gleichzeitig die beiden Finken und ehe Braut und Bräutigam den Vorgang recht begriffen haben, ist das braune Ding mit den Vögelchen schon verschwunden.

Just zu derselben Zeit sitzen zwei ältere Herren mit ihren Eheliebsten auf einer Bank in den Anlagen jenseits der Stadt, freuen sich über die buntblühenden Alpenpflanzen auf den von der Sonne bestrahlten Kalkfelsen und sehen einem Amselhahne zu, der mit einem gewaltigen Aufwande von hastigen Bewegungen am Rande des Teiches herumstochert. Da kommt ein braunes Ding dicht vor den vier Leutchen vorbeigefegt, saust auf die Amsel zu, packt sie und fliegt damit über den Teich.

Sowohl der glückliche Bräutigam wie einer der beiden alten Herren sind Mitglieder des Vogelschutzvereins und schreiben eine Karte an die Zeitung, in der sie den Vorfall schildern und von dem Vogelschutzverein verlangen, daß er die Ausrottung der Räuber veranlasse. Und wie es meist so ist, regnet es derartige Einsendungen und der Redakteur weiß schließlich nicht, wo er mit den Nachrichten über die Untaten des Sperberpaares bleiben soll. Vorgestern wurde ihm gemeldet, daß ein Sperber in der Mitte der Stadt aus dem Garten eines Cafés einen Spatzen gegriffen habe, gestern kommt ein Brief, in dem ausführlich dargestellt wird, wie ein Sperber vor dem Fenster einer Schule einen Rotschwanz fortfing, heute liegen drei Karten mit ähnlichen Meldungen vor, nur daß die Opfer ein Grünfink, ein Buchfink und eine Singdrossel waren, die an belebten Plätzen vor den Füßen der



W. Wilson. *Barden (Yorkshire), Mai 1906.*

Sperberhorst mit Gelege.

Spaziergänger geschlagen wurden, und zuletzt erscheint ein Mann und erzählt lang und breit, ein Raubvogel sei durch das eine offene Fenster in das Zimmer gekommen, habe ihm einen fingerzahmen Wellensittich von der Schulter genommen und sei durch das andere Fenster damit verschwunden.

Der Vogelschutzverein setzt einen Preis auf die Köpfe der Sperber aus und die städtischen Waldwärter geben sich die größte Mühe, die Gaudiebe zu erwischen; es gelingt ihnen aber weder, sie selbst zu erwischen, noch den Horst ausfindig zu machen. Es haben sich nämlich ein Sperbermännchen und ein Weibchen zusammengefunden, die mit dem Großstadtleben so vertraut sind, daß sie ganz genau wissen, wie man sich zu verhalten hat, daß man am ungestörtesten da raubt, wo es von Menschen wimmelt, am sichersten da schläft, wo die Räder und Wagen und Automobile einherflitzen und -rasseln und -donnern, und daß man seinen Horst dort am besten baut, wo recht viele Verbotstafeln im Walde stehen.

R. Kearton. *Westmorland, Juni 1907.*

Alter Sperber am Horst mit Jungen.

So gut sind die Sperber mit dem Großstadtleben vertraut, daß sie den milden Winter über im Lande blieben und gar nicht daran dachten, sich den Gefahren einer Südlands- oder gar Afrikafahrt auszusetzen. Spatzen gibt es in und bei der großen Stadt massenhaft, und Schwarzdrosseln nicht wenig. Rund um die Stadt herum lebten Gold- und Grauammern, Grünlinge, Hänflinge, Stieglitze, und im Walde und in den Gärten waren genug Buchfinken zurückgeblieben. Ab und zu kamen Flüge nordischer Drosseln und Bergfinken durch, auch Kreuzschnäbel und Kernbeißer, und an Meisen, Kleibern, Baumläufern und Goldhähnchen mangelte es nie. Zudem barg der Wald viele Häher und viele vom Norden zugereiste Ringeltauben. Und was das Beste war, überall waren Futterplätze angelegt, und da hüpfte und schlüpfte und schwirrte es den ganzen Tag und auch Mäuse fanden sich stets ein. So konnten die Sperber recht bequem leben.

Vor den Menschen hatten sie gar keine Angst. Wenn auch eine ganze

Familie hinter dem Fenster stand und sich über all das bunte Volk freute, das sich auf dem Futterbrette vor dem Fenster gütlich tat, das war den Sperbern gleich. Unverschämt, wie sie waren, strichen sie an den Hausfronten entlang, vermieden klug die elektrischen Leitungsdrähte und holten sich von dem Futterbrette den Spatzen oder die Meise oder was es sonst gerade gab. So klug waren sie schon, daß sie nicht Tag für Tag dieselben Stellen besuchten. Drei Tage lang hintereinander raubten sie auf diesem Platze oder in jenem Garten, und dann verlegten sie ihre Raubzüge in eine andere Ecke. Da niemand nach ihnen schoß, denn in der Stadt ging das nicht und im Stadtwalde auch nicht, so wurden sie täglich frecher.

Ausgerechnet der Vorsitzende des Vogelschutzvereins, dessen vogelliebes Herz sich auf alles erstreckte, was ungefähr zu den Singvögeln gehörte, selbst auf die Spatzen, mußte es sein, der folgenden Streich mit ansah. Er stand mit der langen Pfeife in seinem Garten und sah den Spatzen zu, die mit viel Eifer einen Pferdeapfel auf unverdaute Haferkörner untersuchten. Plötzlich schreien die Spatzen und fliegen durch das eiserne Gitter in seinen Garten. Vor dem Gitter flattert der Sperber hin und her, rutscht an dem Gitter herunter, greift hindurch und zieht in demselben Augenblicke ab, wie der entrüstete Vogelfreund nach ihm mit der Pfeife schlug, was dem Sperber gar nichts, Pfeifenkopf und Abguß aber sehr viel Schaden brachte.

Wutentbrannt berief er eine außerordentliche Hauptversammlung des Vereines, verbreitete sich des langen über den Sperber oder Finkenhabicht, auch Stößer genannt, im allgemeinen und unter Vorlesung der Zeitungsausschnitte über das städtische Sperberpaar im besonderen, schilderte mit glühenden Farben und unter starker Entrüstung den Vorfall, der sich vor seinen, des Vorsitzenden, Augen in der letzten Woche abspielte, stichelte ziemlich deutlich unter dem Beifalle der Versammlung gegen die städtischen Forstbeamten, die dem Unwesen nicht zu steuern imstande wären, und richtete an sämtliche Vereinsmitglieder die dringliche Aufforderung, den Horst des Sperberpaares ausfindig zu machen, damit man die Alten beim Horst abschießen oder auf ihm mit dem Nestgarn fangen könne.

Am untersten Ende der langen Tafel saß ein langer, dürrer Mann mit verschossenem Schnurrbart, blätterte in aufgelegten Zeitschriften und grinste, als der Vorsitzende schloß, ziemlich schmutzig in sein Bierglas hinein. Er wußte, wo die Sperber horsteten, wußte sogar im Stadtwalde zwei Horste und weiterhin mehrere, machte aber keineswegs den Mund auf und teilte seine Wissenschaft mit, sondern rauchte langsam und besonnen an seiner Zigarre und dachte dabei: „Das möchtet ihr wohl, meine Herrschaften! Nicht genug, daß ihr Stare im Großbetriebe züchtet, so daß alle andern Höhlenbrüter allmählich vor ihnen verschwinden, und über die Amseln, diese Salatzerreißer und Eierzerpicker, eure Hände haltet, und euch entrüstet, wenn ein Junge

Stephainsky. *Jägerhaus Tilsit.*

Sperber mit geſchlagenem Rotſchwanz. Sichernd und kröpfend.

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juli 1908.*

Sperberweibchen auf Kiefer.

einen Spatzen mit der Gummischleuder erlegt, und neulich sogar eine Protestresolution gegen meinen Freund Waldkauz faßtet, weil bei seinem Brutbaume Amselfedern gefunden waren, wollt ihr auch meinen Freunden, den Sperbern, zu Leibe, die brav dafür sorgen, daß die Spatzen, Stare und Amseln sich nicht noch mehr vervielfältigen, als es ohnehin schon der Fall ist. Und wenn sie auch Buchfinken mögen und Lerchen und Goldammern, von denen ist ja auch ein reichlicher Vorrat." Aus diesen Erwägungen heraus beschloß er, seine Kenntnis für sich zu behalten.

Am anderen Tage, es war ein Sonntag, saß er in aller Frühe dort, wo ringsum im Stadtwalde die Verbotstafeln stehen, gut gedeckt in der Krone einer Eiche und rauchte seine Zigarre. Dreißig Schritte vor ihm erhoben sich, von dichtbelaubten Eichen versteckt, zwei Fichten, eng beieinanderstehend. Zwischen ihnen saß ein unordentlich aussehender Horst. Daraus kamen ab und zu zwei, drei, auch vier wollige Köpfchen, die leise gierten. Dann und wann schwebte ein brauner Schatten heran, lockte mit leisem „Ki-ki-ki", fußte auf dem Horstrande und ließ etwas fallen, und dann ging im Horste

Stephainsky. *Jägerhaus Tillowitz, Ober-Schl., Juni 1908.*

Brütendes Sperberweibchen. Bei großer Hitze den Schnabel öffnend.

ein eifriges Zerren los. Mit seinem Glase konnte der Mann genau erkennen, was die alten Sperber ihrer Brut zutrugen. Zu allermeist waren es Spatzen; dann kamen Buchfinken, ab und zu auch Amseln, hin und wieder eine Meise oder ein anderer Kleinvogel, und mitunter auch eine Maus.

Sehr vorsichtig und heimlich waren die Alten, und auch die Jungen gierten nur ganz leise. Im Frühling hatte der Mann das Sperberpaar bei seinem Minnespiele oft beobachtet. So frech es sonst war, jetzt benahm es sich sehr scheu. Nur dort, wo höchstens einmal die Forstwärter hinkamen, trieben sie sich, und dort riefen sie sich, aber viel leiser, als in den Heidwäldern und Berghölzern, klang ihr weiches, verliebtes „J-üh", und niemals fiel es ihnen ein, wie in den stillen Heiden, über dem Bestande zu kreisen. Es waren eben ganz andere Vögel geworden, diese Großstadtsperber, das sah man ihnen schon am Federkleide an. Da war kein schieferblauer Rücken, keine rostrote Weiche, keine weiße, gebänderte Brust zu sehen; das Schlafen auf den verrußten, angeräucherten Bäumen hatte ihr Gefieder tiefgraubraun gefärbt, ganz so wie das ihrer Hauptbeute, der Spatzen.

Am Nachmittage radelte der Mann weit vor die Stadt hinaus, bis in eine hohe Heide, die an eine üppige Bachmarsch stieß. Er schob sein Rad in einen Busch und trat vorsichtig in einen dürren Kiefernstangenort, bis er in dessen Mitte war. Dort duckte er sich in einen alten, breiten Wacholderbusch, steckte sich seine Zigarre an, legte sein Glas zurecht und sah den Haubenmeisen zu, die vor ihm im Geäste herumschlüpften, und richtete ab und zu sein Glas in die Krone einer schlanken jungen Kiefer, in der ein alter Krähenhorst stand, aus der ab und zu ein lautes Gieren erklang. Ein helles, weitschallendes „Kikikiki" meldete ihm die Ankunft eines alten Sperbers. Lauter wurde das Gieren in dem Krähenhorste. Da fußte auch schon das Sperberweibchen auf einem Aste, eine Maus in dem einen Griffe haltend. Schön blaugrau war das Weibchen, und der rostrote Anflug an den Weichen bewies, daß es ein altes Stück war. Einen Augenblick spähte es umher, dann schwang es sich auf den Horst, verweilte einen Augenblick und strich wieder ab. Fast in demselben Augenblicke klang das „Kikiki" wieder, nur dünner, und das Männchen, ein schmuckes Ding mit hellfuchsroter Unterseite und schön blauem Obergefieder, hakte auf einem Aste auf, äugte umher und warf seiner Brut den Grünling hin, den es in den Klauen hielt.

Noch manches Mal saß der Mann in der Krone der Eiche im Stadtwalde und in dem Wacholderbusche in dem Kiefernstangenorte und beobachtete die beiden Sperberfamilien, die mißfarbigen, schwarzen, beim Horste heimlichen Großstadtsperber, und ihre Gegenstücke, die schmucken, bunten, am Horste sich ganz anders gebärdenden Heidsperber. Als die Brut im Stadtwalde beflogen war, da merkte kein Förster, kein Spaziergänger etwas davon, daß hier fünf Jungsperber Unterricht im Rauben bekamen; im fernen Heidwalde dagegen ging es laut genug her, und das „Gäggäggäg" und „Kikikiki" wollte den ganzen Tag über kein Ende nehmen.

Als aber der Spätherbst herankam, verschwanden die Sperber aus der Heide, und auch die Jungsperber im Stadtwalde verließen ihre Heimat und zogen dem Süden zu. Der alte rußige Sperberhahn und sein noch rußigeres Weibchen aber blieben ihrem Walde getreu, brachten nach wie vor Entsetzen über die Spatzen und Amseln der Stadt.

War es schlechtes Wetter, dann hockte das eine hier an einer Brandmauer und wartete, bis ein Spatz in die Nähe kam, und das andere lauerte irgendwo anders auf einem versteckten Balkonsimse oder hinter einem Schornsteine, und als der Frühling kam, sahen beide eher wie Dohlen, denn wie Finkenhabichte aus. Auch die Mauser brachte ihnen kein bunteres Kleid; Ruß und Rauch färbten die neuen Federn bald ebenso schwarzgrau, wie die alten.

An einem abscheulichen Tage, wo es vom Himmel schneite, was da nur herunterwollte, so daß selbst die Spatzen schon am Nachmittage in ihre Löcher krochen, saß das Männchen hungrig mit eingezogenem Kopfe auf dem Dache

Junger Sperber.

W. Farren. *Cambridge, Juli 1904.*

Sperber. Dunenjunge im Neſt.

des Vogelhauſes im Zoologiſchen Garten und machte lange Augen nach den Finken, Droſſeln und Amſeln, die unter ihm um den Futternapf herumhüpften. Da entdeckte es, daß an einer Stelle das Drahtgitter ein ſchmales Loch hatte. Es trippelte näher, zwängte erſt den Kopf, dann den Leib durch die Ritze, und während die Vögel entſetzlich ſchrien, ſchlüpfte es in den Käfig und hub ein großes Schlachten an. Dann, als es nichts mehr zu morden gab, ſchwang es ſich auf den Mauervorſprung in der dunkelſten Ecke unter dem Dache und ſchlief mit ſchlechtem, aber ruhigem Gewiſſen ein.

Als es hell wurde, langte es ſich einige Vögel und kröpfte ſie in ſeinem Dachverſtecke. Der Wärter machte ganz runde Augen, als er die Beſcherung ſah, und er bat den Direktor herbei. Man ſah das Loch in der Decke und ſchloß auf einen Marder. Die große Türe wurde aufgeſchloſſen, der Wärter öffnete ſie und wollte gerade in den Käfig treten, da flog der Sperber, nicht ohne den Kernbeißer, mit dem er beſchäftigt war, mitzunehmen, an ihm vorbei und vier erſtaunte Menſchenaugen ſahen ihm nach.

Dem Weibchen, das viel ſtärker als das Männchen war, wurden mit der Zeit die Spatzen langweilig und es ſah ſich nach lohnenderer Beute um. So hielt es ſich in der Nähe der Taubenſchläge auf einem Schornſteine verſteckt und wartete, bis die Tauben ſich irgendwo niederließen. Und dann fing es eine, ſchleppte ſie hinter einen Schornſtein und rupfte ſie in Muße.

Gelang ihm der Fang nicht, retteten sich die Tauben in den Schlag, so war es frech genug, auf dem Trittbrett aufzublocken und sich zu Fuß in den Schlag zu begeben und alle Tauben, bis auf eine, die es griff, hinauszutreiben. In anderthalb Dutzend Taubenschläge wagten sich nach solchen bösen Erfahrungen die Tauben nicht mehr hinein und in den Taubensportvereinen gab es lange Auseinandersetzungen über das Thema: „Die Schlagfurcht der Brieftauben."

Schließlich rannte das Männchen, als es in seiner Raubluft einen Kanarienvogel, der hinter einer Fensterscheibe umherhüpfte, kapern wollte, so stark gegen das Glas, daß es betäubt auf die Straße fiel und von einem Jungen gegriffen wurde, der es nach dem Zoologischen Garten verkaufte, wo es aber trotz reichlicher Fütterung mit Spatzen und Mäusen schon nach drei Tagen einging. Das Weibchen nahm ein noch schrecklicheres Ende. Es griff auf einem belebten Platze eine Taube, konnte diese aber nicht schnell genug fortschleppen und wurde, ehe es die Krallen aus ihr lösen konnte, von einem Automobil platt gewalzt. Beide Sperber, die zu so vielen Lokalnotizen Veranlassung gegeben hatten, brachten es in der Zeitung nun auch zu Nachrufen, wenn auch nicht gerade solchen ehrenvoller Art, und im Vogelschutzvereine war große Freude.

Nur ein Mitglied des Vereins nahm an dem allgemeinen Jubel nicht teil und beklagte, daß zwei so interessante Räuber, die ihm so manche genußreiche Beobachtung gebracht hatten, aus dem Stadtwalde verschwunden waren.

Als aber der April in das Land kam, trieb in aller Frühe dort, wo die vielen Verbotstafeln stehen, wieder ein mißfarbiges, rußiges Sperberpaar seine Minnespiele, und es war ebenso heimlich und vorsichtig, wie das frühere, sowohl in seinen Liebesäußerungen als später beim Horste.

M. Steckel. *Rossitten, Oktober 1909.*

Flugbild des Sperbers.

Der schwarze Storch.

Von Martin Braeß.

„Also auch bei den Störchen gibt's schwarze und weiße," so meinte der sechsjährige Bube, „genau wie bei uns und den Schafen, und die schwarzen bringen den Negermüttern die Kinder, aber die weißen bringen uns der Mama." Im Naturgeschichtsbuch hatte der Kleine das Konterfei des Schwarzstorchs gesehen und ihn an der ganzen Figur, an dem roten Langbein und Schnabel sofort als „Adebars" Vetter erkannt. Ob er wohl je in seinem Leben einen wirklichen Schwarzstorch am Horste erblicken, ob er den einsamen Fischer einmal im Waldtal belauschen wird, wie er seine Beute beschleicht, ob er je sich freuen soll an dem schwebenden Flug, an dem majestätischen Kreisen des stolzen Vogels, höher und höher bis zu den Wolken empor, ein winziger Punkt noch, der dem Auge im blauen Äther entschwindet! Ach, der seltsame, scheue Einsiedler des Waldes gehört für die meisten Gegenden Mitteleuropas bereits der Vergangenheit an, und die wenigen Paare, die in Deutschland noch horsten, sind dem Aussterben nahe. Auf die Proskriptionsliste hat man den schwarzen Fischer gesetzt — hüte dich, weißer Kollege, sonst geht es dir ähnlich! — Fische zu fangen, das ist nicht erlaubt, weder dem bepelzten Getier, noch dem Vogel; das ist ausschließliches Vorrecht des Menschen. Und einen Junghasen aufspießen, ein Küchlein vom Rebhuhn oder Fasan verschlingen, unverzeihlicher Jagdfrevel ist's; der Schütze lauert dem scheuen Wilderer auf, wenn er bei Sonnenuntergang einen der kahlen, starken Äste aufsucht, um hier die Nacht zu verbringen. Hundertfach lohnt sich der Schuß; denn die Geldprämie winkt.

In der Tat, auf dem Aussterbeetat steht der schwarze Geselle innerhalb der reichsdeutschen Grenze. Die weiten Wälder Ostpreußens beherbergen noch etwa 55—60 Horste; im Kreise Neuruppin befinden sich drei, bei Celle in Hannover noch vier — es steht also viel schlimmer um den Schwarzstorch, als um den Kranich oder den Reiher; denn wenn man bereits die einzelnen Tiere und ihre Wohnstätten zu zählen beginnt, ist das Ende meistens nicht weit. Ob es gelingt, den seltenen Vogel als Naturdenkmal auf deutschem Boden zu erhalten — wer kann es wissen? Den Forstschutzbeamten und den Pächtern der Jagd in den preußischen Staatsforsten hat die Regierung seit ein paar Jahren die Pflicht auferlegt, den schwarzen Storch unbedingt zu schonen; aber natürlich in den Privatwaldungen ist jeder sein eigner Herr, und wenn sich der Fischräuber hier an den Teichen

und Seen zeigt, wird er verfolgt, mag sein Horst auch im Staatswald unter sicherem Schutz stehen. Weite Ausflüge unternehmen ja täglich die Vögel, denn ihr Nistrevier ist oft mehrere Kilometer vom Wasser entfernt; ja manche mögen stundenweit fliegen, wenn sich ihnen der Fischfang in der Nähe nicht mehr recht lohnt. Auch auf dem Zug fallen so manche als „Seltenheit" schießwütigen Schützen zum Opfer, und gerade durch derartige Verfolgung im Frühling mag es oft vereitelt werden, daß sich hier und da ein Pärchen wiederum ansiedelt. Gelegenheit dazu wäre fast in jedem deutschen Gau reichlich vorhanden, und ganz vereinzelte Horste finden sich ja auch noch in allen preußischen Provinzen der norddeutschen Ebene, sowie in Mecklenburg und Oldenburg, während das mittlere und südliche Deutschland den schwarzen Storch allerdings kaum kennt. In Jütland ist er sparsam vertreten, auf den dänischen Inseln trifft man ihn nur ganz vereinzelt, in Schweden bewohnt er Schonen, Smaland und Östergötland (bis 58°) in wenigen Paaren; dagegen fehlt er Norwegen völlig. An der Ostsee geht er über Kurland und Livland nicht hinaus, während die weiten wasser- und waldreichen Ebenen Mittel- und Südrußlands, ganz besonders aber die einsamen Au- und Sumpfwälder an der Donau und ihren Nebenflüssen in der ungarischen Tiefebene noch zahlreiche Horste beherbergen. In Asien reicht das Verbreitungsgebiet des Schwarzstorchs durch Sibirien bis an den Großen Ozean; besonders die Quellgebiete der fischreichen sibirischen Flüsse und die bewaldeten Hänge der Gebirgstäler in Turkestan sind bevorzugte Wohnplätze dieser Störche. Als Winterquartier suchen sie Vorder- und Hinterindien und die benachbarten Inseln auf, während die europäischen Schwarzstörche ihren Winteraufenthalt zugleich mit dem weißen Vetter namentlich in Nordostafrika nehmen. Bis zum Quellgebiet des Nils hinauf ziehen die schwarzen und weißen Wanderer, ja mancher mag auch erst in Südafrika das Ziel seiner Reise erkennen.

An dem Brutgebiet weilt der Schwarzstorch nur wenige Monate. Er kommt im April, und schon im August, ja schon Ende Juli, schickt er sich wieder zum Wegzuge an. Hoch in den Lüften und stets nur am Tage zieht die kleine Gesellschaft. Die einzelnen Pärchen erkennen die Heimat sofort, zu der sie alljährlich zurückkehren; in weiter Spirale trägt sie ihr Fittich herab zu dem Horstbaum. Wie herrlich das schwarze, purpurfarben und metallisch grün übergossene Gefieder bei jeder Wendung des Körpers im Strahle der Sonne erglänzt! Jetzt stehen die beiden auf dem Rande des alten Nestes. Die höchste Eiche am Saum des Waldes trägt das stattliche Haus, in dem schon viele Geschlechter das Licht dieser Erde erblickten. Weit schaut er über die Wiesen und das sumpfige Röhricht mit seinen Erlen und Eichen, wo eine ganze Gesellschaft Fischreiher horsten, über den glitzernden See in der Ferne bis zu den blauschwarzen Höhen am Horizont; nach

der andern Seite aber nichts als mächtiger Wald, unübersehbar. Daheim, wieder daheim! Die Wanderer strecken und recken noch einmal die schwarzen, nur wenig schillernden Schwingen, schlagen sie dann zusammen, daß ihre äußersten Spitzen den kurzen Schwanz überragen, und nun nesteln sie mit dem lackroten Schnabel an Brust und Bauch. Diese Teile leuchten in reinem Weiß, wie die Unterschwanzdecken und die Federn am Anfang der Schenkel — die Storchenfarbe, das Weiß, will der Neger nicht ganz verleugnen, zumal umgekehrt auch der Hausstorch schwarze Abzeichen trägt. Dann werden die braunschwarzen, aber stark glänzenden Rückenfedern in Ordnung gebracht, indem sich Kopf und Langhals auf ihnen reiben. Hei! wie das gleißt und funkelt wie flüssiges Erz, goldbraune Bronze und blauer Stahl, Kupferfarbe, Purpurrot, metallisches Grün, und die lockeren, buschigen, verbreiterten Kopffedern, die bei dieser Haltung des Halses deutlich hervortreten, wetteifern mit jenem Grüngold- und Purpurgefunkel und heben sich prächtig von dem weißen Unterleib ab. Solchen Metallglanz zeigt kein anderer europäischer Vogel, auch nicht die Elster, nicht der Kiebitz, und selbst der dunkelfarbige Sichler erreicht den Schwarzstorch hierin nicht ganz. Dazu gibt auch das Weibchen seinem Gatten hierin kaum etwas nach; die beiden sind gleich gefärbt, kein äußeres Kennzeichen verrät das Geschlecht.

Zu Hause sind sie, in der Heimat, die ihnen vertraut ist; man merkt's an der Sicherheit all ihrer Handlungen. Sie kennen den Sumpf und den See, wo ihnen der Tisch stets reichlich gedeckt war; ihnen gilt der erste Besuch. Auf dem Ast einer Erle am Wasser wird nochmals Posto gefaßt und Umschau gehalten, ob auch kein Mensch in der Nähe. Alles ist sicher; also hinab in das Schilf, dessen junge, sprossende Spitzen dem Stelzenvogel kaum bis zum Fersengelenk reichen. Bläßhühner und Enten fahren erschreckt auseinander. Der erste Frosch ist gepackt und im Schlunde verschwunden; hier ein Blutegel, ein Wurm, eine Insektenlarve, ein Wasserkäfer, Kaulquappen eine ganze Portion — nach der weiten Reise ist alles willkommen. Aber nach Fischen gelüstet's die beiden; vorsichtig schreiten sie vorwärts, die langen Stelzen hoch hebend und nach jedem Schritt sichernd. Jetzt stehen sie draußen am Rande des Wassers; nun senkt sich der Bajonettschnabel, das blitzende Auge späht unverwandt in die Tiefe — ein plötzlicher Ruck, ein kleiner Fisch zappelt im hochroten Schnabel; er wird in die Höhe geworfen, und befriedigt schluckt der Fischer seine Beute hinunter. Dann betreibt er weiter das lautlose Handwerk, im seichten Wasser ab und zu einen Schritt vorgehend, wobei er die Stelzen und Füße so vorsichtig hebt, daß der Wasserspiegel kaum erzittert und der schlammige Grund das Wasser nicht trübt. Selten nur verfehlt der in die Tiefe stoßende Schnabel die Beute; ja fast noch geschickter als der weiße Storch ist der schwarze Vetter bei seinem Geschäft. Kleine Gräben und Tümpel, die er

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

Junge Schwarzstörche im Horst. 23 Tage alt.

täglich besucht, fischt er vollkommen aus, und selbst im klaren, schnell fließenden Wasser des Waldbachs weiß er die flinke Forelle zu packen. Jeder Flossenträger bis zur Größe von Spannenlänge ist dem Fischer willkommen; nach Gattung und Art fragt er nicht. Schlammpeitzger, Rotaugen, Barsche, Stichlinge, Karauschen, Schleien, junge Hechte und Aale, kleine Karpfen, alles wandert in den schier unersättlichen Orkus, und wenn er

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

30 Tage alte Schwarzstörche im Horst.
Der Horst steht auf einer trocknen Espe in ca. 60 Fuß Höhe.

bisweilen auch eine Maus fängt und manches Insekt von den Gräsern oder dem Boden ablieſt, Heuſchrecken, Grillen und Käfer, auch ſehr geſchickt die flatternde Libelle erfaßt, ſo will das nichts ſagen gegenüber dem Schaden, den er dem Fiſchpächter durch ſeine Räubereien zufügt.

An der gegenüberliegenden Bucht betreiben aſchblaue Reiher in ähnlicher Stellung das gleiche Geſchäft, und auch ein weißes Storchenpaar ſtolziert gravitätiſch in einiger Entfernung durch den Moraſt. Aber die ſchwarzen Fiſcher ſchenken den Verwandten keine Beachtung; ſie ſind ihnen weder freundlich, noch feindlich geſinnt. Wie ſie ſich auf der Reiſe ihnen nicht anſchloſſen, ſo ſuchen ſie auch ihre Nahrung nicht unmittelbar in der Geſellſchaft der Vettern, und ihre Schlafplätze haben ſie gleichfalls geſondert von jenen.

Jetzt iſt der erſte Hunger geſtillt. Langſam ſchreiten die Schwarzſtörche zurück nach dem Erlengebüſch, wo ſie in vollſtändiger Ruhe der Verdauung obliegen. Der ſchlanke Rumpf ſteht auf den roten Stelzen faſt

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

30 Tage alte Schwarzstörche im Horst.

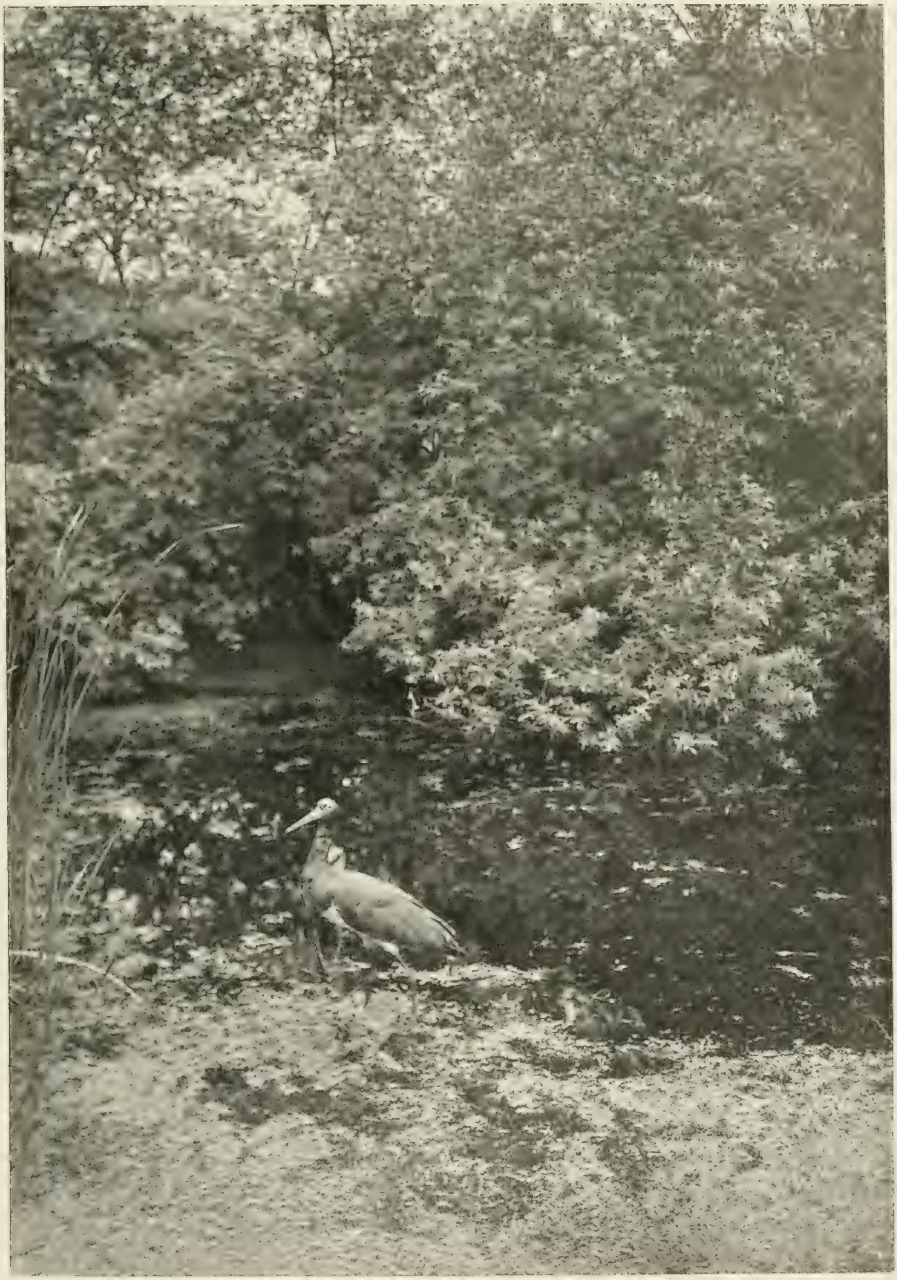
senkrecht; niedergedrückt liegt der untere Teil des Halses auf dem glänzenden Rücken, daß die buschigen Kropffedern wie ein Dach die weiße Oberbrust beschatten; der Kopf ist abwärts gerichtet, und der blutrote Langschnabel, der der Gurgel fast anliegt, hat sich nach dem Boden gesenkt. In solch reiherartiger Stellung verharrt das Paar eine halbe Stunde lang oder noch länger; dann fliegt es zum Horst empor. Klug beschauen sich die Vögel von allen Seiten die Wohnstätte, als wollten sie nachdenken, was der Reparatur am meisten bedürfe. Aber noch ehe sie ans Werk gehen, schwingen sich beide nach ein paar schwerfälligen Sprüngen voll froher Lebenslust in die Höhe, weite Kreise über dem Horstbaum und seiner Umgebung beschreibend, der eine rechts, der andre links, bei jeder Kreuzung der Bahnen mit den gespreizten Schwingen sich beinahe berührend, ein Hochzeitsreigen, wie ihn die Verwandten und alle stattlichen Segler der Lüfte gern üben. Immer höher schraubt sich das Paar in den glutroten Abendhimmel, jetzt gleitet es ohne Flügelschlag still durch den Äther, nun senkt sich's in stolzer Spirale wieder herab und fällt auf einem der wage-

F. E. Stoll. *Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909.*

Ein Monat alte Schwarzstörche im Horst.

rechten Äste in der Nähe des Horstes ein, noch ein paarmal mit den Fittichen schlagend, bis es sicher Posto gefaßt hat. Dann rückt jeder Vogel die langen Schwingen, die sich dem Körper eng anschmiegen, mit zuckender Bewegung zurecht; Nachtruhe wollen sie halten. Noch mehrmals werden Platz und Stellung verändert; dann senkt sich die stille Nacht über den schweigenden Wald; nur vom Morast und Röhricht her ertönt der Frösche vielstimmiges Quaken.

Die nächsten Tage werden der Reparatur des Horstes gewidmet, der auf zwei starken, wagrechten Ästen dicht unter dem abgestorbenen Wipfel erbaut ist. Den Grund der Hochburg hatte vorzeiten ein Fischadlerpaar gelegt; als aber den einen der edeln Recken das Blei des Schützen erreicht, der andre im Eisen ein schmähliches Ende gefunden hatte, zogen nach ein paar Jahren die Schwarzstörche ein. Wetter und Sturm hatten den stolzen Bau



Blankenburg. *Theerkeute bei Wronke (Posen), Juli 1908.*

Schwarzstorch, in einem mit Entengrütze bedeckten Wasser fischend.

in eine Ruine verwandelt; aber ein paar stärkere Stäbe und schwächeres Reisholz gaben ihm bald die alte Festigkeit wieder, und feuchte Erdklumpen verdichteten den durchlöcherten Boden. Dürre Reiser, Wurzelwerk, etwas Schilf und Rohr, dürres Gras, Moos und andre feine Stoffe bildeten dann die Auskleidung des stattlichen Rohbaus. Jetzt haben die Störche nur sehr wenig Mühe, ihr altes Haus sich von neuem wohnlich zu machen. Auf den feuchten Wiesen suchen sie Grasbüschel mit der daran haftenden Erde; Haare vom Hochwild und Borsten vom Wildschwein kleben hier und da an den Stämmen und am sumpfigen Boden; Federn sind gleichfalls willkommen, Moos, Bast, selbst alte Lappen, wie sie der Zufall in die Wildnis getragen hat. Nach ein paar Tagen ist die Einrichtung fertig, und noch ehe der Ostermond scheidet, kann die Störchin mit dem Eierlegen beginnen.

Meist bilden vier Stück das volle Gelege, bisweilen nur drei, also ganz wie beim Hausstorch. Die Eier gleichen auch denen des weißen Vetters in Gestalt, Farbe und Korn fast völlig, nur sind sie merklich kleiner, der zierlicheren Figur seiner Erzeuger entsprechend. Weiß mit einem Stich ins Bläuliche ist ihre Farbe; durch zerbrochene Eischalen aber, wie sie nach dem Ausschlüpfen umherliegen, scheint das Licht lebhaft grün hindurch, viel intensiver als durch die feste Eihülle des weißen Kollegen.

Die Storchenfrau brütet allein. Der Gatte, so weiß der Förster zu berichten, der das Pärchen täglich beobachtet, löst sie nicht ab, bringt ihr aber bisweilen ein Fischchen oder sonst einen leckeren Bissen. Es geht alles still zu, beim Geschäft sowohl, wie zu Hause, ruhige Leute, die in Zurückgezogenheit leben. Das gemütliche Klappern, das ja der rotbeinige Hausfreund bei jeder Gelegenheit hören läßt, üben sie nicht, wie der Forstmann behauptet, wenigstens nicht in auffälliger Weise; er will es niemals bei dem „Wildstorch“ beobachtet haben. Die einzige Lautäußerung ist ein feindseliges Zischen, wenn irgendein größerer Raubvogel über dem Horst kreist oder andre Störche und Reiher nahe vorbeiziehn. Vier Wochen sitzt die Gattin unverdrossen auf dem Gelege; dann melden sich die Jungen eins nach dem andern. Echte Storchenkinder, in wollige, graulichweiße Dunen gekleidet, das noch kurze Schnäbelchen von bleigrauer Farbe, die kurzen plumpen Füße mit den unförmlichen Fersengelenken, auf denen sie hocken, sobald sie etwas älter geworden sind, gleichfalls mißfarbig grau mit grünlichem Anflug. Aber schon nach kurzer Zeit brechen die schwarzen Federn an Flügeln und Schultern, später auch am Rücken und an den Kopfseiten, noch später am Hals durch den weißlichen Flaum — buntscheckige Vogeljungen, wie die Adlerskinder im Horst oder die heranwachsende Jugend der Eulen. Pflege und Erziehung, Elternfreude und Elternsorge, die Unterrichtsmethode, die Fortschritte der kleinen Gesellschaft — alles spielt sich genau so oder ganz ähnlich ab, wie bei den Hausstörchen, nur daß bei diesen die

ganze Gemeinde, groß und klein im Dorf, an all den Ereignissen Anteil nimmt, während hier in der Wildnis nur selten ein Auge das Familienleben des Schwarzstorchs belauscht. Sobald ein Mensch in der Umgebung des Horstbaums auftaucht, streichen die Alten lautlos ab, und die Jungen ducken sich nieder, daß sie platt auf dem flachen Nest liegen. Sind ihnen die Federn so weit gewachsen, daß sie den ersten Ausflug unternehmen können, so werden sie von den Alten nach dem Sumpf und der Wiese geführt; sie erhalten praktischen Unterricht in dem Handwerk, das die Natur für sie bestimmt hat. Keiner schlägt aus der Art; dem Fischfang ist ihr ganzes Leben gewidmet - ach, wie vielen gereicht dies Gewerbe zum vorzeitigen Tod! „Diebe und Räuber sind's," sagt der Fischpächter, „hinweg mit ihnen! mein Recht laß ich mir von den schwarzen Gesellen nicht schmälern."

Bald schlägt die Stunde der Trennung; die Alten ziehen sich von den Kindern zurück. Kein langer Abschied; unvermerkt sind sie eines Tages verschwunden, und die elternlose Schar schlägt sich nun allein durchs Leben. Bis zum frühen Wegzug bleiben die Geschwister beisammen.

Wenn sie im nächsten Frühjahr zurückkehren, tragen sie noch immer ihr schwarzbraunes Jugendgefieder mit wenig Metallglanz, und an der Olivenfarbe von Schnabel und Füßen hat sich auch nur wenig geändert. Was sie nach der Heimat zurückzieht? Sie wissen es selbst nicht; eine unbestimmte Sehnsucht liegt ihnen im Blut. Denn einen eignen Herd sich zu gründen, kommt ihnen dieses zweite Jahr ihres Lebens noch nicht in den Sinn. Aber im dritten Lenz wird Hochzeit gefeiert; da prangt das Kleid im festlichen Schmuck; es glänzt und gleißt im Lichte der Sonne, und der hochrote Langschnabel, die hochroten Stelzen verleihen der ganzen Erscheinung erst ihre eigenartige Schönheit, ihren besonderen Reiz.

F. E. Stoll. Schleck-Stenden, Sommer 1909.

Junge Schwarzstörche im Horst.

Der Gimpel.

Von Else Soffel.

Wo der Laubwald sanft zum Tal herabsteigt, sitzt ein Vogel und pfeift. Er sitzt hoch oben in der Buchenkrone, man hat nicht lange nach ihm zu suchen, denn das Rot der Brust leuchtet wie eine Flagge, dazu glänzt die stahlschwarze Kappe, und wenn er mit den Flügeln zuckt und den Schwanz auf und nieder schlägt, blitzt es weiß auf. Er selbst hat auch nicht groß acht, sich zu verbergen, ruft nur immer „diü, diü," wobei er sanft und nachdrücklich auf dem zweiten Ton verweilt. Die Bäume und die Wiese darunter sind still wie des Morgens immer, kaum daß ein Wind hin und wieder dem Roten die weichen Federn aufplustert. Der setzt jetzt seinem ersten Pfeifen noch was zu, das lautet wie „büt, büt" und klingt beinahe noch zärtlicher, fast wie eine Frage. Als aber auch das nicht hilft, fällt er vom Ast, öffnet weit die Flügel, legt sich hinein und läßt sich hinübertragen, bis zu der kleinen Wolke, die noch immer unbewegt am Himmel steht seit heute morgen. Die Baumkronen wiegen sich leise, das kleine Wasser unten in der schmalen Rinne murmelt verschlafen: sie wird schon kommen, sie wird schon kommen.

Und plötzlich ist sie auch wirklich da, und man merkt's, daß es zwei sind, denn das „diü-büt, büt" ist nun bald oben, bald unten, der Wald fängt an aufzuhorchen, so leise es ist. Aber das Weibchen trägt sich wohl dunkler als das Männchen? man entdeckt es gar nicht. Und doch hat's schon eine Weile vor einem gesessen und heruntergeäugt aus braunem, zutunlichem Auge unter der schwarzen Kappe, es ist auch nicht weiter scheu.

Und vornehm — einfach trägt es sich —, was bei dem Gemahl rot, wird bei ihr ein sanftes Rötlichgrau, bräunlich der Rücken und die Schultern, doch schwarz der Kopfputz, Flügel und Schwanz, wie bei ihm, durch sparsames Weiß gehoben.

Die beiden sieht man immer zusammen, lang hält's das eine ohne das andere nicht aus, und gar jetzt im Frühling.

Es ist noch nicht lange, daß sie da sind. Der Winter war kalt und hatte sie südwärts getrieben, eine gute Zeit hatte die Sonne gebraucht, bis sie den Schnee im Wald weggeräumt hatte und den Boden frei gemacht. Seitdem zogen sie langsam wieder nach Norden. In den frühen Morgenstunden flogen sie, jeder hielt sich zu seinem Geschlecht, in kleineren Scharen

J. Atkinson. *Arthington (Yorkshire), Juli 1903.*

Nest und Gelege des Dompfaff.

die Männchen, in größeren die Weibchen, manchmal flog auch ein Roter oder mehrere in den Reihen der Grauen mit oder umgekehrt. Von einem Wald zogen sie zum andern; wo es ihnen gefiel, da blieben sie auch einen Tag. Galt es ein Ziel zu erreichen, so flogen sie hoch in großen Bogen über freies Feld, — verweilten sie, so trieben sie sich von einem Baum zum andern am Rand der Gehölze, saßen hoch in den Spitzen der Buchen, riefen und lockten einander, besuchten die Birken an der Landstraße drüben und die Erlen am Bach, und übernachteten in den Hecken am Wegrande.

Seitdem aber die Sonne höher gekommen war und kräftiger schien, trat eine neue Ordnung in ihr Recht. Die Paare taten sich zusammen, so wie sie sich gefielen, immer ein Rotes und ein Graues, und sonderten sich von den andern ab.

Was nicht heißen soll, daß die Graue dem Roten immer gleich zu Willen war. Oft genug lockte sie ihn vergeblich und ließ ihn im Stich, im Augenblick, wo er sich am Ziele glaubte.

Heute aber hatte der Wald, der verschwiegene, morgenstille, eine Ver-

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Junge im Nest. **Dompfaffen.** Flügge Junge.

lobung mit angesehn. Und hatte auch nichts dagegen gesprochen, obwohl seine Bäume genug von Nahrungssorgen und Plackerei, Kindergezeter und dergleichen wußten. Man muß den Dingen ihren Lauf lassen.

So saß denn da oben das Pärchen und sonnte sich in der Frühlingswärme und in seinem Glück. Denn die Sonne war unterdessen hoch gestiegen und die kleine Wolke, die den ganzen Morgen am Himmel gestanden, war still zerflossen. Der Wald glühte und die braune Erde leuchtete, beide wie in Gold getaucht. Das Männchen hoch oben auf den letzten Zweigen der Buche wußte, was sich schickt. Alle Kräfte wandte er auf, um sich der Liebsten angenehm zu zeigen. Bald saß er wagrecht, nach vorn geduckt, und faltete den glänzenden Schwanz auseinander, wobei er den Kopf, glatt wie Seide und schwarz wie Kohle, hin und her wiegte und aus ganzer Seele sang. Dann zuckte er einmal um das andere mit den Flügeln und drehte den Hinterleib bald nach der, bald nach jener Seite, dazwischen flog er ab, um sich auf einen andern Zweig zu setzen, dann machte er sich schlank und saß aufrecht, um doch bald wieder in seine Liebesprahlerei zu verfallen und in einer Kette von leisen, flötenden und knarrenden Tönen unter Zucken des ganzen kleinen Körpers seinem ungestümen Drängen Ausdruck zu verleihen.

So ging es zwischen ihnen hin und her den ganzen Morgen, denn auch das Weibchen war nicht still, und des Flatterns, Lockens und Kosens, der immer neuen Verlobungen war kein Ende. Bis die zwei endlich Hunger

A. Cerny. Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.

Brütendes Gimpelweibchen.

bekamen und mit Rufen und Kirren durch die Äste flatterten, bis an den Waldrand und hinunter zu den Erlen, die Futter boten. Dort hingen sie sich an die Zweige und pickten den Samen aus den dunkeln Zäpfchen. Später flogen sie noch weiter, bis an den Obstgarten, hinter der Hecke, saßen auf den Birnbäumen und zermahlten langsam die jungen Hüllblättchen der Knospen und die weißen Knospen selbst. Ein Stückchen von einem grünen Blatt, von einer Blüte immer vor dem schwarzen Schnabel, das sie in langsamer Arbeit hin und her schoben, saßen sie da stundenlang zufrieden und zärtlich, stießen ihr leises „büt, büt" noch während des Fressens aus und

22*

W. Farren. *Norfolk (England), Mai 1909.*

Gimpelpärchen am Neſt.

ließen das braune Auge ruhig umhergehen, ohne Furcht und ohne Neugier, bis der Hunger wieder der Liebe wich.

So verging ihnen eine Reihe von Tagen. Die Obſtblüte ging ſchon zu Ende, an den Zäunen der Häuſer und Gärten fing der erſte Flieder an zu blauen und zu duften, am Waldrande ſchob die Eiche ihre rötlich-braunen Blätter heraus. Da wurde es auch den beiden ernſt mit dem Neſtbau.

Es führte ein alter Fahrweg im Wald, der endete dort, wo die hohen Buchen um die kleine Wieſe ſtanden. Dort würde das Neſt geſchützt im Dunkel des Waldes ſtehen, wo kein Sperber und kein Habicht niederſtieß; auch war's nicht weit von hier zu den lichten Baumſpitzen, in denen das Pärchen gern ſaß und hinüber von da zu den Äckern und freien Wieſen, zu Hecken und Gärten ſtreifte. Es war ein liebes Plätzchen hier, voll von heimlichem Walddduft. Der alte, braune, tiefgefurchte Fahrweg fing leiſe an zu überwachſen, er verlor ſich weit hinten im ſtillen Grün, wo die Wipfel der Bäume einander unter dem blauen Himmel berührten. Er wußte um hundert alte Geſchichten, er und der dunkle Waldboden, auf dem die Blätter ſo vieler Jahre moderten, Blätter, die auch einſt jung und luſtig-grün aus dem Boden bis hinauf an die lichten Zweigenden geſtiegen

W. Farren. *Norfolk (England), Mai 1909.*

Gimpelpärchen am Neſt, fütternd.

waren, um doch ſchließlich ſtill und golden wieder zu Boden zu ſinken, wenn ihre Zeit gekommen war.

Von all dem war ſo ein ſchweigſames Reden im Wald und an dem Plätzchen am alten Fahrweg. Das machte die jungen Buchen ſo heiter-ernſt, die kleinen Birken ſo ſcheu wie furchtſame Mädchen, die ſich dicht aneinander drängen. Und darum hielten ſich die Föhren ſo einſam unter den andern. Hier, auf einer von den jungen Föhren, baute der Gimpel ſein Neſt, dicht an den Stamm, in eine Aſtgabel. Er brachte erſt Leben und Hoffnung herein; wie Sonne auf dunkeln Fichtenzweigen liegt, ſo tönte ſein zärtlich-fröhliches „büt-büt“ über der Stille des Waldes. „Diü, diü, büt-büt“: komm, komm, das Leben iſt doch ſchön!

War das ein Gefliege und Geflatter, zärtliche Sorge und Geſchäftigkeit! Erſt kleine dürre Reiſer, einzeln im Schnabel hergetragen, dann Hälmchen von welkem Gras, eine Flechte vom Baum geholt, ſtarke Würzelchen, zähe zuſammengewirkt und verbunden — bis es nur ſtimmte, bis es ſaß. Denn die beiden waren langſame Baumeiſter und vieles Hin- und Hergeplauder mußte bei der wichtigen Sache ſein, auch ging's nicht ohne ein zärtliches Schwätzchen dazwiſchen, mit Stilleſitzen, Küſſen und Koſen.

Und dann und wann ein Liebeslied von der Baumspitze und — der Hunger war auch noch da und die Ausflüge in die Umgegend.

So vergingen noch mal ein paar Tage.

Schließlich aber lagen doch fünf kleine, glänzende, blaßgrünliche Eier, mit violett-braunen Punkten und Flecken übersät, in dem runden Napf, der mit Pferdehaaren ausgepolstert und mit weichem Wildpelz ausgelegt war. Davon gab es ja genug im Walde, denn die Rehe wechselten über den alten Fahrweg zur Äsung und die Hasen verloren ihn überall im Frühjahr. Das Weibchen saß allein auf den Eiern und brütete, der Gatte hielt es für genug getan, wenn er in der Nähe saß und dem Weibchen vorsang oder ihm Futter zutrug.

Als aber die schwarzgrau gekleideten Jungen ausgekrochen waren, gab's auch für ihn zu tun. Nahrung war zu suchen für die kleinen Schreihälse, wo es eben welche gab, im Wald, an Feldrändern, in den Gärten, Samen von allerlei Kraut, Löwenzahn und Wegerich, Leinblatt und anderen, wie sie nacheinander reif wurden. Die waren, erst sorgfältig im eigenen Kropf aufgeweicht, den Jungen zu reichen.

Die erste Brut brachten sie denn auch glücklich hoch. Die Jungen, noch gelb geschnäbelt, mit weißbräunlichem Kopf und rötlich-gelber Brust, saßen eines Tages auf dem Nestrand, schrien mörderlich und wollten ausfliegen.

Als aber die zweite Brut nahezu ebenso weit war, da langte eines Tages in Abwesenheit der Eltern eine Hand in das Nest und holte sie sich heraus.

Denn: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr", sagte sich der brave Harzer und nahm sie mit.

Als die Eltern von der Nahrungssuche zurückkehrten, fanden sie das Nest leer. Sie suchten noch eine Weile unter Rufen und Locken die Umgegend ab, dann, als sie nichts fanden, gaben sie Nest und Brüten für dies Jahr auf. So wurde es wieder still am alten Fahrweg, so still wie es vorher gewesen war, und die Gegenwart des lustigen, zärtlichen Pärchens, seiner Spiele und Lieder war Vergangenheit und gehörte zu den vielen Geschichten, von denen der alte Fahrweg wußte.

Weit waren sie übrigens nicht weggezogen, die beiden.

Nicht weiter als bis zum nächsten Wald, der dort anfing, wo die Straße, die jenseits lief, einen Bogen machte und sachte anzusteigen begann. Dort gab es laubige Buchenkronen, wie hier, in denen abends die Sonne hing und morgens erwachte, Waldwiesen und Blößen, auf denen in der Wärme die trockenen Samenkapseln sprangen und ihre Körner ins lichte Gras säten, Dickungen, die Schutz und Nachtquartier boten, auch Wasser. Dort sah man die beiden in schiefem Gang auf der Erde hüpfen, wo es etwas zu picken gab oder man sah ein verräterisches Rot von einer der Stauden herüberleuchten, auf der die beiden in träger Freßlust seit Stunden verweilt.

K. Soffel. *Dachauer Moos bei München, Januar 1909.*

Gimpelmännchen, im Tannengestrüpp.

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Dompfaffenweibchen beim Füttern der Jungen.

Die Jungen wachsen unterdessen im dunkeln kleinen Handwerkerzimmer auf bei Hanf und Rübsamen und hörten täglich „Ach wie ist's möglich dann" vor ihrem Glockenbauer pfeifen, des Morgens, Mittags und Abends. So daß sie schließlich selber daran glaubten und nachpfiffen: „Ach wie ist's möglich dann". Was anderes war ihnen ja nicht zu Gehör gekommen. Es war übrigens einer unter ihnen, der, seinen Brüdern unähnlich und gänzlich aus der Art geschlagen, ein völlig schwarzes Kleid trug, das nur an den Flügeln und dem Schwanz mit Weiß untermischt war. Er war schon so aus dem Nest gehoben und sein Besitzer hielt große Stücke auf ihn. Denn er hatte schon manchen jungen Gimpel erzogen, Rotgimpel und weiße, auch solche, bei denen das ursprüngliche Federgewand durch das fremde weiße Überkleid schien, ein schwarzer aber war noch nicht durch seine Hand gegangen.

Der Schwarzgimpel war darum zuerst in aller Nachbarn Munde, dann, als man angefangen hatte, sich an ihn zu gewöhnen, gab ihn sein Pfleger ab, daß er nicht im Preise sinke. Und zog aus der Abnormität seinen Nutzen.

K. Soffel. *Dachauer Moos bei München, Januar 1909.*

Gimpelmännchen im Tannengestrüpp.

Es ist ein herber, ungewisser Herbstmorgen. Beim Heraustreten aus dem Hause steigt es einem kalt und beizend in die Nase, die Luft ist voll von schwerem Erd- und Nebelruch. Man weiß noch gar nicht recht, was heute aus Welt und Wetter wird, es ist noch unsicher zwischen Himmel und Erde, unsicher und dunkel.

Da kommen sie schon. Verschleiert und spärlich dringt es durch die graue Wand um dich, so ein paar aufgelesene Tönchen, die man erst gar nicht hört: „diü, diü" — wie das die Stille nur noch stiller macht! —

Nun aber geht die Sonne ans Werk. Aus dem dunkeln Schleier wird ein heller, grau in Gold gewirkt. Wo er an einer Stelle dünn ist zum Zerreißen, wächst ungewiß eine Baumgestalt auf, langen Äste, Zweige in die Luft. In einiger Entfernung noch eine, dann wieder: stumme Baumwesen, die Straße entlang stehen sie, wie trübe Wanderer am Wege.

Von dort her kommen die Laute; schon scheinen die kleinen Vogelbälle, winterlich dick aufgeplustert durch das feine Nebeltuch. „Diü-büt, büt" klingt es lauter.

Am Ebereschenbaum hingen die Beeren tauig-kalt, mit feinen Silberperlchen besetzt.

Aber nur ran — es sind die letzten!

Hagebutte, Hartriegel, Weißdorn — sie sind längst dahin. Bleibt nur noch der Wacholder. Da sind die Vogelbeeren doch weit besser.

Eine halbe Stunde später ist die Sonne durch, der Tag ist auf. Als dicke weiße Bänke liegen die Nebel um den Fuß der Hügel gelagert. Klar und rein, voll Duft und Schimmer ist die Welt. Herbstduft, ohne Dunst, goldne Fäden über die offene Scholle gespannt, Nachklang vom Frühling — doch voller und reiner als er.

Nun sind auch die kleinen Gesellen an der Straße zu sehn, denn sie haben ihren Baum noch nicht verlassen.

Sie werden auch wohl nicht weggehn, ehe er leer ist.

Zu zehn sitzen sie droben, lauter Rotgimpel, der Boden unter ihnen verrät ihre Arbeit.

Sie fassen Futter für die Winterreise.

Von woher mögen sie kommen? Denn weit gereist sind sie, aus der Gegend sind sie nicht. Es sind solche aus dem Norden, wo sie größer gedeihen als bei uns. Vielleicht aus Norwegen, Schweden. Sie ziehen jetzt alle südwärts, auch die aus Schottland, Sibirien und Kamtschatka.

Nur die Algerier, und die sonst um die blaue Adria wohnen, haben es nicht nötig.

Bei uns versucht es hin und wieder einer und hält durch, trotz Kälte und Hunger. Treibt sich piepsig und dick in Parks umher, sitzt auf verschneiten Hecken. Und ist dankbar für ein Almosen am Fenster.

Wollen wir ihm nicht durch den Winter helfen?

A. Cerny. *Winterberg (Böhmer Wald), August 1908.*

Pärchen beim Füttern der Jungen. **Gimpel.** Am Nest.

Der Mäusebussard.

Von Hermann Löns.

Südwestwind geigt in der breiten Krone der knorrigen Feldeiche, die unterhalb des Waldes auf dem Anberge steht.

Eine mächtige Lößschicht bedeckt dort den strengen Kalkboden; Heidkraut überzieht die Blößen, Sandrohr bildet dichte Horste vor der dicken Hecke aus Schlehen, Weißdorn und Rosen, die sich an dem Bache entlang zieht, und über den das Schlingwerk der Waldrebe tief hinabhängt.

Auf dem untersten Aste der Eiche sitzt der Bussard. Es ist einer seiner Hauptanstandsplätze, dieser Ast. Der Löß ist warm und trocken, in der Feldmark ist es kalt und naß; darum sind hier am Vorberge immer mehr Mäuse, als im Felde, zumal es am Futter dort nie mangelt. Eicheln und Buchnüsse liegen dort im Heidkraut und die Samen des Sandrohres, auch Schlehen, Mehlfäßchen und Hagebutten, und die Heidnarbe fängt den Fichtensamen auf, den der Wind von der Waldkante hierher jagt.

An dem vermoosten Erlenstocke raschelt das fuchsrote Winterlaub des Farnbusches. Eine rötlichgraue, schwarzgestriemte Brandmaus huscht hervor, fährt wieder zurück und springt mit langen Sätzen in das Heidkraut. Dort huscht sie hin und her und jetzt macht sie Halt; sie hat eine Eichel gefunden. Ritzeratz, raspeln die Nagezähne ein Loch in die Schale. Aber weiter kommt das Mäuschen bei dem Mahle nicht. Lautlos läßt sich der Bussard von dem Aste fallen, bis er dicht über der Maus ist, und dann lüftet er die Schwingen, wirft die Griffe nach vorne und faßt die bunte Maus. Ein feiner Pfiff ertönt, aber kein zweiter. Der Bussard langt sie mit dem Schnabel auf, schlingt sie hinab, schüttelt sich und nimmt wieder seinen Lauerplatz ein.

Es dauert nicht lange, da kommt von dem Stechpalmenbusche unter der dicken Buche eine Waldmaus angehopst. Sie will nach dem Bachufer; sie kommt aber nicht so weit. Wieder läßt sich der Bussard hinabfallen und das Mäuschen verschwindet in seinem Rachen. Das geht noch mehrere Male so, und zwei Feldmäuse, eine Rötelmaus und eine Zwergmaus finden in den Krallen des Räubers ihren Tod. Dann aber erhebt er sein Gefieder und streicht zu Felde, um auf einem Grenzstein aufzublocken. Dort treibt er es ebenso, wie am Vorberge, und noch manche von den wenigen Mäusen, die den nassen Herbst und den schlimmen Winter überdauerten, vertilgt er.

K. Spengler. **Bussardhorst.** *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

K. Regel. *Gadheim, Mai 1909.*

Bussard, Dunenjunges im Nest.

Es kommen wieder härtere Tage. Nordostwind pfeift, die Mäuse bleiben zu Hause. Da ist Schmalhans Tafeldecker. Hungrig streicht der Bussard im Felde umher. Am Wege findet er eine Wursthaut; die stillt seinen ärgsten Hunger. Sonst ist aber nichts zu finden. Traurig blockt er, den Kopf in die Rückenfedern gezogen, auf dem Stumpfe der vom Blitze zerschellten Pappel an der Bachbrücke. Ein Flug Wildtauben kreist über dem Felde und fällt auf der Brache ein. Plötzlich flattern sie empor und stieben fort. Sie versuchen, sich zu einer geschlossenen Schar zusammenzuballen, aber der Wanderfalke, der irgendwo dort oben am Walde gelauert hat, ist schneller, als sie. Laut kommt er angebraust, schlägt eine Taube und, da er sehr hungrig ist, versucht er sie zu kröpfen.

Eben ist er dabei, sie zu rupfen, da geht es über ihm: „Hiäh, hiäh," und er bekommt einen Puff, daß er die Taube fahren läßt und entsetzt zur Seite stiebt. Sofort ist der Bussard bei der Beute. Wütend schlägt er mit den breiten Schwingen und schreit dem Edelfalken seinen Katzenschrei entgegen. Zwei-, dreimal versucht der, ihn fortzutreiben, aber er ist es

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

Mäusebussarde im Nest, drei Wochen alt.

nicht gewohnt, zu Fuße zu fechten, und ärgerlich saust er davon. Der Bussard aber kröpft und kröpft, bis von der Taube nicht mehr viel übrig ist, und dann streicht er mit schwerem Kropfe träge rudernd dem Walde zu.

So lebt der Bussard heute wie morgen. Den einen Tag gibt es viel, den andern wenig, den dritten gar nichts. Dann kommt ein Morgen, an dem er von seinem Lauerposten auf dem Grenzsteine einen alten Hasen erspäht, der mühsam den Graben entlang hoppelte. Wäre es ein gesunder Hase, so würde der Bussard sich nicht um ihn kümmern. Aber dieser hier ist krank. So mancher fiel über Winter und half dem Bussard über die mageren Tage hinweg. Zehn Schritte von dem Grenzsteine bricht der Hase zusammen, reißt sich aber noch einmal empor und hoppelt bis an den Graben. Er rückt nach rechts, er rückt nach links, dann gibt er sich einen Ruck, um den Graben zu nehmen, denn er will im Walde sterben, aber das bißchen Kraft langt nicht mehr dazu, und er kollert in den Graben hinein. Am Rande des Grabens sitzt der Bussard und wartet. Der Hase zappelt noch immer. Endlich hört das Zucken auf; der Raubvogel äugt

Mäusebussarde im Nest, 25 Tage alt. Eine Forelle am Horstrand.

umher und flattert in den Graben hinein. Es ist zwar nicht leicht, den Balg des Toten aufzureißen, aber es gelingt schließlich, und gierig zieht der Bussard Wildpretfetzen heraus. Da geht es über ihm: „Arr, Err, Örr", er bekommt einen Puff, flattert aus dem Graben, bekommt noch einen Puff, und noch einen, es gibt immer mehr Gekrächze, es werden immer mehr Krähen, und da hilft ihm nicht Schnabel noch Kralle, er macht, daß er in den Wald kommt und bekommt noch manchen Schmiß mit auf den Weg.

Dieses Abenteuer hat für heute ihm alle Lust genommen, im Felde zu bleiben. Er lauert im Walde, bis er eine Maus erwischt, macht einen vergeblichen Versuch, eine Eichkatze zu haschen, und duckt sich wieder auf einen tiefen Ast, um weiter auf Mäuse zu warten. Da knallt es nach dem Berge zu. Es ist nicht das erstemal, daß der Bussard es knallen hört, und er weiß, daß oft für ihn dabei etwas abfällt. Vorsichtig, immer in Deckung bleibend, streicht er bergauf und hakt am Rande des Altholzes auf. Unaufhörlich geht sein Kopf hin und her. Da oben am Hange taucht der Jäger auf; er geht dem Grunde zu. Sobald er dort unten ist, streicht der Bussard dem Kammwege zu. Von Baum zu Baum flatternd, kommt er bis zu der Blöße unter dem alten Buchenüberhälter. Unter der Buche liegt etwas Schwarzes, Blankes. Der Bussard reckt den Hals und späht hinab. Endlich, nach einer Viertelstunde, schwingt er sich hinab und faßt bei der Krähe Fuß, die der Jäger aus der Buche herunterholte. Sie ist mager und trocken, aber immer besser, als nichts, und so bleibt von ihr nicht viel übrig.

Allmählich gibt es bessere Tage. Über Mittag kriecht allerlei Gewürm, Schnecken und Raupen im Grase, der Mäuse werden immer mehr. Da treibt es den Bussard, über dem Wald Kreise zu ziehen und seinen Ruf in das Tal hineinzuschicken. Und als ihm hier keine Antwort wird, steigt er höher und hoch über dem Kamme, hoch über dem Lugaus der Wanderfalken auf den grauen, zerborstenen Klippen, gellt sein schneidender Schrei. Von der Talflanke kommt ihm ein Widerhall; ein Bussardweibchen kreist dort. Bald steigen und fallen die beiden Bussarde über den rotbraunen Buchenkronen und über den dunkelgrünen Wipfeln der Fichten, über den roten Buchenjugenden und den grauen Klippen, und ihr Doppelschrei übertönt den Schlag des Finken und das Lied der Märzdrossel.

In dem Fichtenaltholze steht eine schlanke, hochschäftige Fichte. In ihrer äußersten Spitze droht ein dunkeler Klumpen. Ein Krähenpaar baute vor Jahren dort sein Nest. Im nächsten Jahre brütete der Habicht dort. Den schoß der Jäger ab und seitdem horsten die Bussarde dort. Von Jahr zu Jahr ward der Horst breiter und tiefer, denn jeden April kam eine neue Schicht feiner Zweige dazu. Jetzt ist er so dicht, daß kein Schrot, keine Kugel ihn mehr durchbohren kann, und so tief ist die Nestmulde, daß die Eier und die Jungen sicher darin sind, und wenn der Sturm den Wipfel der Fichte

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), Juni 1907.*

Vier Wochen alte Mäusebussarde. Rest eines Eichhörnchens im Horst.

auch noch so sehr schüttelt. Pfeift der Wind auch noch so arg, es stört das Bussardweibchen nicht. Fest sitzt sie auf den drei großen Eiern, von denen keins dem anderen gleicht; schwarzbraun ist das eine gefleckt, heller das andere gemustert und das dritte, viel kleinere, hat fast gar keine Flecken.

Nur zwei Junge entschlüpfen den Eiern. Das eine ist taub und die Alte wirft es über den Nestbord. Sie kann froh sein, daß sie nur zwei Gierhälse zu füttern hat. Hilft ihr auch das Männchen und versteht sie sich auf den Mauseanstand, den Maulwurfsfang und die Eidechsenjagd, es ist ein hartes Stück Arbeit, zwei hungrige Mägen zu füllen und dabei selbst bei Kräften zu bleiben. Von früh bis spät sind die beiden Alten unterwegs und schleppen alles, was sie erbeuten können, heran, Mäuse, Maulwürfe, Wiesel, halbwüchsige Eichkatzen, ab und zu auch einen Junghasen oder ein Fasanenkücken, und auch Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Heuschrecken, Maikäfer und Mistkäfer, und sogar eine junge Katze, die sich dummerweise in das Feld wagte, büßt ihren Vorwitz mit dem Tode.

In der Hauptsache aber müssen die Mäuse daran glauben, vor allem

M. Steckel. *Jägerhaus Tillowitz, Juni 1907.*

Junge Mäusebussarde im Horst.

die Feldmäuse. Es gibt nicht viele in diesem Jahre, aber es ist unglaublich, was das Bussardpaar davon zu Holze trägt und selber kröpft. Zehn bis fünfzehn braucht jedes Junge, um halbwegs satt zu werden, und die Alten kommen mit weniger auch nicht aus. Nebenbei wird auch einmal im Walde eine Maus erbeutet oder im dämmerigen Stangenorte ein Siebenschläfer erwischt, und so mancher Hamster, der allzu verwegen die Deckung verließ, fällt den Bussarden zum Opfer, und wenn er auch noch so strampelt.

An der anderen Seite des Tales hat früher einmal ein leichtsinniger Jagdpächter, den Bauern zum Verdruß, Kaninchen ausgesetzt. Der hohe Lößboden ist so recht geeignet dazu, Baue darin zu scharren. Allerlei Felder liegen dort, das Gebüsch ist dicht, und trotzdem vermehren sich die Kaninchen dort nicht so, wie an anderen Orten. Den alten Kaninchen können die Bussarde zwar nicht viel anhaben, aber manches Junge, das sich zu weit vom Bau fortwagte, verfällt ihren scharfen Griffen. Viertelstundenlang rüttelt der Bussard über der Kaninchensiedlung und sobald ein Jungkaninchen in der Luzerne sitzt, saust der Räuber herab und schlägt es.

M. Steckel. *Jägerhaus Tillowitz, Juni 1907.*

Junge Mäusebussarde im Horst. Zwei streiten sich um einen Brocken.

Aber auch die niedere Jagd ist ihm nicht zu gering. Gern spaziert er an dem Raine entlang und füllt den Kropf mit Heuhüpfern, Graseulenraupen, Käfern und Schnecken. Geduldig lauert er auf dem Grenzsteine, bis die Eidechse ihr Loch verläßt. Stößt irgendwo ein Maulwurf, so harrt er solange, bis der schwarze Kerl dicht unter der Oberfläche ist, und greift ihn durch die schwarze Erde hindurch. Auch auf dem Waldboden macht er sich zu schaffen, späht das Nest der Waldwühlmaus aus und verschlingt die Jungen, sammelt Käfer, sucht Raupen, liest Nachtschmetterlinge von der Rinde ab, und wenn ihm dabei eine tolpatschige Jungamsel oder ein aus dem Nest gestürzter junger Häher in den Wurf kommt, ihm ist es recht, er kann alles gebrauchen, was da kreucht und fleucht.

So keck er bei seinen Raubzügen jetzt auch ist, unvorsichtig ist er nie. Der Jagdpächter dieses Reviers schont ihn ja, stellt auch keine Pfahleisen, weil er ein Weidmann und kein Schinder ist, aber trotzdem weicht ihm der Bussard aus. Knallt es aber, so streicht er vorsichtig heran und so manches Mal lohnt sich die Mühe, denn es gibt dann eine Krähe und mitunter auch

23*

Dr. Rosenius. *Schonen (Schweden), September 1907.*

Mäusebussard, künstlichen Uhu anfliegend.

das Gescheide von einem Bocke, und daran sitzt immer noch genug, mit dem ein Bussard zufrieden ist, und wäre es weiter nichts, als der geronnene Schweiß oder die Milz. Kommt dann nachts dem Fuchs die frische Wundwitterung in die Nase, so findet er nichts als die Därme.

Bietet der Wald nicht genug, so ist das Feld da und das Wiesenland hüben und drüben des Baches. Da huschen Mäuse und Spitzmäuse, da hüpfen grüne und braune Frösche, da kriecht die Ringelnatter und wirft sich die Forelle über die Schotterbank. Ehe sie das Tief gewinnt, hat sie sich der Bussard gelangt, und sie schmeckt ihm ebenso gut, wie die Ringelnatter, die sich verzweifelt sträubte und noch, als sie schon im Kropfe verschwunden war, sich wand und drehte. Aber am liebsten jagt der Bussard im Felde. Die Maus ist sein Hauptwild, alles andere nimmt er so nebenher; die Maus aber jagt er planmäßig, und auf hundert Mäuse, die er greift, kommt eine Eidechse oder ein Jungvogel, der im Grase herumflatterte und dem Sperber oder dem Wiesel verfallen wäre, hätte ihn nicht zufällig der Bussard gewahrt.

Aber sehr geschickt ist er in solcher Jagd nicht und nur zufällig fällt ihm ein Vögelchen zur Beute.

Der Sommer kommt heran, die Bussardbrut ist beflogen. Noch lange wird sie von den Alten geführt, vorerst im Walde, wo sie sich bergen und hüten kann. Ein lustiges Treiben herrscht dort vormittags. Die alten Vögel fliegen vorauf und hinterdrein flattern, noch etwas ungeschickt, die Jungen. Greift eins beim Aufhaken vorbei und poltert zu Boden, so sind sofort die Alten dabei und ermuntern es, daß es einen zweiten Versuch macht und mit der Zeit lernen die Jungen, ebenso geschickt zwischen den Stämmen hindurch zu streichen, wie ihre Eltern, und sich still abzustehlen, naht sich ein Mensch.

Damit ist auch die Zeit gekommen, daß die Alten die Brut zu Felde führen und ihr die Jagd beibringen. Auf der Brache, wo es die meisten Mäuse gibt, und auf der gemähten Luzerne wird der Anfang gemacht. Stumm und steif sitzt hier ein Altes mit einem Jungen vor einem Mauseloche. Das Junge weiß nicht, worauf es ankommt, aber als in den Laufröhren etwas Graues dahinhuscht und der Alte es mit schnellem Griffe erwischt, dämmert ihm ein Verständnis und hastig faßt es zu, als auch bei ihm eine tapprige Jungmaus auftaucht. Es glückte, und froh ob des ersten Beutestückes kröpft der junge Bussard die Maus hinab. Zwei Wochen dauert es noch, da weiß er auch den Maulwurf zu haschen und den Frosch zu fassen, und nach weiteren zwei Wochen gelingt es ihm sogar, aus dem Fluge heraus die Blindschleiche zu packen.

Damit lockert sich das Band zwischen den Alten und den Jungen und auch zwischen den Alten selber, und jedes geht seine eigenen Wege. Nicht sehr weit kommt das eine Junge. Jenseits des Berges in der Ebene steht eine Krähenhütte. Jeden freien Nachmittag im Frühherbste sitzt darin der Jagdpächter und donnert alles herunter, was auf den Uhu haßt, den reizenden Turmfalken wie den herrlichen Gabelweih, und auch jeden Bussard. Er hat nie ein wissenschaftliches Werk gelesen, er weiß nichts von den umfangreichen Magenuntersuchungen, die auf der Kaiserlichen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft zu Dahlem angestellt wurden, und aus denen sich ergab, daß der Bussard sich größtenteils von Mäusen nährt; er donnert alles herunter, was einen krummen Schnabel und scharfe Griffe hat.

An einem hellen Septembermorgen sitzt der Massenmörder und Naturverhunzer wieder in seiner Erdhütte. Vor ihm auf der Juhle blockt der Uhu. Von ferne krächzen Krähen. Sie kommen nicht heran, denn sie wissen Bescheid. Ein Turmfalke, der auf der Stoppel Mäuse gejagt hat, gewahrt die Großeule. Mit hellem „Kikikiki“ streicht er heran und neckt den Dickkopf. Es kracht und das allerliebste Räuberchen, das gesetzlich geschützt ist, liegt blutend und zuckend im Grase. Eine Viertelstunde vergeht, da deutet der Uhu wieder an, daß Besuch kommt. Es ist einer der Jung-

bussarde aus dem Forst. Solch Ungetüm, wie den Uhu da, hat er noch nie gesehen. Mit höhnischem „Hiäh" haßt er auf ihn. Der Schuß kracht und mit zerschmettertem Flügel stürzt er auf den Anger. Frohlockend kriecht

A. Kegel. Gadheim, Juni 1909.

Junger Mäusebussard im Horst, kurz vor dem Ausfliegen.

der Schießer aus seinem Loche, ergreift den verwundeten Bussard und schmettert dessen Kopf gegen einen Stein.

O, es ist ein eifriger Heger, dieser Mann. An vielen Stellen im Felde hat er Pfähle aufgestellt und darauf Eisen gebunden. Wenn er gerade Zeit hat, sieht er sie nach, und freut sich über alles, was er verendet oder noch

lebend, aber mit von den Bügeln der Falle zerschmetterten Läufen darin findet. Meistens sind es Eulen, Waldohreulen, Waldkauze, auch die allerliebsten Steinkauzchen, alles nützliche Räuber, die zu fangen nach dem Gesetze verboten ist. Aber was kümmert das den Schießer? Wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Und in einer solchen Falle fing sich der zweite Jungbussard. Zwei Tage hing er mit zersplitterten Läufen in den Bügeln und flatterte verzweifelt, bis er langsam unter schrecklichen Schmerzen verendete. Mit Befriedigung löste ihn der Jäger aus und sehr froh war er, als er in dem Kropfe des Bussards ein Flöckchen Hasenwolle fand. Zu Hause setzte er sich hin und schrieb eine Postkarte folgenden Inhaltes an seine Jagdzeitung: „Der scheinheilige Bussard. Gestern fing ich einen Mäusebussard im Fangeisen, der Hasenwolle im Kropfe hatte. Da sieht man wieder, was es mit der vielgepriesenen Nützlichkeit der Bussards auf sich hat. Bei mir wird fortan keiner pardoniert. Tod allem Raubzeug und Weidmannsheil allen Raubzeugfängern."

Der Bussard hatte keine Hasenwolle im Kropfe gehabt, wenn der Jäger besser nachgesucht hätte. Am Tage, bevor sich der arme Bussard fing, flüchtete der Jäger einen Hasen an. Sein schlecht abgeführter Hund verlor bald die Fährte, weil er hinter einem gesunden Hasen herumhetzte. Der angeschossene Hase ging bald ein und der Bussard fand ihn und machte sich darüber her.

So liegt es fast immer, wenn ein Bussard Hasenwolle oder Huhn- oder Fasanenfedern inne hat. Aber es wird noch lange dauern, bis das Schießertum sich davon überzeugt, daß der Bussard der Jagd so gut wie gar nicht schadet und daß der Jäger, der einen Bussard fängt oder schießt, sich damit selbst als Dummkopf hinstellt.

Eben aus dem Ei geschlüpfter Mäusebussard.

Der Gänse- und Kuttengeier.

Von Martin Braeß.

Wo die Karpathen die Grenze zwischen Siebenbürgen und Rumänien bilden, ist das Reich der Gewaltigen unter den Säugetieren wie unter den Vögeln Mitteleuropas. Der Bär, aus so vielen Ländern bereits vertrieben, hat hier sein sicheres Asyl; fast jedes Tal beherbergt dieses mächtige Raubtier. Von den Beutezügen des „ursulu" wissen besonders die walachischen Hirten im Gebirg viel zu erzählen, und auch drunten im „Bärenland" kursiert manch abenteuerliche Geschichte von dem braunen Gesellen. Droben aber auf schroffer Felsenwand, zur Seite des Hochtals, das wildschäumend die Flut des Gießbachs durchströmt, hat der König der Vögel, der Steinadler, seinen Horst errichtet, und noch höher, zwischen dem Steintrümmermeer, das sich zu dem goldenen Rand des tiefblauen Sees herabsenkt, und dem Felsenzinken, der in die Luft starrt, thronen die Größten der Großen, die Geier, die unumschränkten Herrn des Gebirges.

Herrlich ist der Flug dieser mächtigen Vögel! Ruhig schwebend schraubt sich der Adler in Spiralen zum Himmel empor, oder er schwimmt, langsam rudernd, über den grünen Tälern, über dem starren, kahlen Gestein. Majestätischer noch ist der schwebende Geier. Er *ruht* in der Luft; ausgespannt hält er die Arme mit den stählernen, elastischen Schwingen, so schmal und so lang; kaum merklich hebt und senkt er die gewaltigen Flügel. Eingezogen hält er den Hals, daß nur der Kopf aus den Schultern hervorsieht. Jetzt schwimmt er nicht mehr über der Felsenzinne, über der er in Schrauben emporstieg, jetzt sinkt sein Schatten hinab auf die steinige Halde, jetzt huscht er über das Meerauge, jetzt gleitet er still über die grasige Matte, daß die blökenden Schafe erschreckt aufspringen, und jetzt vereinigt er sich mit dem Schatten der riesigen Tannen, die drunten den Grashang begrenzen.

Alle Einzelheiten erkennt sein scharfes Gesicht, jede Bergspitze, die aus den gewaltigen Gesteinstrümmern schroff emporragt, die Grate und Kämme, die tiefen Täler und Schluchten dazwischen, die Felsenzirken, die steinernen Arms kleine Gebirgsseen umgürten. Der stolze Segler sieht in die Ferne bis zur walachischen Ebene hinab; er schaut gen Norden das wellige Land Siebenbürgens mit all den freundlichen Dorfschaften zwischen Feldern, Wiesen und Obstgärten, mit den glitzernden Wasseradern und den unzähligen Hügeln, von Wald oder Reben bedeckt. Hoch oben am Grat erkennt er die kletternde Gemse, auf grüner Matte im Schutze gewaltiger Felsblöcke die Stina, wo

R. B. Lodge. **Gänsegeier an einem Pferdekadaver.** *Transsylvanische Alpen, September 1903.*

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier an einem Pferdekadaver.

der walachische Hirt die Schafmilch in Käse verwandelt, in der Nähe die Herde, von weißzottigen Wolfshunden sicher behütet, und drunten am Rande des Waldes den Bär, der im Dornengestrüpp nach Beeren sucht; in der Dämmerung am Abend wird er gewiß eins von den Schafen erbeuten.

Und dort in der Schlucht — langsam klimmen auf dem steinigen Saumpfad, zwei, drei kleine Gebirgspferde empor, mit Mantelsäcken und Kisten, mit wollenen Kotzen, mit Zeltleinwand und Stangen beladen. Ein Mann im Touristenanzug geht voraus; ein walachischer Führer, in weißem Beinkleid und Hemd, den schwarzen Filz auf dem Kopfe, an den Füßen die Leder-Opintschen, geleitet die Pferde, und ein Bursche, einen Tornister am Rücken, beschließt den Zug, der jetzt zwischen den letzten Fichtenkrüppeln hinaus auf die sonnige Alm tritt.

Nicht Jagdlust ist's, die den Fremden ins unwegsame Gebirge führt, auch kein tollkühner Bergsport; ihn treibt ein ernsterer Wunsch. Wohl gilt sein Besuch den Herrschern der Felsenwildnis, den Kutten- und Gänsegeiern, den Adlern, den Raben; aber seinen Hut will er diesmal nicht mit

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier an einem Pferdekadaver.

stolzer Jagdtrophäe schmücken; drin im Tornister trägt der Bursche das kunstvolle Werkzeug, das ihm helfen soll, seinen Plan zu erreichen. Den Menschen drunten im Tiefland will er von dem Leben hier oben erzählen, fern von jeder Kultur; die Bilder, welche die Kamera aufnimmt, sollen von den stolzen Gebietern berichten, die hier dem Himmel so nahe herrschen.

In der Nähe der Stina wird rasch von den beiden Walachen das Zelt aufgeschlagen und im Innern aus Tannenästen voll schwellender Nadeln das Lager bereitet. Doch noch fern ist die Rast; es gilt, droben, nahe dem Grat, im Steintrümmermeer einen Platz auszuwählen, von wo man die Adler und Geier, wenn sie zum Fraß kommen, aus einem Versteck beobachten und dann die Linse der Kamera auf die nichtsahnenden Räuber mit sicherer Hand richten kann. Zum Opfer aber ist eins der Pferde erkoren, das, altersschwach, kaum noch den steilen Hang zu erklimmen vermag.

Bald sind auch die letzten Reste der Hochgebirgsvegetation verschwunden; kein Alpenstrauch mehr, kein Krummholz zwischen den Steinen. Riesige Felsenkessel, kilometerbreit, angefüllt mit den Gesteinstrümmern ihrer Wände,

gähnen zu beiden Seiten des Pfades; in vollständiger Auflösung scheint das Gebirge begriffen. Ein großartiges Bild der Vergänglichkeit, des Unbestandes dessen, was als das Mächtigste und Festeste auf dieser Erde gilt!

Endlich wird haltgemacht, dicht unter dem Grat. Bald ist eine Felsenspalte gefunden, die mit geringer Mühe zu einem passenden Schlupfwinkel eingerichtet werden kann, und nun dröhnt von den Bergwänden laut widerhallend der Schuß, der den abgetriebenen Gaul leblos zu Boden streckt; nur zehn Meter von dem künftigen Versteck entfernt liegt der Kadaver.

Das Zelt drunten am Grashang beherbergt jeden Abend den Forscher; aber schon am dämmernden Morgen, noch ehe der Sonnenball die schroffen Felsenzinken mit rotgoldenem Lichte bestrahlt, kauert der Fremdling in seiner dunkeln, eisigen Felsenspalte, die er selbst jedesmal mit Steinblöcken zumauert. Nur das Objektiv des Apparates schaut durch eine Lücke nach dem Leichnam des Pferdes, der die großen Vögel zum Mahle einladen soll.

Der erste Tag vergeht schweigend; träg rinnen die Stunden, unendlich lang dem Beobachter, der, zwischen Felsen und Steinen lebendig begraben, nichts anderes sieht als den Kadaver des Pferdes. Aber am zweiten Tage ein metallisch klingendes Sausen von Flügeln, ein tiefes Krächzen, bald stärker, bald schwächer, abgebrochen und dann wieder runder und voller. Die Raben eröffnen das Festmahl. Vorsichtig umkreisen sie in weitem Bogen die Gegend, ehe der erste es wagt, an der Tafel sich niederzulassen. Er setzt sich auf den Kopf des erschossenen Pferdes; bald folgt ein zweiter, ein dritter, und schließlich hat sich eine ganze Schar um die Beute versammelt. Aber die Haut ist zu zäh; sie widersteht dem Schnabel der Raben, so daß ihr Appetit wohl immer von neuem gereizt, nicht aber befriedigt wird. Nur die Augen hacken die schwarzen Gesellen aus; sie müssen auf Mächtigere warten, die ihnen das Mahl erst mundgerecht machen.

Am dritten Tage streichen die Geier in der Nähe des Aases herum, doch wagt keiner von ihnen, das dargebotene Mahl zu berühren. Ganz zeitig am Morgen sind sie gekommen; Dunkel deckt noch die Berge. Das sausende Flügelschlagen erfüllt die Luft, und heisere Töne erschallen bald hier und bald da. Jetzt wird es ruhig; auf dem Grat jenseits der Felsenklause haben sich die mächtigen Vögel niedergelassen und betrachten gierigen Blicks die willkommene Beute zu ihren Füßen. Immer deutlicher heben sich ihre dunkeln Silhouetten von der heller werdenden Morgenluft ab; riesengroße Gestalten auf dem Grunde des bleigrauen Himmels. Gänsegeier sind es, sechs Stück, meist junge Tiere, doch auch zwei alte sind mit dabei. Aus dem weißen, wulstartigen Nackenkragen hebt sich bei diesen der dünne Hals empor, der mit kurzen, gelblichen Härchen bedeckt ist; sehr licht braungrau ist die Oberseite gefärbt, aschgrau überpudert, die Unterseite hell rostbraun. Bei den jüngeren Vögeln dagegen erscheinen Hals und Kopf

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier und Raben an einem Pferdekadaver.

stärker, da wollartige weiße Dunen diese Teile bedecken, und der Halskragen besteht bei ihnen aus düster graubraunen verlängerten Federn, die in der frischen Morgenluft flattern; das ganze Gefieder ist dunkler, fast einfarbig erdbraun.

Unberührt liegt noch das Pferd; nur die Augen fehlen, und am Nacken klafft eine Wunde, die gestern nach langem Bemühen die Raben mit gemeinsamer Kraft geschlagen haben. Langsam steigt die Sonne empor; ihr volles Licht trifft jetzt die Gesellschaft droben am felsigen Grat. Da lüften zwei die mächtigen Schwingen, schweben kreisend mit ruhenden Flügeln über dem Platz, daß die riesigen Schatten gespensterhaft bald am Boden dicht neben dem Aase dahingleiten, bald an der Wand, die im Westen den Felsenzirkus umgibt. Mit angezogenen Schwingen stürzt dann der eine sausend hernieder, hemmt den jähen Fall kurz vor dem Boden durch klatschendes Schlagen der Flügel, und im nächsten Moment steht der erste Geier auf seinem Opfer. Auf den gewaltigen blaugrauen Fängen erhebt sich fast senkrecht der Körper; hoch hat er die Schultern gezogen, schlaff hängen die Flügel herab, und der Weißkopf auf dem vorgestreckten Halse ist gierig nach der Beute gerichtet. Einen Augen-

blick noch sichert der Vogel spähenden Auges, dann beginnt er an dem trocknen Fell des Pferdes zu zerren und kraftvoll zu reißen. Der blauschwarze Schnabel mit der hakigen Spitze haut immer von neuem, bis schließlich die zähe Hülle durchbohrt ist. Bald erscheint auch der Genosse beim Mahl. Auf einem Felsen hatte er Posto gefaßt; nun hüpft er auf den Boden herab, geht schrittweis näher — mitunter auch ein paar Sprünge — und schwingt sich endlich auf den Rumpf des geopferten Pferdes empor. Gleich braust und saust es von neuem, ein dritter, ein vierter, nach kurzer Pause noch einer, jetzt zwei und jetzt drei, und nun rauscht es von allen Seiten herbei: ein Dutzend und mehr Gänsegeier, zumeist junge, in dunklem Gewand.

Da streichen auch Kuttengeier heran, noch stärker und größer als ihre Verwandten. Aus einigen hundert Metern Entfernung betrachten die scheuen Gestalten das Treiben der Weißköpfe; dann fliegen und hüpfen sie vorsichtig näher und näher. Es scheint, als habe die Natur sie nur zum Fluge geschaffen; denn ungeschickt sind diese Geier, sobald die fleischfarbenen Fänge den Boden berühren. Im freien Äther die herrlichsten Vogelerscheinungen, am Boden aber das wunderlichste Gemisch von Komik und Würde. Schrittweise gehen sie mit auf und ab pendelndem Körper; der Hals, mit dunkeln Haaren und Dunen besetzt, hängt schlaff aus dem flatternden Federkragen herab; der Schwanz wird gehoben, die Rückenfedern werden gesträubt. So nähern sich die schwarzbraunen, düstern Gesellen dem Mahl, das man auch ihnen bereitet hat. Fauchend und flügelschlagend werden sie von den futterneidischen Vettern empfangen; aber sie wissen sich bald einen Platz an der Tafel zu sichern.

Der Appetit der Vögel ist groß; in vier Stunden wird mehr als drei Viertel des Pferdes verspeist. Aber es sind auch viel hungrige Schnäbel; oft sitzen zwei Dutzend Geier am Mahl, andere kreisen darüber, lüstern ausschauend, wo ein Platz für sie frei wird; einige hocken auf den Steinen ringsum, die verschlungene Mahlzeit verdauend und doch immer bereit, sich nochmals an die Tafel zu setzen. Unsauber sehen sie aus; denn oft haben sie ihren Kopf und Hals tief in den Bauch des Aases gegraben, oder zwischen die Rippen des Pferdes, den Hals bis an den Federkragen gesenkt, um stückweis Lunge und Herz mühsam herauszuzerren. Mit sauberem Gefieder setzt sich jeder an die Tafel, und vom Blut und vom Inhalt der Därme ganz besudelt zieht er sich endlich befriedigt zurück. Die Gänsegeier zumal — ganz besonders die Alten dieses Räubergeschlechts — haben kein Kleid, das zu dem Kavillerhandwerk passend erscheint. Nach kurzem Schaffen am Aas ist ihr schneeweißer Halsschmuck völlig verschwunden; braunrot ist alles gefärbt, fleckig und streifig, wenig appetitlich. Die Gedärme sind ihnen immer lieber als festes Fleisch. Besonders der eine, ein alter Kuttengeier — drei Meter fast spannt er, das ganze Pferd könnte er mit seinen

R. B. Lodge. **Gänsegeier. Alter Vogel am Horst.** *Südspanien, April 1906.*

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier, ruhend.

Flügeln bedecken — ist ein verwöhnter Gourmet; er hält sich nur an die Därme, die er vor dem Verschlingen reinigt, so gut er's vermag. Er reißt ein Stück ab, spannt es mit dem Schnabel und einem Fang straff und streicht dann ein paarmal mit dem andern Fang darüber, daß der Darm sich entleert. Nun schlingt er den leckeren Bissen mit heftigem Würgen hinab.

Schließlich ist die Mehrzahl der Gäste gesättigt; da kommen die Raben in schwarzen Schwärmen herbei, um am Mahl der mächtigen Herren auch Anteil zu haben. Man läßt sie ruhig gewähren, und schlau genug sind die Spitzbuben, einen Leckerbissen erst dann zu ergreifen, wenn die Geier in ihrer Nähe gerade eifrig mit Schlingen und Würgen zu tun haben. Bald sind auch die letzten dieser großen Vögel gesättigt, und selten kommt noch ein neuer rauschenden Fluges daher.

Schwer sind die Kröpfe der Tischgenossen gefüllt, so schwer, daß die Tiere nur unbeholfen einige Meter von den Resten des Pferdes weghüpfen, um dann längere Zeit mit vorwärts gestreckten oder zu Boden hängenden Köpfen und hochgehobenen Schultern träg stehen zu bleiben. Das Ver-

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Gänsegeier an einem Kadaver.

R. B. Lodge. *Bosnien, Sommer 1909.*

Gänsegeier.

dauungsgeschäft verlangt Ruhe. So sitzen wohl zwei bis drei Dutzend der mächtigen Vögel in der nächsten Nähe herum, hier am Boden, gleich neben dem Aas, dort auf einem einzelnen Stein oder im Hintergrund auf dem felsigen Grat, einer neben dem andern. Still sind sie, Zank und Streit hat ein Ende, kein Flügelschlagen, kaum noch ein knurrender Laut. Bisweilen ändert wohl einer die Stellung oder reckt und dehnt einen Fittich, daß die langen Schwingen sich spreizen; aber jede Bewegung ist träg.

Die Sonne geht schon zur Rüste; da breitet endlich einer die Schwingen, hüpft ein paarmal am Boden, kreist niedrig über dem Aas, dessen Reste für heute verschmäht werden, dann schlägt er kräftig die Flügel, und in majestätischer Ruhe schwebt er über den Grat hin, um hinter den Felsenzinken still zu verschwinden. Die andern folgen dem Führer, erst einer, dann zwei oder drei, mit einem Mal, laut brausend, die ganze Gesellschaft. Nur die Raben verharren noch am Aas; dann erhebt sich krächzend auch diese Spitzbubenbande und fliegt, schwerfällig erst, aber bald in sausendem Zug, am geröteten Himmel gen Westen dahin.

Vögel II. Copyright 1910, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

Am folgenden Morgen ist jeder wieder beizeiten auf seinem Posten. Da mit einem Mal ein furchtbarer Lärm, ein gellendes Kreischen, ein rauschendes Flügelschlagen: ein Steinadler versucht, die Geier vom Aase zu vertreiben. Der erste will sich zur Wehr setzen; mit voller Wucht prallen die beiden Kämpen aufeinander — ein furchtbarer Lärm. Fast metallisch klingen die stählernen Fittiche bei dem Zusammenstoß; Kriegsrufe füllen die Luft, und laut krachen die Schnäbel im wuchtigen Stoß. Da flieht schon der Geier; ein zweiter nimmt den Kampf auf, doch auch dieser muß weichen. Das ist das Zeichen zur Flucht — ein halbes Dutzend Geier und ein einziger Adler! Schleunig streichen sie ab — nach wenig Minuten nur noch als Punkte in höchsten Höhen sichtbar.

Jetzt ist der Adler der alleinige Herr. Die fliehenden Geier verfolgt er nicht weiter. Er fliegt in die Nähe des Aases, um das Mahl zu beginnen. Da schaut er empor; ein Kuttengeier zieht seine Kreise. Auch dieser soll merken, wer jetzt befiehlt. Mit stolzer Kraft strebt der Adler empor, der Geier erweitert die Kreise und verschwindet, dem Mächtigen weichend. Dann saust dieser zurück und fußt auf der obersten Stelle des Aases. Königlich dieses Bild, ganz anders als die kröpfenden Geier; der Adler wahrt seine Majestät auch an der blutigen Tafel. Aus seinem wildtrotzigen Blick leuchtet das Bewußtsein und das Vertrauen eigener Stärke; furchtbar allen Geschöpfen, ist er der König, dessen Erscheinen unter den Säugetieren wie unter den gewaltigsten Vögeln Entsetzen verbreitet. Jetzt hält er im Mahl inne, richtet sich hoch auf und ruft mit klingender Stimme, durchdringend und scharf, dem Ruf des Bussards vergleichbar: „hia, hiah!“ dann beginnt er wieder an dem zähen Fleische zu reißen. Ob die Geier die Stimme des Königs vernehmen? weit sind sie geflohen. Nur bisweilen erhebt sich einer und schaut aus der Ferne, ob der Adler noch da sei.

Endlich ist das Feld wieder frei. Nun hüpfen die Gänse- und Kuttengeier von neuem ungeschickt um die Reste des Pferdes, dessen Knochen schon an vielen Stellen vom Fleisch völlig entblößt sind; sie zerren an Muskeln, Sehnen und Haut und flattern mit dem losgerissenen Stück den Steinblöcken zu, zanken sich um die Beute mit Flügelschlagen und heiserem Gekrächze, knappen mit ihrer furchtbaren Waffe, dem mächtigen Schnabel, und krachend zersplittern sie selbst schwächere Knochen. Nicht lange währt es, und das Gerippe des Gaules ist von jedem genießbaren Bissen völlig gesäubert; nur die Raben versuchen es noch, an den weißen Knochen zu nagen. Träg hocken in der Runde die Geier; dann verläßt einer nach dem andern den Platz.

* * *

Afrika und Vorderasien ist die eigentliche Heimat der riesigen Aasvertilger; Süd- und Osteuropa, wo manche ihrer Vertreter gleichfalls wohnen,

R. B. Lodge. Transsylvanische [illegible]

Steinadler am Luder. Sein Erscheinen hat die Geier vertrieben.

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Steinadler, auf dem Pferdekadaver Umschau haltend.

Steinadler auf einem Pferdekadaver, kröpfend.

O. Fikentscher. *Fogaraser Alpen, September 1909.*

Zwei Kuttengeier und mehrere Gänsegeier am Aas.

R. B. Lodge. **Gänsegeier am Aas.** *Bosnien, Sommer 1909.*

erscheint diesen großen Gebieten gegenüber nur als kleine Erweiterung. Hier in den Karpathen haben sie die Nordgrenze ihrer regelmäßigen Verbreitung erreicht. Der weißköpfige Geier ist in Ägypten und Nubien, auch in den abessinischen Bergen eine bekannte Erscheinung; an den Küsten des Roten Meeres wohnt er, wie auch im Binnenland an den Ufern des Blauen und Weißen Nils. Südwärts hat man ihn bis zum Äquator angetroffen, ja über diesen hinaus noch in der Breite von Sansibar. Auch im Nordwesten des schwarzen Erdteils, in den Gebirgen Algeriens, horstet der Weißkopf. Die vorderasiatischen Länder beherbergen ihn gleichfalls.

In Europa sind es besonders die Länder am Schwarzen Meer und am Mittelmeer, wo der weißköpfige Geier horstet. In Spanien dringt er bis zur Nordseite der Pyrenäen vor, weiter östlich bis nach Sardinien und der Fruschka-Gora im südlichen Ungarn. An einigen Stellen, wo die Donau in reißendem Lauf zum letztenmal die Gebirge durchbricht, ehe sie die weite Ebene Rumäniens erreicht, z. B. in den Kazan-Engen, steht gleichfalls so mancher Horst auf unzugänglichem Felsen; dann folgt die Nordgrenze den transsilvanischen Alpen. Auch in Bessarabien und Podolien, auf der Halbinsel Krim und im südlichen Ural horsten die gewaltigen Vögel einzeln oder in kleinen Kolonien.

Oft streichen sie weit gegen Norden; das Land steht ja frei, und schnell tragen die Schwingen. Im südlichen Frankreich sind Weißkopfgeier besonders im Spätsommer und Herbst keine ganz seltne Erscheinung, und in Österreich-

Ungarn ist wohl kein Land, wo nicht schon einmal die Kugel des Jägers den stolzen Flieger erlegt hätte. In der Schweiz hat man verhältnismäßig nicht oft den Weißkopfgeier beobachtet; dagegen hat schon mancher dieser majestätischen Vögel das Herz eines deutschen Schützen erfreut, besonders in Bayern, Württemberg, Baden. Aber selbst bis ans Meer, bis nach Ost- und Westpreußen und Pommern, bis nach Schleswig-Holstein und Jütland haben im Frühling und Sommer die südlichen Fremdlinge bisweilen die Reise verlängert, oft freilich zu ihrem Verderben. Verhältnismäßig oft wird Schlesien von den Weißkopfgeiern besucht; man hat hier sogar einmal einen Flug von 18 Stück der riesigen Vögel beobachtet. Aber das Brutgebiet liegt weiter südwärts; auf der Balkanhalbinsel und in den Gebirgen Spaniens ist das wahre Dorado der Weißköpfe zu suchen.

Die Bunaquelle kennt jeder, der Bosnien und die Herzegowina bereist hat. Der mächtige Schlundfluß entströmt einer Grotte, die von starrer Felsenmauer, wohl 130 Meter hoch, überragt wird. Lichtblau ist das Wasser, von seltener Klarheit; jedes Steinchen am Grunde, jede Forelle ist deutlich zu sehen. Droben aber, hundert Meter über dem Wasser, steht unbeweglich in einer Felsennische vor seinem Horste ein Geier, ein zweiter in nur geringer Entfernung von ihm. Ein dröhnender Schuß bringt Leben in die Starrheit des Bildes. Fünf Gänsegeier erheben sich machtvoll und kreisen schwimmenden Flugs hoch in den Lüften; kaum sichtbar sind die leisen Bewegungen der Fittiche, deren Schwingen sich an den Enden fingerförmig ausbreiten, nichts von Überstürzung und Hast. Stolz wenden sie den Ruhestörern den Rücken und ziehen talab. Anders die Felsentauben und Felsenschwalben, die ganz in der Nähe die Steinwand bewohnen, Zwerge neben den Riesen. Sie flüchten aus ihren Verstecken und flattern empor in die Höhe, sie sausen an den Wänden hin und her, als ob sie einen Ausgang erspähten; erst nach Minuten kehrt die vorige Ruhe zurück, und auch die Geier suchen wieder ihr Heim auf. Auch weiter abwärts, wo die Buna in die Narenta einmündet, horsten gleichfalls Geier in den Wänden, ebenso im Narenta-Defilee oberhalb Mostar und noch an manch anderem Orte des an urwüchsiger Natur so reichen Landes.

Überall hat hier der Geier an fast unzugänglichen Stellen schroffer Felsenwände, auf Absätzen oder im Grunde weiter Höhlen sein Heim aufgeschlagen. Die Geselligkeit liebt er; denn meist bewohnen mehrere Paare dieselbe Felsenwand, Jahr für Jahr. Den Ort, der sich einmal bewährt hat, geben sie nur ungern auf. Aus groben Reisern und Zweigen, Wurzeln und andern trocknen Pflanzenteilen nachlässig zusammengefügt, thront hier der Horst. Flach ist er gebaut; doch besteht er zuweilen aus einer großen Menge solch groben Materials, weil die Vögel im zeitigen Frühjahr stets wieder etwas hinzutragen. Bisweilen jedoch kommen sie auch ohne Niststoffe aus; dann liegen die Eier und später die Jungen auf dem nackten Gestein. Wie

alle Raubvögel, so beginnen auch die Weißkopfgeier früh mit dem Brutgeschäft. Der Februar ist gewöhnlich die Zeit, wo sie sich paaren, und meist liegen bereits in diesem Monat die beiden Eier im Horst. Doch richtet sich der Termin des Brütens sehr nach der wärmeren oder kälteren Gegend und besonders nach dem Alter des Weibchens. Jüngere Tiere warten nicht selten den Lenzmonat ab, während ältere, erfahrene Weibchen, besonders in milderen Strichen, wo der Winter nur schwach sein Regiment führt, bereits im Januar zu legen beginnen.

Schutzfärbung bedürfen die Eier dieser gewaltigen Vögel nicht; sie sind hier an der schroffen Felswand vor jedem Feinde sicher. Rein weiß ist ihr Gewand, die natürliche Kalkfarbe, doch erscheint das saubere Weiß nach längerem Brüten nicht selten mißfarben gelblich bis bräunlich, von dem Kleide des daraufsitzenden Vogels beschmutzt, der bei seiner blutigen Mahlzeit so oft die Reinlichkeit außer acht läßt. Aber es gibt auch wirklich gefleckte Eier, die dann denen des Kuttengeiers außerordentlich gleichen; doch ist ihre Schale stets rauher. Natürlich gehören die Geiereier zu den größten Vogeleiern Europas.

Das stärkere und meist etwas dunkler gefärbte Weibchen des Gänsegeiers brütet allein, wie es scheint, während das Männchen in der Nähe des Horstes Wache hält oder auch einen Flug unternimmt, um nach einem Fraße zu schauen; dann meldet es den Fund seiner Gattin, und gemeinsam streichen sie ab, die Mahlzeit zu halten. Beim Kuttengeier wechseln Männchen und Weibchen im Brutgeschäft ab.

Kehrt der Geier zum Horste zurück, so richtet er sich senkrecht auf der Felsenkante empor, streckt sichernd den kleinen Kopf auf dem Langhals weit nach vorn über den Abgrund, dann hüpft er mit halbgeöffneten Schwingen zum Horst, und täppisch läßt er sich nieder. Ihre Eier lieben alle Geiereltern mit zärtlicher Hingabe; erst bei großer Beunruhigung verlassen die Vögel den Horst, ja oft ist's nicht einmal möglich, durch laut dröhnende Schüsse den brütenden Vogel von den Eiern zu treiben; er weiß es, in der Felsennische ist er vor der Kugel des Schützen ganz sicher.

Ende März oder Anfang April sind Junge im Horst; flach fliegen sie auf dem Boden, auch mit Hals und mit Kopf platt auf den Zweigen oder auf dem nackten Gestein. Ihr Körper ist ganz in weiße wollige Dunen gekleidet; erst nach Wochen sprossen in Reihen am Rücken, am Bug der Flügel die dunkeln Federn hervor, später auch aus dicken, blutreichen Kielen die Schwingen. Nun nestelt der plumpe Schnabel gern in dem scheckigen Dunen- und Federgewande, und dann liegt das Junge wieder stundenlang unbeweglich im Horst mit halbgeöffneten Flügeln, den nackten Hals flach auf dem Boden; die Klauen schauen täppisch unter dem Leibe hervor, und mit seiner faltigen Haut am Kopf macht der ungestalte Jungvogel den Ein-

druck eines hundertjährigen Greises. Schnell wächst der Geier heran; doch den Horst verläßt er erst spät. Wochenlang hockt er darin und läßt sich von den besorgten Alten füttern und pflegen. Erst wenn er völlig erwachsen ist, wenn er den Schwingen vertrauen darf, verläßt er in Begleitung der Eltern das sichere Versteck, und nun führt er die Lebensweise, wie er's von den andern sieht und zu der auch ihn die Mutter Natur bestimmt hat. Zum Horst kehrt er täglich mehrmals zurück; denn dieser ist den Raubvögeln mehr als bloße Brut- und Pflegstätte des heranwachsenden Geschlechts. In der Nacht hockt

O. Fikentscher. *Fogaraser Alpen, September 1909.*

Gänsegeier am Aas.

die Familie im Horst oder dicht neben demselben; aber sobald die Dunkelheit nur ein wenig dem dämmernden Lichte weicht, verlassen die Geier den sicheren Winkel und suchen ihr weites Revier ab, ein gefallenes Tier zu erspähen.

Lebende Geschöpfe nach Art der Adler zu schlagen, das ist bei den Geiern nicht Sitte, und nur ausnahmsweise, wenn die Not sie zwingt, so scheint es, überwältigen sie ein krankes Schaf oder Reh, das sie dann in kurzer Zeit mit ihren schneidend scharfen Schnäbeln zerreißen und bis auf die blanken Knochen und auf die Teile des Fells in den unersättlichen Schlund hinabwürgen. Ob sie bei ihren Reisen nach Ländern, wo sich ihnen selten ein

Aas bietet, nicht auch bisweilen mit Amphibien, mit Schnecken, vielleicht selbst mit Käfern vorlieb nehmen, um den nagenden Hunger zu stillen, das ist noch eine offene Frage.

Wie den Osten, so bevorzugt der Gänsegeier auch den äußersten Westen Südeuropas, die iberische Halbinsel. Spanien ist so recht die Heimat der Geier. Über den Schneefeldern der höchsten Gebirge im Süden kreisen die stattlichen Vögel, wie über den heißen Steppengebieten im Innern des Landes; vor den Toren der Städte sitzen sie, auf Beute lauernd, oder sie hocken, einzeln

O. Fikentscher. *Fogaraser Alpen, September 1909.*

Gänsegeier am Aas.

und in Gesellschaft, an der einsamen, sonnigen Straße auf einem Stein oder Baum. Wohnung und Jagdrevier bietet ihnen das Land mit seinen hohen Felsenketten und seinen Steppenebenen, weit, unendlich weit, doch von der stolzen Höhe, die der Geier erreicht, gut übersehbar.

Besonders reich an weißköpfigen Geiern ist die Sierra de Ronda, westlich von Malaga, deren senkrecht abfallende Kalkwände viele Horstplätze bergen; aber auch die Gebirge in der Mitte des Landes, z. B. die Sierra Guadarrama nördlich von Madrid oder die benachbarte Sierra de Gredos beherbergt die mächtigen Raubvögel in stattlicher Anzahl.

M. Steckel. *Vrana (Bulgarien), März 1910.*

Gänsegeier auf einem Hausdach.

Auch in den nördlichen Gebirgen Spaniens, wo pittoreske Kalkfelsen in waldige Täler hinabschauen, wo der Auerhahn balzt, Wildkatze und Wolf nächtlich umherschleichen, der Bär manche Höhlung bewohnt und die Gemse am zackigen Grat klettert, hat der Weißkopfgeier sein Heim aufgeschlagen. In den höchsten Regionen oberhalb der Waldzone steht seine Wohnung. Am Morgen schweben die gewaltigen Vögel über den Matten und über dem Hochtal und spähen nach Beute; vielleicht hat ein Bär den Rest seiner nächtlichen Mahlzeit ihnen übriggelassen?

So gehört der Gänsegeier, wenn auch nicht überall zu den gewöhnlichen, so doch zu den charakteristischen Vögeln der spanischen Halbinsel. Nur den kultiviertesten Teilen des Landes fehlt er, z. B. der Gegend von Barzelona, Valencia und der ganzen Ostküste.

Auch der Kuttengeier ist auf der spanischen Halbinsel zu Hause; er brütet gleichfalls in den Pyrenäen, in den Gebirgswäldern Kastiliens, in Andalusien, ja bei Madrid soll er sogar häufiger sein, als sein weißköpfiger Vetter. Seinen Horst errichtet er, im Gegensatz zu dem Gänsegeier, auf mächtigen Bäumen,

M. Steckel. *Vrana (Bulgarien), März 1910.*

Gänsegeier auf einem Hausdach.

sehr gern auf Eichen, oft nicht allzuhoch über dem Boden. Starke, dürre Äste tragen den massigen Bau, der stets sehr viel Erde enthält und jeden Adlerhorst an Größe noch übertrifft. Doch nur ein einziges Ei liegt im März in der Mitte des riesigen Bauwerks.

Wie bei den Säugern, so ists auch im Reich der Vögel. Die größten Formen sind nur spärlich mit Nachkommenschaft gesegnet. Kraft, scharfe Sinne, gewaltige Waffen sichern jahrzehntelang das eigne Leben. Nur der Kleine, der Schwache hat seine Stärke in der Zahl seiner Kinder; in raschem Wechsel folgt hier Geschlecht auf Geschlecht, in raschem Wechsel Leben und Tod. Wer ist der Sieger im Kampfe ums Dasein?

Das Alpenschneehuhn.

Von Hans Sammereyer.

April ist ins Bergland gezogen!

Noch gleißen sie und glitzern sie in kristallner Firnpracht, die starren, weithinausblauenden Häupter gewaltiger Bergriesen, und noch deckt der tiefe harstige Schnee, überpunktet vom ausgeflogenen Fichten- und Lärchensamen, den wintermüden Bergwald.

Doch der milde Sonnenblick hat schon auf den Talfeldern dunkle, „apere" Flecke hervorgezaubert, und die ersten nordwärtsstrebenden Kiebitze warten unten so lange, bis sie der böse Föhnwind mit seinen nassen Schneeschauern wieder vertreibt. —

Übers Almenland geht nun der Morgen auf.

Keine Flüelerche grüßt ihn noch, kein Baumpieper fächert mit zittrigem Flügelschlage in die unendlich klare Luft, und auch der Wasserpieper ist noch nicht da, um piespernd seine flachen Bögen himmelan zu wippen.

Nur ein alter Birkhahn, der schon jahrelang seine sechsfachen krummen Sicheln zum Balzplatze trug, läßt auch heute den schönen Morgen nicht ungenützt verstreichen, denn schon vor Taggrauen war er da, als schwarzer Klumpen, auf der stahlhart gefrorenen Schneewehe, gerade ober der letzten uralten Zirbe, angefallen und nun dreht er sich gravitätisch und hüpft und tanzt und stürmt mit prächtiger Attitüde den Almhang. Und dazu klingt seine dumpfe, weiche Rodelstimme wie fernverhallendes dumpfes Glockengeläute.

Er und sein Vetter Schneehahn, der noch einige hundert Schritte oberhalb knapp unter dem Felsgrate sein fast sechsmonatliches Winterquartier aufgeschlagen hat, sind die einzigen alten Einsiedler, die schon durch ihr kleines Vogelherz heiße Minnestimmung ziehen lassen.

Sobald der alte Krummsichelige unten sein klangschönes Balzlied ausgesungen hat, schnarrt ihm sein weißer Vetter oben von der leis rosa erstrahlenden Felswand seine rauhe Antwort.

Er weiß sich drüben am seichten Almboden eine kleine zarte Schneehenne und wenn die trippelnd auf und ab läuft, und der erste Blick der lauen Aprilsonne ihr schneeweißes Zartgefieder rosig überhaucht, dann nimmt der Hahn gewaltigen Anlauf, rennt flügelfächernd den Schneehang hinan, hüpft auf den nächstbesten Stein und schnarrt mit überschnappender Stimme sein lautes „Arrararr — ar — ar" in die Luft.

Und wenn sie gar mit leisem Piepsen antwortet, dann hält es ihn nimmer auf seinem Steine, er fächert sich auf in die klare Bergluft, mit

Dr. Rosenius.

Nest und Gelege des Moorſchneehuhns.

M. Behr. *Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909.*

Lagerplatz mit Losung des Alpenschneehuhns.

zitterigem Fittichschlage wirft er sich mit der höchsten Anstrengung kerzengerade hinan, — haushoch —, schnarrt so laut seine Stimme klingen mag, und sinkt in unendlich schöner Kurve, flügelzitternd, wie eine feine zarte Feder wieder nieder. So kann es kein Vogel wie er, der alte Schneehahn-Einsiedler vom windumtosten Heidengrat; so schön mag nicht der Kiebitz gaukeln und die meckernde Bekassine niedersinken, eine solche wunderschöne Zitterkurve kann nicht der flugsichere Weih' ziehen, das kann nur ein Vogel auf der ganzen Welt — der Alpenschneehahn und vielleicht noch sein Vetter, der Moorschneehahn.

Und das scheint der zarten Henne mit der feinen lispelnden Stimme zu gefallen, denn sie japst ihm leise zu.

Nicht länger mehr hält es ihn da.

Wieder wirft er sich himmelan und wieder sinkt er leise hernieder, doch nicht ganz zur Erde, denn einige Meter davor wendet der Liebestolle und reitet auf starren krumm- und steifgebogenen Fittichen in elegantem Bogen hinüber zu ihr.

P. Rosenius. **Nest und Gelege des Moorschneehuhns*).** *Lappland, Juni 1904.*

Wenige Schritte vor der Henne fällt er zu Boden. Er schnarrt und wendet sich, fächert die Flügel, breitet den Stoß pfauartig aus, daß die schwarze Unterseite hervorleuchtet wie dunkle Kohle, und will ihre Liebe im Sturme erringen.

Doch sie will spröde sein und rennt vor ihm her bergwärts. Er hintennach. Flügelschleppend und rauh schnarrend. Und wie er gar zu toll wird, da breitet sie hurtig die Flügel und im Sauseflug geht es den Almen entlang. Er nach. Über die schneegleißenden Almfelder geht es dahin, übers starre

*) Bild S. 383 betitelt sich: Brütendes Moorschneehuhn.

Felsgrat hinüber, wieder hinab in den Flor tiefdunkelgrüner Zirben und jenseits hinan über ein viertes Feld mit Almrosenbüschen, dann über den jähen Steilgraben gradlinig hinweg, bis der rasende Flug an einem weiten Geröllfelde endet, wo sich die flugmatte Henne plötzlich wie ein Stein mitten hinein in wild übereinandergeschichtete Felstrümmer stürzt und wie ein weißer Kobold in einem gähnenden Grund verschwindet.

O. Grabham. *Yorkshire (England), März 1908.*

Moorschneehühner im Winterkleid.

Jetzt hat aber der Hahn das Nachsehen.

Ärgerlich schnarrt er, so daß Reinecke, der eben einen vergeblichen Raubzug auf einen balzenden Schildhahn gemacht, luntenschlagend sich von der anderen Seite ins Geröllfeld drückt. Doch da kommt er falsch an. Schon hat ihn der ärgerliche Hahn eräugt, und mit rauhem Warnungsruf reitet er über ihn hinweg. Zwar versucht der Arglistige den Hahn in tollem Sprunge

zu erhaschen, doch bewirkt er damit weiter nichts, als daß sich der Alte vom Heidengrat noch weiter hinanfittticht ins Morgenblau und sich über den Steilgraben hinüberschwingt aufs Heidengrat.

Verflogen sind seine Minnegedanken. Die Aprilsonne läßt er sein schneeweißes Gefieder, durch das sich am Halse schon die ersten schwarzen Federn des Hochzeitskleides zwängen, küssen und im trippelndem Gange ge-

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juli 1908.*

Moorschneehuhn im Sommerkleid.

winnt er die einzige „apere" Stelle, wo er der Bergazaleen harte Blätter ohne Mühe mit seinem kleinen, schwarzen, harten Hühnerschnabel abknabbern kann. Sein Balzgenosse, der alte sechssichelige Birkhahn unten, hat sich auf eine alte Zirbelkiefer geschwungen und kollert und zischt in rythmischer Abwechslung. Und sein Gefieder leuchtet demanten auf, wenn er beim Zischen die Flügel schlägt.

Die Aprilsonne aber küßt milde sein stahlblau Gefieder und läßt zarte Rosatöne über das Kleid des alten Schneehahnes huschen, der jetzt arglistig von seinem Felsgrat Wache hält gegen den grauen Unhold Hühnerhabicht, der eben unten geisterhaft um die Ecke des Zirbenwaldes bog.

Und sie lacht milde über die firnglitzernden Almen, über die silberglänzenden übereisten Almrieselbäche, über blaudämmernde Schründe und den dunklen, tiefdunklen Bergtau und dann übers freundliche Tal und die starre Kette unendlich weit sich hinziehender Berghäupter und den Kristallgletschern in weiter, weiter Ferne.

Zum alten Platzhahn unterm Heidengrat haben sich drei schneidige jüngere Birkhähne gesellt und machen ihm seine altangestammten Herrenrechte in täglicher Morgenrauferei weidlich sauer. Aber er ist doch noch immer Herr des Platzes, weil die Jungen, selber unter sich uneinig, dem alten Herrn gestatten, plötzlich in ihre Zänkereien wie ein stahlblauer Donnerkeil hineinzufahren.

Just so ergeht es auch dem alten Schneehahn oben am Grat. Wenn er kaum im ersten Leisahnen des Morgens seine Schnarrstimme erhebt und minnefroh hinanzittert zu den sterbenden Sternen, dann antwortet ihm regelmäßig von rechts und von links ein Hahn, und wenn er den nächstbesten verjagt, dann findet er an der kleinen Senkung bei der zarten Henne gar deren drei, die ihr aufs eifrigste die Cour schneiden. Und da fällt er darein, wie der Blitz und springt dem nächsten an die Brust und läßt dem zweiten seinen harten kleinen Schnabel kosten, so daß der dritte auf sein bloßes Schnarren Reißaus nimmt.

So bleibt er alle Tage Sieger und das scheint seiner kleinen Henne mit jedem Tage besser zu gefallen, denn immer günstiger nimmt die sonst so Spröde sein zierliches Fittichfächern auf und sein Stoßwippen und das leise Schnabeljappen, das er ihr zu Ehren sich wieder neu einlernt. Gar putzig ist er jetzt geworden. Mit den schönen schwarzen Zügeln an den Wangen allein gibt er sich jetzt nimmer zufrieden, sein Kleid hat sich am Kopfe, Halse und als schönen Brustschild gar ritterlich mit schwarzen, glänzenden Federn geschmückt, und die weiß er vor seiner Henne ins rechte Licht zu führen.

Wenn er aber von fern her ein zartes Japsen hört und dabei einer seiner Nebenbuhler in die Luft zittert, dann hält es ihn selbst da nimmer, und er muß hinüber, um den Nebenbuhler im jähen Ansturme zu verjagen und der anderen Henne so schön zu tun, als er es nur kann. Denn in galanten Abenteuern ist er gar wohl erfahren, der alte Schneehahn vom Heidengrat. —

Auch seine Lenzgenossen sind wiederum zurückgekehrt. Die Alpendrossel schmettert ihre melancholisch-lauten Weisen, der Wasserpieper zieht graziöse

Bögen durch die klare Luft, und ins Gekoller der Birkhähne mischt sich vom tiefern Bergwalde das Gerucksse der Tauben und vollendet die klangvolle Maimorgensymphonie.

R. Kearton. *Aberdeenshire (Schottland), Juni 1906.*

Brütendes Alpenschneehuhn.

Den Hühnerhabicht sieht er nun alle Tage um die Zirbenwaldecke biegen, wenn er im Mittagsschein von seiner Felsplatte Ausschau hält, und signalisiert ihn treulich den Vögeln der freien Alm.

Als er aber einst im Morgengrauen nahe an der Waldgrenze erwachte, und sein Balzgenosse, der sechssichelige Birkhahn, eben seine Stimme erhob,

O. Grabham. *Yorkshire (England), April 1908.*

Schottisches Moorschneehuhn. Hahn.

da zuckte aus einem unscheinbaren Reisighüttchen nahe den beiden ein feuriger Strahl und der Donner eines Schusses rollte über die Alm.

Da sauste der im Halbdämmer gefehlte Birkhahn hinweg, und der Alte vom Haidengrat stieg mit rauhlachendem Warnungsruf hinauf zu den höheren Almfeldern.

Der unerfahrene Jäger im Schirme aber glaubte des Berggeists höhnendes Lachen gehört zu haben. Und ein Tag nach dem anderen zieht am Maihimmel heran. Die kleine Henne wird von Tag zu Tag weniger spröde und endlich läßt sie sich vom Hahne in einen Schrund, in dem sie weder vor noch rückwärts konnte, jagen, und die ansteigende Himmelsprieſterin Flüelerche durfte den beiden mit ihrer schönen zarten Stimme vom reinblauen Äther den Brautchor singen.

Nachher war aber die kleine Henne merkwürdig gar nimmer spröde und der Hahn unendlich zärtlich und — eifersüchtig.

Der Juni und der Juli sind ins Land gekommen. Die Almen sind grün, die Rhododendren halb verblüht, und der Alte findet am Heidengrat die schönsten Azaleenblättchen und die saftigsten Almkerfe.

Wohl steigt er noch allmorgentlich ins Blau, doch mehr zum bloßen Vergnügen, als um einer Minnestimmung zu folgen.

Und sein Hochzeitskleid hat er auch schon abgelegt. Die weißen Federn sind gegen braune getauscht, und die vielen Bäder im harten Kieselsande haben sein Gefieder arg abgenutzt.

O. Grabham. *Yorkshire (England), Mai 1909.*

Schottisches Moorschneehuhn. Henne.

Einsiedler ist er aber auch wieder geworden, gleich den anderen Hähnen, und viel friedfertiger verkehrt er nun mit ihnen, denn sie wohnen nun alle unweit beisammen am Heidengrat.

Vor des Hühnerhabichts Tücke schützt ihn das almfarbene Kleid und sein vielerprobter Argwohn; dem Hirten, der allmorgentlich mit seinem Vieh die Spitze des Heidengrates bezieht, ist er gut Freund geworden, da dieser ihm nichts tut. Reineke aber, den Schelm, fürchtet er schon gar nicht. Er mag friedfertig kommen, wie er will, der Alte kennt seine Tücke und Hinterlist.

Und so lebt er seine Sommertage in beschaulicher Ruhe.

Dort wo die schiefen Stämme der alten Zirben ihre windzerzausten Kronen recken, nicht weit vom alten Gebäude der Almhütte, liegt langhingestreckt, die erdentblößten Wurzeln drohend gen Himmel gespreizt, eine windgefällte Zirbe. Dicht an ihrem bleichen Stamm hat ein Wacholderbusch kriechend Schutz gefunden, und in diesem geschützten Winkel lag das Nest der Schneehenne.

Auch sie ist jetzt hellbraun und almfarben geworden, und die zwölf kleinen, dunkelgestreiften, munteren Küken finden an ihr die treueste Beschützerin. Sie weiß sie so trefflich zu führen, daß der lüsterne Reinecke vergebliche Streifzüge auf die niedere Alm unternahm, und wenn Feind Hühnerhabicht über die dunklen Zirbenwipfel herangeisterte, dann genügte ein leises Warnen und die junge Schar lag engangedrückt an die Unebenheiten

des Bodens, und ihr erdfarbenes Kleid sicherte sie vor dem Auge des Stoßgewaltigen.

Nur einmal war sie dem Besitzer der Heidealm, dem alten grauhaarigen Heidebauern mit der kurzen immerrauchenden Stummelpfeife, schier in die Hände gelaufen, denn plötzlich stand er mit seinem Almstocke mitten unter ihren Kindern.

Entsetzt fuhren die Kleinen auseinander, aber hurtig war die Henne dem Bauern vor die nach den Jungen greifenden Hände gehüpft und ließ, sich flügellahm stellend und mühselig vor dem Bauern herflatternd, sich gerne verfolgen.

Doch als sie die Kinder in Sicherheit wußte, da konnte sie wieder fliegen, beschrieb einen kurzen Bogen und ruhte nicht, bis sie alle ihre Jungen wieder zu sich gelockt. Der alte Bauer aber erzählte unten auf seinem Hofe dem erstaunten Gesinde die alte Sage, wie die jungen Schneehühnchen ein Büschel Almgras in die Ständerchen nähmen und sich auf den Rücken legend, das Büschel als Schild über sich hielten; und wie die alte Henne sich so geschickt krank stelle, um den Verfolger von den Jungen abzubringen. Und das Gesinde hat alles treulich geglaubt. Die Schneehenne aber führte ihre Jungen, wie sie größer wurden, hinauf ins Felstrümmerfeld; dort waren sie noch sicherer als unten, obwohl sie statt köstlicher Ameisenkost nun schon Azaleen- und Erizeenblättchen und mühsam gesuchte Kerfenkost speisen mußten.

Trotzdem konnte sie es nicht hindern, daß ein großer Rabe ihr ein halbflügges Küken stahl, und daß ein Sperberweibchen ein anderes überwältigte.

Die zehn anderen aber führte sie treulich durch alle Hindernisse des Alpenhochsommers.

Wieder balzten die Birkhähne auf den Zirben.

Doch diesmal nicht aus Minneluft, sondern aus Freude über den schönen Oktobertag, der mit blutigroter Sonne in unendlicher Alpenklarheit über die graubereiften Berge heraufgezogen.

Die dunklen Zirbenkronen schmücken hellblaue Zapfenbüschel, denen zuliebe ganze Scharen von Tannenhähern mit gräßlichem Spektakel Erntefest feiern. Die bunten Viehherden sind abgezogen von den Almen, hie und da nur noch taucht ein einsamer Alpenwanderer auf und die Flüelerchen sind verstummt. Dafür tönt vom Bergwalde herauf der mächtige Schrei des Waldgewaltigen. Herbst ist's geworden.

Der Alte vom Heidengrat hat sein braunes Sommerröckchen mit dem grauen Herbstkleide vertauscht, und schon will er auch dieses mit dem schneeweißen Wintergewande wechseln, denn heller Schnee blickt vom höchsten Kegel des Heidengrates.

Auch die Henne ist grau und die flüggen Jungen gar.

Im Märzſchnee und weißen Kleid.

E. R. Warren.

Alpenſchneehuhn (amerikaniſches) im Märzſchnee und weißen Kleid.

Sie haben — im April, da Schnee noch das Land deckt — ihr weißes Gefieder noch behalten.

E. R. Warren.

Alpenschneehuhn (amerikanisches)
im fleckigen Kleid, das sich wenig vom Tauschnee abhebt.

Weibchen mit Jungen. Es hat ſein unauffälliges Sommerkleid (Juli).

E. R. Warren.

Alpenſchneehuhn (amerikaniſches) im Sommerkleid (Auguſt).

Zwei Tiere auf einer steinigen Halde (September).

E. R. Warren.

Alpenschneehuhn (amerikanisches) im Oktober-Neuschnee.
Das Gefieder in der Ummauserung zum weißen Winterkleid.

Die jungen Bengels darunter üben sich just schon am Balzruf, wenn der junge Herbstmorgen heranzieht. Sie raufen wie zur Lenzzeit, zittern ins Alpenblau hinan und schnarren, daß es weit widerhallt vom Heidengrat.

Der Alte hat wieder die Führung.

Kommt doch tagtäglich nun der arge Hühnergeier, so wie eben, als er die der Stimme des Alten nicht folgende Kette zweimal im Kreise um den Felskogel gejagt und nun zum dritten Male in seiner Arglist scharf umbiegend, der Kette entgegenflog und sie jäh überraschend, mitten daraus eine junge Henne schlug.

Da heißt es scharf achthaben.

Doch heute ist alles sicher.

Der Alte führt seine Kette hinab, wo große Flecke mit saftigem Azaleenbesatze und den herrlichsten roten Preiselbeeren in einer kleinen Senkung locken, und die junge Schar fällt gierig darüber her. Nur er, der Alte, sichert von Zeit zu Zeit.

Doch plötzlich steht der Jäger mit angebakter Büchsflinte über der Senkung.

Der Hahn warnt mit rauhem Ruf, die Kette stiebt durcheinander, — er will die Fittiche breiten, will — —, da saust im jähen Blitze die Schrotladung in die Senkung und ehe noch der Donner des Schusses über die Alm verrollt, blättert der Alte vom Heidengrat sein Leben aus. —

Wer wird nun die Kette durch die Fährnisse des Alpenwinters führen, wer sie warnen vor des Hühnerhabichts Tücke und sie aus dem Bereiche der Schneewächten, dorthin führen, wo der Wind die Alm bloßgelegt und die einzige spärliche Azaleen- und Erizeenkost zu haben ist? — —

Der Höckerschwan.

Von Martin Braeß.

Majestätische Würde und zierliche Anmut – kein anderer Vogel vereinigt diese scheinbaren Gegensätze in solcher Vollendung wie der Schwan, die herrlichste Zierde fast jedes Parkteiches. Kraftvoll rauscht der stolze Segler auf der Wasserfläche dahin, daß die schneeige Brust tief in die Welle eintaucht, die sich vor ihr auftürmt, wie vor dem Kiel eines vom Winde getriebenen Schiffes. Der lange schmiegsame Hals ist S-förmig zurückgebogen, beinahe bis auf den Rücken niedergedrückt; in den Flügeln, die sich wie stolze Segel an den Seiten emporwölben, fängt sich der Wind; kräftig arbeiten die stämmigen Ruder, ein machtvoller Vorstoß des Körpers bei jedem Schlag – mit reißender Schnelle, und doch ohne Hast, zieht das Schiff seine Bahn. Wie der Adler der Beherrscher des Luftmeeres, so ist der Schwan der König der Wasserfläche. Und auch der ruhende Schwan, wie schön, wie anmutig seine ganze Erscheinung! Leicht liegt der Körper auf dem glitzernden Spiegel, die stolzen Segel haben sich gesenkt, es ruhen die Ruder; der schlanke Hals ist fast geradlinig emporgerichtet, kaum angedeutet eine ganz sanfte Biegung; Kopf und Schnabel sind wagrecht gestellt oder nach der Wasserfläche gesenkt, die das Konterfei des herrlichen Vogels in zitternden Linien zurückstrahlt. Leise spielen die Wellen am Bug des schneeigen Fahrzeugs, das sich willig dem kosenden Spiel überläßt; auf und ab ein rhythmisches Wiegen und zugleich ein sanftes Wenden des Schiffes nach rechts und nach links – wahrhaftig ein Bild vollendeter Anmut, edel und zierlich zugleich.

Dichter und Maler aller Völker und Zeiten hat die Erscheinung des Schwans immer von neuem begeistert. In der Gestalt eines Schwans betörte Zeus die Leda, das Ideal weiblicher Schönheit; von einem Schwan sanft gezogen, trug das Boot Lohengrin, Parzivals herrlichen Sohn, nach Brabant; aus dem fernen, sonnigen Süden kamen in Schwanengestalt halbgöttliche Jungfrauen, sich im heiligen See zu baden, der ihnen immer wieder Schönheit und Jugend erneute, und das deutsche Märchen, das so viel von dem Wundervogel berichtet, verleiht seinem Haupt als Zeichen von Würde und Anmut eine Königskrone aus purem Gold.

Und doch, so majestätisch, so lieblich die zahmen oder halbzahmen Schwäne die Gewässer beleben, ihre volle Schönheit offenbaren die stolzen Vögel erst dort, wo sie in unbeschränkter Freiheit hausen, auf weltfernen Seen im hohen Norden oder auf den weiten Bodden und an den Flußmündungen unserer

F. Hornbogen.

Höckerschwan mit seinen sechs Jungen.

deutschen Ostseeküste. Leise nähert sich das Boot an dem schilfbesetzten Ufer des Sees einer Gruppe glänzender Schwäne, die sanft dahingleitend, schwimmende Pflanzenteile von der Wasserfläche aufnehmen oder den langen Hals in die Tiefe hinabsenken, um Strünke von Schilf und Binsen heraufzuzerren; einige stehen oder schwimmen auch ganz dicht am Gestade, und ihr gelbroter Schnabel zupft von dem Grün der Uferpflanzen. Kaum hat der erste den Nachen bemerkt, so erhebt er sich mit gewaltigen Schlägen der Flügel; die andern folgen dem Beispiel. Ein geräuschvolles Brausen und Klatschen, wenn die Füße und Schwingen die halb laufenden, halb fliegenden Tiere über und auf der Wasserfläche zwanzig, dreißig Meter dahintragen, ehe sie sich wirklich in die Lüfte erheben, weithin vernehmbar, wie das Nahen eines tobenden Sturmes; dann aber ein seltsames, mächtiges Sausen, an- und abschwellend, je nach der Entfernung, rhythmisch jeden Flügelschlag der gewaltigen Vögel begleitend. Dazu lassen einige ihre rauhe Stimme hören, ein tiefes „Grra", fast so laut, wie der trompetenartige Ton des grauen Kranichs; sie haben Sorge um ihr Nest, das im hohen Schilf am Rande des Wassers steht.

Dem Flugbild des Schwans fehlt freilich die Anmut; er besitzt nicht die Zierlichkeit des fliegenden Reihers, nicht das stolze, ruhige Schweben und Gleiten des Adlers; er ist zu groß und zu schwer. Aber die Größe des Luftschiffs ist's, die einen gar gewaltigen Eindruck macht: der größte Schwimmvogel unsrer Gewässer hoch in der Luft! Ohne Hast, aber kräftig schlagen die Schwingen; der lange Hals ist nach vorn gestreckt, meist etwas gesenkt. Gewöhnlich wird die Flugrichtung geradlinig genommen, doch auch Kurven kann das Luftschiff beschreiben. Ein schöner Anblick, wenn nicht nur ein einzelner Schwan, sondern eine ganze Gesellschaft, ein Dutzend oder noch mehr, über dem dunkeln Wasser in sausendem Fluge dahinjagt, weißglänzende Wolkenfetzen an der tiefblauen Glocke des Himmels. In der Ferne senkt sich die Schar schräg herab; mit den schlagenden Flügeln berühren die Segler jetzt klatschend das Wasser, und zischend sausen die weißen Fahrzeuge noch ein ganzes Stück auf der glitzernden Fläche dahin, ehe ihre Stoßkraft gehemmt ist. Auch auf dem Frühjahrs- oder Herbstzug gewähren fliegende Schwäne einen herrlichen Anblick; sie reisen stets in großer Gesellschaft, eine schiefe Linie oder, sind es sehr viele, eine Doppelreihe bildend, den ziehenden Kranichen ähnlich. Hundert, hundertundfünfzig Meter hoch streicht die Schar durch die Luft; man hört bereits von fern das eigentümliche Sausen, und man hat die Wanderer schon wieder aus dem Auge verloren, wenn einem noch immer der charakteristische Flugton im Ohr klingt, wie fernes Glockengeläute leise verhallend.

Das Verbreitungsgebiet des Höckerschwans ist ziemlich groß. Im Sommer bewohnt er das südliche Skandinavien, die deutschen Küstenländer und den

Ettel. *Mühlhausen (Thüringen), Herbst 1909.*

Ein Trupp alter und junger Höckerschwäne, in ihrer Mitte ein australischer Trauerschwan.

Südosten Europas, besonders Mittel- und Südrußland, sowie die Balkanhalbinsel; in Asien ist er auf allen großen Gewässern Turkestans und Südsibiriens sehr häufig. Den Winter aber verlebt er in den östlichen Mittelmeerländern, namentlich an den Küsten des Schwarzen Meeres, während die asiatischen Vögel bis nach den indischen Gewässern ziehen. Aber es bleiben auch viele Schwäne ihrer Heimat treu, nicht nur die zahmen oder halbwilden, sondern auch ganze Scharen von solchen, die sich völliger Freiheit erfreuen, oder sie wandern doch nur mäßige Strecken. An der Ostseeküste versammeln sich in manchen Wintern Hunderte auf den hinter den Inseln und Nehrungen gelegenen Bodden und Haffs; die meisten mögen allerdings weit im Norden brütende Singschwäne sein. Es geht ihnen traurig, wenn der Winter sehr hart wird und Eis die weite Fläche bedeckt; dann werden manche so schwach, daß es den Fischern gelingt, mit Knütteln die stolzen Vögel niederzuschlagen und ihre weißen Dunen zum Stopfen von Betten und Kissen zu verwerten; auch liefert die Haut, aus der man nur

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwan.

die Konturfedern entfernt, ein wärmendes Pelzwerk, das an Zartheit, Dichte und schneeiger Weiße jedes andere Pelzwerk weit übertrifft.

Sobald der Frühling die Wanderer nach ihren alten Brutstätten zurückruft, wird es lebendig in den stillen Buchten, wo die grünen Spitzen von Schilf und Rohr allmählich zwischen dem fahlen, abgestorbenen Pflanzenwust hervordringen. Aber an die Einrichtung der Wochenstube denkt man noch nicht, obgleich die älteren Paare, wie es scheint, für ihre ganze Lebenszeit unzertrennlich zusammenhalten. Es sind in der Gesellschaft so viele jüngere Tiere, die sich erst paaren wollen, auch einzelne ältere Männchen, die den Frieden der Eheleute immer von neuem stören, und besonders wenn Durchreisende rasten, gibt's Hader und Zank und Eifersuchtsszenen, und auch nachdem sich einzelne Paare bereits einen Nistplatz gewählt haben, kommen sie doch noch tagelang nicht zur Ruhe, weil sie den Nachbarn nicht trauen, die immer geneigt sind, sich fremdes Eigentumsrecht anzumaßen. Ist der See nur von kleinerem Umfang, so wird er meist von einem einzigen Pärchen in Anspruch genommen und hartnäckig gegen jedes andere verteidigt, das sich hier gleichfalls ansiedeln will. Rauschend, die Brust tief ins Wasser gesenkt, den Hals ganz zurückgelegt, so schwimmt das unduldsame Männchen, zum hartnäckigen Kampfe bereit, dem Eindringling wütend entgegen. Zieht sich dieser nicht schnell zurück, so stürzt der eifersüchtige Gegner in größter Hast auf den Feind und zerzaust ihm, mit Schnabel und

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwan.

Flügeln ganz gewaltige Schläge austeilend, das weiße Gefieder. Nicht eher verläßt er den Kampfplatz, als bis der andere die Flucht ergreift; dann erst kehrt der Sieger mit hastigem Ruderschlag zu der Stelle zurück, die sich das Paar für das Nest ausersehen hat. Dort steht schon das Weibchen; es zupft allerlei abgestorbenes Pflanzenmaterial ab und legt es sorgsam mit dem Schnabel zurecht. Ist die Wasserfläche von bedeutender Größe, das Ufer ausgedehnt und reich an schilfbestandenen Buchten, so brüten auch mehrere, nicht selten sogar zahlreiche Paare auf dem Gewässer; aber ohne Zank und Streit geht es auch hier nicht ab. Besonders die alten Schwanenmännchen sind unduldsam, eifersüchtig und hartnäckig, wie kaum ein anderer Vogel.

Auf einer kleinen Insel, in einem Schilf- oder Rohrbusche, immer der freien Wasserfläche möglichst nahe, steht das Nest, oder wie man es seiner Größe und des groben Materials wegen wohl auch bezeichnet, der Horst des Schwanenpaares. Vom Wasser her ist der stattliche Bau, namentlich im Frühjahr, wenn der Pflanzenwuchs ihn noch wenig verbirgt, unschwer zu entdecken. Strünke, Wurzeln, Ranken von Wasserpflanzen sind zu einem großen Klumpen zusammengehäuft, der einen oder anderthalb Meter und darüber im Durchmesser, dabei eine Höhe von 25 bis 50 Zentimeter aufweist. Unten liegen die stärksten Schilfstöcke, Rohrwurzeln und Stengel, bisweilen auch einige irgendwo angeschwemmte Baumreiser; es folgen Halme,

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwan, sich im Wasser aufrichtend und mit den Flügeln schlagend.

Blätter, feinere Stengel, und ganz oben dürre Binsen, trockne Grasstöckchen und dergleichen. Die Nistmulde ist gewöhnlich nicht tief; doch bestehen in dieser Beziehung Unterschiede, wie denn überhaupt die Schwanennester durchaus nicht nach einer Schablone gebaut sind. Manchmal ist das Material kunstgerecht zusammengefügt, daß es ein festes, widerstandsfähiges Gebäude bildet; nicht selten aber ist der Horst liederlich und lose, und wenn das Wasser steigt, treibt es ihn fort, oder der Sturm reißt den Bau auseinander.

In den meisten Fällen ist das Weibchen nicht nur der Baumeister, sondern es schafft das Nistmaterial auch herbei, während das eifersüchtige und wachsame Männchen mit allen Zeichen des Stolzes, daß es ein Weibchen besitzt und bald auch ein Heim, in der Nähe herumschwimmt — wer es ihm streitig macht, der wird sofort attackiert; selbst die zahmen Schwäne auf den Parkgewässern, die an den Menschen gewöhnt sind, werden um diese Zeit sehr bösartig. Einzelne Männchen sind wohl auch beim Nestbau behilflich oder schaffen wenigstens Baustoffe herbei, indem sie alles, was sich im Umkreis ihres weitreichenden Schnabels befindet, ergreifen, zu sich heranziehen und dann in die Nähe des Horstes legen. Dabei steht ihr Körper,

W. Köhler. *Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909.*

Höckerschwäne.

der auf dem Lande so plump und schwerfällig erscheint, fast unbeweglich auf den kurzen, bleischwarzen Füßen, und nur der Hals, durch seine riesige Länge und Beweglichkeit vortrefflich dazu geeignet, leistet die Handlangerdienste. Manchmal wird die Arbeit unterbrochen, und die Gatten vergnügen sich dann im Wasser mit allerlei Kurzweil; sie schnäbeln sich, winden die langen Hälse umeinander, richten den Leib, mit den breiten Rudern „wassertretend", senkrecht empor, schlagen mit den Flügeln, daß es laut klatscht und das Wasser in Aufruhr gerät, und jagen auch einander in ungestümem Spiel eine Strecke weit über die Fläche.

Die Zahl der Eier, die in der zweiten Hälfte April gelegt werden, ist verschieden; bald sind's fünf, bald sechs oder sieben, aber auch acht Stück und mehr noch kommen vor, ebenso bisweilen nur vier. Sie sind von stattlicher Größe, elf bis elfeinhalb Zentimeter lang, bei einem Breitendurchmesser von sieben Zentimetern; zwei Gänseeier werden kaum so viel Inhalt aufweisen wie ein einziges Schwanenei. Solch große Eier bedürfen natürlich einer recht langen Brutzeit; fünf, ja fast sechs Wochen dauert es, ehe die Kleinen auskriechen. Das Männchen weicht während dieser ganzen Zeit nicht von der brütenden Gattin; es schwimmt in der Nähe umher oder stellt

R. Zimmermann. *Paarsteinsee bei Angermünde, Mai 1905.*

Nest und Gelege des Singschwans.

und kauert sich neben den Horst, ja mitunter löst es auch das Weibchen im Brutgeschäft ab. Gegen Ende der Brutzeit liegen im Nest und in seiner Umgebung eine Menge weißer Dunen; das Weibchen hat sie sich ausgerupft und bedeckt damit die Eier, wenn es vom Horst geht; infolgedessen zeigt es an der Unterbrust einen großen Brutfleck, der sich erst im Spätsommer völlig verliert.

Den Schwanenjungen sieht man es nicht an, was für herrliche, stolze Vögel sie einstmals werden sollen. In dichten weißgrauen Flaum sind die Dunenbällchen gehüllt, Schnäbelchen und Füße sind schwärzlichgrau gefärbt; von der federlosen tiefschwarzen Stelle zwischen Auge und Schnabelgrund, die dem erwachsenen Vogel zur charakteristischen Zierde gereicht, noch keine Spur. Im zweiten Monat brechen zwischen den Dunen die ersten Kiele auf Brust und Schultern hervor; aber ehe die Schwanenkinder wirklich flugfähig werden, vergehen gewiß gegen drei Monate. Dann tragen sie ein braungraues Kleidchen, das aber im Lauf eines Jahres ganz weißscheckig wird, indem die spätere Farbe immer mehr an Umfang gewinnt. Im zweiten Jahre erhält auch der Schnabel einen rötlichen Anflug, und die nackten Teile vor und neben der Stirn treten schon deutlich hervor, ebenso der Höcker

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Pärchen Höckerſchwäne am Neſt. Das Weibchen ſetzt ſich eben aufs Gelege.

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Höckerſchwanweibchen auf dem Neſt mit Jungen.

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Weiblicher Höckerschwan mit Jungen.

oben an der Schnabelwurzel, dem diese Schwanenart ihren Namen verdankt. Erst im dritten Jahre ihres Lebens werden die nun fortpflanzungsfähigen Jungschwäne ganz weiß; jetzt sind sie fast ebenso schön und stattlich wie ihre Eltern.

Aber in anderer Beziehung sind die Schwanenkinder doch schon recht weit, sobald sie ihr enges Gefängnis gesprengt haben. Nicht länger als einen Tag lassen sie sich von der Mutter noch wärmen; dann geht es hinaus ins Wasser, das ihnen die Natur zum Aufenthalt für ihr ganzes Leben bestimmt hat. Anfangs sind die Kleinen wohl zaghaft; sie halten sich eng zusammen und schmiegen sich an das weiße Gefieder von Vater oder Mutter, die stets zur Verteidigung ihrer Jungen bereit sind und selbst jede vorüberfliegende Krähe mit Mißtrauen betrachten und unwillig knurren oder zischen, wenn der vermeintliche Feind sich nicht schleunigst entfernt. Sie zeigen den Jungen, was für ihren Schnabel gewachsen ist, schwimmendes Entengrün und dergleichen, wie man's vom Wasserspiegel aufnimmt, auch aus größerer Tiefe allerlei Pflanzen heraufholt oder am bewachsenen Ufer mit flachgehaltenem Schnabel alles durchschnattert, was sich dort findet. Sind die kleinen Ruderfüßchen müde oder erhebt sich der Wind, daß die gekräuselten Wellen die Tierchen erschrecken, so nehmen die Eltern die kleine Gesellschaft auf ihren Rücken, und es ist dann ein reizendes Bild, wenn die Küchlein

R. B. Lodge. *Holland, Mai 1897.*

Trompeterſchwan.

hinter den Flügel- und Schulterfedern von Vater und Mutter Schutz ſuchen. Gleitet eins wieder herab, gleich ſenkt ſich das Schiff, und leicht klettert der über Bord Gefallene mit ſeinen Ruderfüßchen am Fahrzeug empor. Abends kehren die Eltern mit ihren Kindern wieder zum Neſte zurück; die Mutter nimmt ihre Lieben unter die wärmenden Flügel, und der Vater bewacht die Familie. Erſt nach Monaten, wenn die Schwänchen ſchon bedeutend gewachſen ſind, wenn ſie ihr Federkleid haben und ihr kindliches Piepen ſich bereits in ein kräftiges Knurren verwandelt hat, lockern ſich die Beziehungen zwiſchen Eltern und Kindern. Letztere treiben ſich nun allein auf den Gewäſſern umher, ſchlagen ſich zu größeren Geſellſchaften zuſammen und verlaſſen im Herbſt meiſt noch vor den Alten die Heimat.

Der Vetter des Höckerſchwans, der Singſchwan, iſt ein polarer Brutvogel der Alten Welt, der nur als Wintergaſt die deutſchen Küſten der Oſtſee, bisweilen auch die der Nordſee beſucht, ausnahmsweiſe auch einmal tiefer im Lande erſcheint. Auf den erſten Blick iſt er von dem Höckerſchwan zu unterſcheiden, auch wenn man das Zitronengelb der nackten Stelle zwiſchen Auge und Schnabel, das bis zu den Naſenlöchern reicht und ſich am Rande des Oberſchnabels noch weiter nach vorn erſtreckt, der großen Entfernung

wegen nicht zu erkennen vermag. Die ganze Haltung ist weniger anmutig; der Hals, etwas stärker und kürzer, wird fast immer ziemlich gestreckt getragen, und das Aufblähen des Gefieders, wie es der Höckerschwan übt, wenn irgend etwas sein Gemüt aufregt, versteht der Singschwan auch nicht so gut. Aber in der Größe und im Gewicht kommt er jenem vollkommen gleich.

Die Stimme hat dem Singschwan den Namen gegeben, und manches Märchen weiß vom „Schwanengesang" zu erzählen. Einsilbige, tiefere oder höhere Rufe sind es, welche die in Gesellschaft schwimmenden Tiere oft stundenlang hören lassen, wobei sie ruhig ihrer Beschäftigung nachgehen. Beim Flug aber verstärkt sich die Stimme und mischt sich mit dem rhythmischen Rauschen der mächtigen Schwingen — wie Glockenklänge aus weiter Ferne tönt's dann geheimnisvoll aus der Höhe herab.

Auf Island ist der Singschwan ein weitverbreiteter Brutvogel. Im April oder Mai kommt er nach seinen Nistplätzen, wo er auf kleinen Inseln oder an geschützten Uferstellen den Horst errichtet. Sind die vier bis sieben Jungen flugfähig, so begeben sich die Familien nach größeren Seen, Strömen oder dem Meere. Ende September oder im Oktober ziehen die Schwäne fort, meist Weibchen und Jungvögel, während die alten Männchen im Lande überwintern, von einem Gewässer zum andern oder von Meeresbucht zu Meeresbucht streichend.

Douglas English. *Dartford, Mai 1905.*

Höckerschwan in Kampfstellung.

Der Rotschenkel.

Von Dr. Ernst Schäff.

In die weit ausgedehnten, flachen, sumpfigen Wiesenflächen, die in den Küstengegenden unsrer Nord- und Ostsee auf große Strecken der Landschaft den Stempel der Einsamkeit und Öde aufdrücken und die auch im mittleren und südlichen Deutschland vielfach Teiche und Seen umsäumen, verirrt sich nur selten der Fuß des Wanderers. Was ist denn dort auch wohl zu finden? Kein Wald, kein Baum, kaum ein Strauch als Unterbrechung der einförmigen, grünen Fläche; meist wenige und schlechte Wege, hier und da wackelige Brücken, die man nur mit einem gewissen Mißtrauen betritt, und viel Gelegenheit, sich nasse Füße zu holen. Aber je weniger solche Gegenden den Menschen, wenn er nicht Ornithologe ist, locken, um so mehr fühlen sich allerlei Vögel zu ihnen hingezogen, die dort alles finden, was sie brauchen und suchen: Nahrung, Nistplätze und Ruhe für das Brutgeschäft.

Wenn im März die wärmer und wirksamer werdende Frühjahrssonne den Schnee zum Schmelzen gebracht und Gräser und Kräuter zu neuem Leben und Sprießen erweckt hat, wenn die Kiebitze sich an den altgewohnten Brutplätzen wieder einfinden und gaukelnden Fluges über den noch vielfach von Wasser bedeckten Flächen ihr Wesen treiben, dann stellt sich, teils mit jenen Frühlingsboten, teils bald nach ihnen, auch der Rotschenkel ein, ein zierlicher, schlanker Vogel von der Größe einer Wacholderdrossel, mit langen, rotgelben Stelzbeinen, die ihn für ein gutes Auge leicht kenntlich machen. Freilich läßt sich unser Rotbeinlein, wie er in älteren Schriften von dem ihn tatsächlich am besten kennzeichnenden Merkmal oft genannt wird, nicht gern aus der Nähe betrachten, denn er ist ein gar vorsichtiges Tierchen mit etwas ängstlichem Gemüt und stark zu Mißtrauen neigend. Auch im Fluge hat er seine Besonderheiten. Von dem bräunlichen Gefieder der Oberseite des Körpers hebt sich ein großes, weißes Schild auf den ausgebreiteten, spitzen und schmalen Flügeln sehr lebhaft ab und auch der weiße Unterrücken samt dem Bürzel leuchten weithin. Das läßt sich alles sehr wohl erkennen, wenn der Vogel, wie er es in der Regel zu tun pflegt, aufgescheucht in mäßiger Höhe über dem Erdboden dahinstreicht, um nach einiger Zeit mit etwas herabgebogenen Flügeln unter einigen, schwebend ausgeführten Schwenkungen wieder einzufallen. Am meisten aber macht sich der Rotschenkel bemerkbar, wenn die Gesellschaften, die gemeinsam die

M. Behr. *Norderooge, August 1908.*

Fliegende Rotſchenkel.

Reiſe aus der Winterherberge im Mittelmeergebiet oder noch viel weiter ſüdlich nach den heimatlichen Gefilden ausführten, ſich aufgelöſt und die einzelnen Paare ſich zuſammengefunden haben. Verträglich wie unſer Rotſchenkel iſt, beanſprucht er kein beſonderes Brutgebiet für ſich, ſondern niſtet in Frieden und Eintracht als guter Nachbar mit ſeinesgleichen ſowohl als auch mit andern Sumpf- und Grünlandbewohnern, wie Kiebitzen, Limoſen, Kampfhähnen und manchen andern. Er hält auch inſofern auf gute Nachbarſchaft, als er im Intereſſe der Allgemeinheit mit großem Eifer das Wächteramt verſieht, von etwas erhöhten Punkten ſcharf Ausſchau hält und jede verdächtige Erſcheinung durch laute Rufe ankündigt, ihr auch wohl entgegenfliegt, um ſich durch Rekognoſzieren Gewißheit zu verſchaffen, wie die Sache ſteht. „Dipdipdipdipdjüdjüdipdjü“ ſo ſchallt es aus dem an der Wurzel roten, geraden Schnabel des Kundſchafters, der den ſich nähernden Menſchen in ſicherer Höhe umkreiſt und muſtert. Handelt es ſich um ein ehrſames Bäuerlein, eine alte Frau mit der Kiepe auf dem Rücken oder ähnliche harmloſe Erſcheinungen, ſo beruhigt ſich der Vogel bald, denn er

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Juni 1903.*

Rotſchenkel, brütend.

weiß recht gut zu erkennen, von wo ihm Gefahr droht und von wo nicht. Nähert ſich aber ein Mann mit einem Gewehr oder gar mit einem umherſtöbernden Hund, ſo gibt es einen Mordslärm unter den Rotſchenkeln. Ganz beſonders aufgeregt ſind aber unſere Vögel, wie auch die andern Sumpfbewohner, zur Brutzeit, wenn die Weibchen auf den Eiern hingebungsvoll Mutterpflichten genügen. Zu dieſer Zeit läßt das Männchen ungeſtört ſeine melodiſche Stimme erklingen, indem es, um ſeinem Glücksgefühl Luft zu machen und ſeinem Wohlbefinden Ausdruck zu geben, vielleicht auch um ſeiner Auserwählten Wohlgefallen zu erringen, einen förmlichen Balzgeſang vorträgt. Der Rotſchenkel hat eine modulationsfähige, über ein Repertoir wirklich wohlklingender Flötentöne verfügende Stimme und macht an ſchönen Frühlingstagen von ihr ausgiebigen Gebrauch, ſo daß in Landſtrichen, wo viele Rotſchenkel brüten, die Luft zeitweiſe ſo von ihrem Geſange erfüllt iſt, wie über dem Ackerfelde vom Lerchenſchlag. Balzend erheben ſich die rotbeinigen Herren flatternden Fluges in die Luft, ſenken ſich herab, ſteigen wieder auf,

W. Farren. *Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906.*

Kleiner Rotſchenkel, zu Neſt gehend.

W. Farren. *Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906.*

Kleiner Rotſchenkel, ſich auf die Eier ſetzend.

W. Farren. *Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906.*

Kleiner Rotſchenkel, brütend.

J. Atkinson. *Malham-Yorkshire, Mai 1909.*

Neſt und Gelege des kleinen Rotſchenkel.

W. Wilson. *Malham-Yorkshire, Mai 1906.*

Junger Rotschenkel.

drehen sich auch wohl im Kreise, kurz führen ihren Balzflug in sehr verschiedener und auffälliger Weise aus, wobei jeder teils im Aufsteigen, teils im Herabsinken seinen in angenehmen Flötentönen trillernden Gesang mit Ausdauer hören läßt. „Tlülülülülülü . . .“ oder „tjü jü jü jü . . .“, allmählich in immer schnelleres Tempo und schließlich in einen richtigen Triller übergehend, klingt es von allen Seiten und überall ist die klare Frühlingsluft belebt von den erregten Rotschenkelmännchen. Indes sitzen die Weibchen lauschend auf dem einfachen, nur mit etwas trockenem Gras ausgelegten Nest, das gern auf einer kleinen Erhöhung, aber dabei von oben gedeckt durch einen Grasbult oder eine Staude, einen kleinen Weiden- oder Sanddornbusch oder dergl., steht. Auf den Inseln und Halligen der Nordsee liegen die Nester auch wohl im Dünengebiet ziemlich frei. Wenn die vier kreiselförmigen Eier, die den Kiebitzeiern einigermaßen ähneln, aber in der Grundfarbe mehr ins Rotgelbliche ziehen, auch feinschaliger sind, im Neste liegen, beginnt die vierzehn Tage dauernde Bebrütung. Dann halten immer einige Männchen Wache von einem erhöhten Punkt, der weiten Ausblick gestattet. Mehr als die meisten andren ihrer Verwandtschaft setzen sich die Rotschenkel auch auf Zweigspitzen von Büschen oder niedrigen Bäumen. Krähen, Rohr- und Wiesenweihen, auch wohl der Wanderfalke, suchen das

W. Farren. *Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1909.*

Rotschenkel am Nest.

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Kleiner Rotschenkel, aufs Nest gehend.

Sumpfgelände hier und da auf, um hier zu jagen oder zu stehlen; der Fuchs lenkt wohl mal seine Schritte dorthin und auch Iltis und Wiesel stellen sich gelegentlich ein. Sobald irgendein solcher Feind in Sicht kommt, erheben die Rotschenkel, sehr bald verstärkt durch herbeieilende Genossen, sowie durch die ebenfalls sehr wachsamen Kiebitze, ihr Warnungsgeschrei, das wie ein gedehntes „Düh" klingt, bei näher kommender Gefahr in ein hartes, öfter wiederholtes, teils zwei-, teils einsilbig ausgestoßenes „djü djü djü . . ." übergeht. Kommt der Feind dem brütenden Weibchen zu nahe, daß dieses das Nest verlassen muß, so stößt es ein angstvolles „kräih" aus und ebenso drücken die beiden Alten ihre Angst aus, wenn ihren Jungen irgendwie Gefahr droht.

Wenn alles gut ging, kein Gelege von räuberischer Menschenhand mit Kiebitz-, Limosen- und andern Sumpfvogeleiern geraubt wurde, um für einen lächerlich hohen Preis auf den Tafeln der städtischen Gourmands als Kiebitzeier zu paradieren, Krähen und Weihen das versteckte Nest nicht fanden und plünderten, Frühjahrsüberschwemmungen kein Verderben brachten, so erblicken gegen Mitte oder Ende Mai, in nördlichen Ländern erst im Juni, die vier in ein wie eine Tarnkappe sie unsichtbar machendes Dunenkleid gehüllten, zierlichen Jungen das Licht der Welt. Kaum ist die kleine Gesellschaft trocken geworden, hat die Arme, denen zum Flügel eigentlich so gut wie alles noch fehlt, gereckt, die noch etwas wackligen Beinchen ein paarmal gestreckt, da geht schon die Reise in die große Welt los, in der sich die kleinen, oberseits auf rötlichgrauem Grunde mit undeutlich begrenzten, dunkeln Streifen und Flecken gezeichneten, an Brust und Bauch weißlichen Dingerchen, denen noch die schön gelbroten Beine der Alten gänzlich fehlen, überraschend gut zurechtfinden. Die beiden Eltern haben ein wachsames Auge

M. Behr. Pfeifender Vogel.

Flugbild des kleinen Rotschenkel.

auf ihre kleine Schar, halten sie in guter Deckung, wo jederzeit Verstecke in Gras- und Seggenbulten zur Verfügung stehen, und lernen sie bald an, allerlei Gewürm, Insekten, Spinnen, kleine Mollusken aus den flachen Wasserlachen und was sonst zu finden ist, aufzupicken, indem sie anfangs den Jungen das zappelnde Kerbtier vorhalten, bis die gelehrigen Schüler danach schnappen. Bald versuchen diese dann selbständig, sich bewegende Insekten oder Würmer zu erhaschen und lernen dies in kurzer Zeit. Auf den leisen Lockruf der Alten, „dück dück . . .", folgen die gehorsamen Kinderchen überallhin. Da huscht ein dunkler Schatten über die emsig nach Nahrung suchende Gesellschaft — ein Warnungsruf der Mutter, und sofort ist die ganze, eben noch so muntere und bewegliche kleine Gesellschaft wie vom Erdboden verschwunden. Hier steckt eins unter dem Schutz der überhängenden, vorjährigen Halme eines Seggenbultes, der es völlig bedeckt, dort drückt sich eins dicht unter den halbverfaulten Rest eines alten, längst umgewehten Pfahles, ein drittes läßt sich von einem Weidenzweig beschirmen. Die Alten wissen als gewandte Flieger den Nachstellungen gefiederter Feinde, wenn es sich nicht etwa um den Wanderfalken handelt, ziemlich leicht zu entgehen; Krähen werden nicht selten mit vereinten Kräften aus dem Brutrevier hinausgetrieben. Ist der Feind außer Sicht, so locken die alten Rotschenkel bald ihre kleine Schar wieder zusammen und der praktische Unterricht nimmt seinen Fortgang. Schon nach einigen Tagen beginnen zwischen den Dunen die ersten Federchen hervorzusprossen und es vergehen nur drei oder vier Wochen, bis der junge Nachwuchs imstande ist, recht geschickt zu fliegen. Wenn die Alten sich jetzt auch noch eine Zeitlang mit den Jungen zusammenhalten, so dauert das Familienleben doch nicht mehr

Dr. Heatherley. *Wells by the Sea (Norfolk), Juni 1908.*

Altes Rotſchenkelweibchen, das Neſt austretend.

lange, denn die elterlichen Gefühle erlöſchen mehr und mehr, ſobald die elterliche Fürſorge und Anleitung überflüſſig wird. Schon von Ende Juli an ſchlagen ſich die jungen Rotſchenkel in Schwärme zuſammen, die gemeinſam umherſtreifen, wie die Alten verhältnismäßig früh ſich zum Zuge anſchicken, aber an ihnen zuſagenden Örtlichkeiten ſich noch länger aufhalten. Da nun die weiter nördlich wohnenden Exemplare auch zeitig den Zug antreten und bei uns Einkehr halten, ſo ſehen wir den ganzen Herbſt hindurch größere oder kleinere Scharen der hübſchen Vögel. Sonderbarerweiſe bleiben im Winter eine ganze Anzahl Rotſchenkel in Island, auch auf den britiſchen Inſeln, bei uns aber nur als große Ausnahme. Sehr zahlreich beleben ſie teils als Brutvögel, teils als Durchzügler unſere Strandgegenden, wo ſie einen reich gedeckten Tiſch finden, wenn zur Ebbezeit an der Nordſee die weiten Watten Tauſenden und Abertauſenden von Strandvögeln Nahrung in Hülle und Fülle bieten. Freilich, die wirklich unzählbaren Scharen von See- und Strandvögeln, von denen die Altmeiſter der deutſchen Ornithologie berichten, ſind nicht mehr vorhanden. Das fortgeſetzte Eierſammeln und die Schießwut der Badegäſte auf den Nordſeeinſeln, im Binnenlande z. T. auch die Meliorationen haben es fertig gebracht, daß unſere Strandvogelwelt kläglich zuſammengeſchmolzen iſt. Vielleicht iſt der Rotſchenkel noch relativ gut daran, da er nicht nur die Meeresküſten und die ihnen naheliegenden Striche bewohnt, ſondern ſich ebenſo gern auf grünem Sumpfland und naſſen

Dr. Heatherley. *Wells by the Sea (Norfolk), Juni 1908.*

Rotſchenkelweibchen, zum Neſt gehend.

Wieſen des Binnenlandes anſiedelt. So dürfen wir hoffen, den melodiſchen, etwas klagenden Ruf des Totanus calidris noch lange bei uns zu hören. Im übrigen verbreitet er ſich über ein ſo weites Gebiet — von Island bis zum Mittelmeer, oſtwärts bis nach China, ſogar über große Teile Nordamerikas; auf dem Zuge in Afrika bis jenſeits des Äquators und in Aſien bis nach Indien —, daß er immer noch viele Stellen findet, auf denen er ſich halten kann. Für uns iſt aber die Hauptſache, daß er auch weiter in der deutſchen Ornis verbleibt!

Die Elster.

Von Martin Braeß.

Unter unseren Rabenvögeln gebührt der Elster, dem gleißenden Hexenvogel des Volkes, der Preis der Schönheit. Freilich Farbenreichtum, wie ihn Eisvogel, Mandelkrähe, Bienenfresser zeigen, märchenhaft schön und wunderbar, als seien es Vögel der Tropen, fehlt dem Kleide der Elster; nur schwarz und weiß ist ihr Kleid.

Niedrig streicht dort eine über dem Boden dahin und schwingt sich dann auf einen Baum empor, wo sie im Gefieder sich nestelt und ihre Schwingen glättet und ölt. Da werden die breiten inneren Fahnen der großen Schwungfedern sichtbar, die in der Ruhelage von den schmalen Außensäumen verdeckt waren, und nun erscheint der Flügel längsgestreift, schwarz und weiß.

Doch den herrlichsten Schmuck des Kleides bildet der wunderbare Metallschimmer, der über den größten Teil des schwarzen Gefieders ausgegossen ist, so prächtig, daß er an manchen Stellen die Grundfarbe fast verdrängen will. Hals und Rücken erglänzen blau, die Flügel grün, die kleinen Schwungfedern dritter Ordnung, die bei jeder Bewegung in andern Farben spielen, goldig oder tiefblau oder spangrün. Und dann der lange, keilförmig gebaute Schwanz! Bis zur Mitte schillern die Schwanzfedern blaugrün, dann bis nahe dem Ende schön goldig; nun folgt ein schmaler violetter Querstreifen, und an diesen schließt sich die stahlblaue Spitze. Schon seine Gestalt gereicht dem Vogel zu einem auffallenden Schmuck; gleich einer Schleppe zieht er ihn bei seinem langsamen, unsicheren Flug nach sich durch die Luft — das beste Erkennungszeichen der Elster auf weite Entfernung. Etwas über die Maßen Graziöses verleiht er seinem Träger.

Schrittweise — mitunter ein Sprung — so stolziert jetzt die Elster über die Schneefläche, hoch trägt sie dabei den Schwanz und wippt beständig damit. Plötzlich hat sie am Boden ein dunkles Etwas erspäht — vielleicht ist's ein genießbarer Bissen; hüpfend rennt sie drauf zu, die lange Schleppe weit nach hinten gestreckt. Jetzt halt! der Schnabel hackt emsig, und senkrecht schnellt der Schwanz in die Höhe. Bald ist die Beute zerteilt; die einzelnen Stücke werden hastig hintergeschluckt, und nun setzt sich der Vogel wieder auf einen Ast, der Ruhe zu pflegen. Nachlässig hält er die Flügel, schlaff hängt der Keilschwanz herab. Aber da kommt eine schwarze Krähe herbei;

Bartels. *Kaltenhof (Westpriegnitz), April 1908.*

Eben fertiggestelltes Elsternest, zwei Meter über dem Boden.

sofort stelzt die Elster den Schwanz in die Höhe, bläht das Gefieder, schreit heftig und stößt auf den Ruhestörer von links und von rechts, von oben, von vorn. Doch die Krähe hackt auch mit ihrem kräftigen Schnabel; ein wohlgezielter Hieb nach dem Kopf, und laut kreischend stürzt die Elster herab und flüchtet, so schnell die kurzen, abgerundeten Flügel sie tragen, niedrig über die Felder nach dem Rande des Waldes, in dessen Dunkel sie dem Auge des Feindes entschwindet.

Im zeitigen Frühjahr beginnt auch die Elster mit ihrem Gesang, denn so ganz ohne die edle Gabe Apolls ist unsre „Schackelster" doch nicht: ein gemütliches Plaudern ist's, ein munteres Geschwätz, das sie in der Nähe des Nestes hören läßt, am anhaltendsten in den Flitterwochen der jungen Ehe. Auch einige pfeifende Töne schaltet sie ein, die nicht ohne Wohlklang sind, und das Weibchen, welches auch äußerlich dem Männchen vollständig gleicht, versteht sich auf diese Kunst so gut wie sein Herr und Gebieter. Meist scheint es eine Art Selbstgespräch zu sein, das sie führen; nachlässig sitzen sie dabei auf einem Ast; fast senkrecht hängt der Schwanz herab, doch zuckt er immer

Stefanescu. *Kudsir (Ungarn).*

Neſt und Gelege der Elſter.

ein wenig, als wollte er zu dem halblauten Geſchwätz den Takt ſchlagen. Auch wenn mehrere Männchen um die Braut werben, tragen ſie ihren eigentümlichen Geſang vor; aber lebhafter jetzt, oft unterbrochen von lautem „Schackſchack“. Energiſch ſchlägt der Schwanz auf und ab; die Flügel ein wenig gelüftet, die Bruſt tief geneigt, ſo trippeln die Freier unruhig auf dem Aſte umher oder hüpfen von einem Zweig zum andern, und nicht ſelten endet das Liebesſpiel mit blutiger Rauferei, daß die Federn umherfliegen; dabei ſind die Krallen als Waffe wohl ebenſo wichtig, wie der kräftige Schnabel.

Nicht übel verſteht es die Elſter, ihrem plaudernden Geſang bisweilen auch fremde Laute beizufügen, ohne freilich in dieſer Kunſtfertigkeit ihren Verwandten, Meiſter Markolf, zu erreichen, zumal ſie meiſtens nur ſolche Naturlaute wiedergibt, die ſich nicht gerade durch Wohllaut auszeichnen, wie das Gackern der Hühner, das Knarren des Hoftors oder das Quietſchen der Wetterfahne. Schon der alte Geßner ſagt von der „Ägerſten“ oder „Azel“, ſie verändere ſtets ihre Stimme, „alſo daß ſy ſchier alle tag eine andere hat“. Was aber eine planvolle Erziehung vermag, das zeigen oft jung dem

Rüdiger. *Reichenbach (O.-L.), Juli 1908.*

Junge Elster auf einer Tanne.

Neste entnommene Elstern. Sie lernen im Umgange mit dem Menschen allerlei Worte sprechen, ebenso vorzüglich wie der Kolkrabe und der Häher, die Dohle und der Star. Ja, dem spaßhaften „Plappervogel" bereitet es offenbar das größte Vergnügen, die aufgeschnappten oder eingelernten Wörter und Sätzchen zum besten zu geben; denn gerade, wenn es ihm am wohlsten ist, nach der Mahlzeit oder dem Bad, plappert der gelehrige Vogel nach Herzenslust. Das kannten schon die Alten. Plinius berichtet davon, und der römische Dichter Martial erwähnt die Schwatzhaftigkeit der Elster in folgendem Epigramm:

„Deutlich begrüße ich dich mit „Herr", ich schwatzhafte Elster;
Sieht man mich nicht, wer glaubt's, daß nur ein Vogel ich sei!"

Das Volk macht sich lustig über das inhaltsleere, verständnislose Nachplappern der eiteln Schwätzerin — „schwatzhaft, wie eine Elster" ist eine vielgebrauchte Redensart —; die Fabel läßt sie mit der Nachtigall wettsingen zum Gaudium aller Tiere des Waldes; die Mythe berichtet, die Elster sei

J. Atkinson. *Yorkshire (England), Juli 1906.*

Junge Elstern.

der einzige Vogel gewesen, welcher beim Verscheiden Christi nicht getrauert, sondern gehöhnt und gelacht habe, und zur Strafe müsse sie nun zeitlebens ihr unschönes Lachen hören lassen; das Märchen verspottet den Rabenvogel: „Frau Elster, hat sie Plapperwasser getrunken?“ und der volkstümliche Kalendermann und Wettermacher sieht in ihrem Schwatzen und Schackern eine gute Prognose; wenn die Elstern viel lachen und gackern, so sagt er, und nicht aufhören, sich Komplimente zu machen, dann darf man sicher auf anhaltend schönes Wetter rechnen.

Die Elster ist ein ausgesprochener Standvogel; die Kälte des Winters ficht sie nicht an. Deshalb beschäftigt sie sich nicht selten schon im Februar mit dem Nestbau. Am liebsten wählt sie hierzu den Wipfel eines recht hohen Baumes, eine Pappel, Kiefer, Birke oder eine Erle am Rande des Baches. Bisweilen aber vergißt sie diese Vorsicht und baut ihren kleinen Horst in eine niedrige Linde oder auf einen Weidenstumpf, in einen dichten Busch, nur zwei, drei Meter über dem Boden, in einen wilden Rosenstrauch oder eine Schlehdornhecke; selbst im Winkel eines leeren Taubenschlags hatte sich

K. Soffel. *Siebeneich-Bozen, Juni 1908.*

Jungelſter im Unterholz.

einſt ein Pärchen häuslich eingerichtet. Geſchloſſene Waldbeſtände meidet die Elſter, denn ein eigentlicher Waldvogel iſt ſie nicht. Die Nähe einzelner Gehöfte, die Umgebung von Dörfern und ackerbautreibenden Landſtädtchen, beſonders wo Wieſen und Felder mit kleinen hochſtämmigen Feldgehölzen und Obſtgärten wechſeln, das iſt ihr der liebſte Aufenthalt. Dabei meidet ſie, wenigſtens in Mitteleuropa, im allgemeinen die höheren Gebirgslagen, während ſie auch vor dem kälteſten Norden nicht zurückſchreckt.

Nur die frühen Morgenſtunden verwendet die Elſter zur Herſtellung ihres Horſtes, und ſo kommt es, daß gewöhnlich der Bau ziemlich fertig iſt, ehe ihn jemand bemerkt hat. Dünne Reiſer, Dornen, Würzelchen tragen die geſchäftigen Vögel zuſammen, verflechten alles ſorgfältig miteinander und mit den Zweigen des Niſtbaums und bilden ſo zunächſt die äußere Wand des immer ziemlich tiefen Napfes. Innen wird er mit Erde oder Kot ausgeklebt, bisweilen ſind auch Steinchen mit eingefügt, und über dieſe Schicht wird eine weiche Lage zarter Würzelchen und Tierhaare ausgebreitet. Von oben ſchützt der Vogel das Neſt durch eine Art Haube oder Helm, indem

er sperrige Reiser und Dornen dem Nestrande so einfügt, daß sie oben hoch vorstehen und von einer Seite weit über das Nest greifen, eine Wölbung bildend, oft so vollkommen, daß nur ein seitlicher Eingang frei bleibt, gerade weit genug, die Besitzer durchschlüpfen zu lassen. Es finden sich aber auch Elsternester, denen diese Schutzhaube fehlt. Gern werden alte Horste wieder benutzt, wenn sie Wetter und Sturm leidlich verschont haben; die schadhaften Stellen sind bald ausgebessert, und man spart Mühe und Zeit. Freilich, manchmal will's scheinen, als ob es die brutlustigen Vögel nicht eilig hätten; denn nicht selten beginnen sie an mehreren Stellen zu gleicher Zeit einen Bau. „Sie sind," sagt Naumann, „um zu täuschen, bald bei diesem, bald bei jenem Nest, so daß man oft erst dann das eigentliche Wochenbett entdeckt, wenn man die Jungen darin hört." Vielleicht ist's auch ein neu vermähltes Paar, das zum erstenmal brütet; unschlüssig in der Wahl des Nistbaums, probieren's die Vögel bald hier und bald dort, oder es handelt sich nur um eine lustige, neckische Spielerei, wie's auch andere Vögel gern treiben, besonders die Grasmücken.

Sechs bis acht Eier legt das Weibchen; sie sind von grünlicher oder gelblicher Grundfarbe, über und über mit braunen Punkten und Flecken bestreut; doch die Zeit, wann das Gelege vollzählig ist, wechselt sehr. Schon Ende März kann alles besorgt sein; manchmal verzögert sich aber das Geschäft auch bis Ende April; ja, wurden die ersten Eier durch ein Unglück vernichtet, so beginnt das Weibchen wohl selten vor Mitte Mai mit dem Brüten. Außerordentlich fest sitzt es auf dem Gelege; man kann heftig gegen den Stamm des Nistbaums schlagen, das Weibchen läßt sich nicht stören. Selbst ein Schrotschuß wird die Alte unter Umständen nicht von ihrer Pflicht abhalten; ruhig brütet sie weiter, auch wenn die ganze Ladung ins Genist eindringt, wo sie dank der festen Unterlage gewöhnlich keinen Schaden anrichtet, zumal der Horst in den meisten Fällen sehr hoch steht.

Man kann der Elster auch ein fremdes Ei unterschieben, sie wird nicht vergrämt, und die Bauernburschen machen sich deshalb bisweilen den Spaß, ein Zwerghuhnei dem Rabenvogel anzuvertrauen und dann das Pflegekind rechtzeitig dem Nest zu entnehmen, um es seiner natürlichen Mutter zuzuführen. Solche von Elstern ausgebrütete Hühnchen oder Hähnchen, so geht die Rede ganz allgemein, erhalten von ihren Pflegeeltern ein wildes, ungebärdiges Wesen als Angebinde mit auf den Lebensweg; sie sind bissig, bösartig und unverträglich nach der Ansicht unserer Landleute.

Drei Wochen währt es, ehe die Jungen den Eiern entschlüpfen. Mit Kerbtieren, Larven und Puppen, mit Würmern, Schnecken u. dergl. werden die Nimmersatten in den ersten Tagen gefüttert; sind sie aber ein wenig herangewachsen, so bekommen sie auch festere Fleischnahrung. Alle Bäume und Sträucher in den Feldgehölzen und Obstgärten werden nach Vogelnestern

K. Soffel. *Siebeneich-Bozen, Juni 1908.*

Junge Elster.

durchsucht. Kein Mitleid kennen die langschwänzigen Vögel, kein Pardon wird gegeben. Gierig zerrt die Elster das hilflose Junge aus dem Nest und stopft es ihrer Brut in den Rachen, nicht anders, als ob es ein Engerling wäre. Wo eine Elster sich sehen läßt, da zetern die Kleinvögel; sie kennen den Feind, der es viel schlimmer treibt als der Häher; ein Nestplünderer ist die Elster, wie es kaum einen zweiten gibt. Zumal wenn die Jungvögel flügge sind und nun unter der Leitung der Alten an den Plünderungszügen teilnehmen, dann bleiben, im Umkreis von einer Wegstunde etwa, nur die versteckteſten, die wirklich unerreichbaren Nester verschont. So unfertig die jungen Elstern auch aussehen – Kopf und Leib verhältnismäßig dick, der Schwanz noch kurz, oft bestoßen am Ende, denn der Platz im Neste war sehr beschränkt – die Räubereien lernen sie bald, und eine Grasmücke, ein Finkenpärchen jagt ihnen nur in den ersten Wochen Schrecken und Furcht ein. Vor alten, erfahrenen Elstern aber sind selbst Höhlenbrüter nicht sicher. Am Starenkasten faßt der schwarzweiße Strauchritter Posto; so sehr die Hausbesitzer und ihre Nachbarn auch schreien und flattern, ein

Starenkind nach dem andern zieht der gierige Schnabel unbarmherzig aus dem Dunkel heraus.

Die Elster verschmäht keinen Bissen, dessen sie habhaft werden, sie verschont kein Tier, das sie bewältigen kann. Wieviele Tragödien mögen sich Jahr um Jahr an den Nestern der lieblichen Grasmücken, der Finken, Goldammern, Drosseln u. a. abspielen, wieviele junge Rebhühner und Fasanen mögen ihr Ende im Magen der Unersättlichen finden! Aber selbst erwachsene Vögel sind vor den Räubern nicht sicher. Im Winter namentlich stößt die Elster bisweilen auf eine Sperlings- oder Goldammerschar, die an der Landstraße im Pferdekot eifrig nach Körnern sucht, und wenn auch häufig der Angriff fehl geht, manchmal hat der Räuber doch Erfolg und kröpft den Ergriffenen an Ort und Stelle. Auch der Rebhuhnjagd pflegt sie, sowohl allein, wie in Gemeinschaft mit andern ihres Geschlechts oder mit Krähen. Selbst das zahme Federvieh ist vor ihrer Gier nicht sicher; junge Hühner oder Enten greift die Elster an, ja, wo sie sich sicher fühlt, holt sie aus den Schlägen die jungen Tauben heraus, und der Geflügelfreund hat allen Grund, selbst der gezähmten Elster nicht zu trauen. Mit Recht beschuldigt man den schönen Galgenvogel auch des Fisch- und Krebsdiebstahls, und daß er die Fleischbänke nicht aus dem Auge läßt und sich bei jedem Aas einfindet, das weiß namentlich der Bewohner des Orients. Zwar geht die Elster nicht selten auch auf die Mäusejagd; ja, sie lauert dem kleinen Nager ganz weidgerecht auf wie der Jäger dem Karnickel, indem sie ihn zu packen sucht, wenn er seine Wohnung verläßt; aber dieser Nutzen wiegt die Schädlichkeit des Räubers nicht auf. Dazu kommt, daß auch der Obstzüchter die Elster verklagt; Kirschen, Birnen u. dergl. stiehlt sie sehr gern. Im Herbst verschmäht sie auch die Vogel- und Holunderbeeren nicht; doch ist es weniger diese pflanzliche Kost, die sie dann gleich dem Eichelhäher nach dem Dohnenstieg lockt, als der leckere Drosselbraten. Bisweilen fängt sich dann der sonst so kluge und mißtrauische Strauchritter beim „Ausfressen" der Dohnen in der hinterlistigen Schlinge.

Die unedle Verwandtschaft mit den krähenartigen Vögeln kann die Elster trotz ihres schönen Kleides nicht verleugnen; ihr ganzes Betragen verrät ihre Herkunft. Schrittweise geht sie gleich dem Raben, nur bisweilen ein Sprung wie die Krähe, und wenn der ziemlich wackelnde Gang graziöser erscheint, als er in Wirklichkeit ist, so hat sie's nur dem langen Schwanz zu verdanken, den sie wippend bewegt, wie Bachstelze und Rotschwänzchen. Der Flug ist noch schwerfälliger als der ihrer Verwandten; wegen der sehr kurzen Schwingen erfordert er häufige Flügelschläge. Schon bei mäßig starkem Winde wird er unsicher und fördert nur wenig; deshalb vermeidet es die Elster, weite Strecken zu überfliegen, zumal sie die Raubvögel fürchtet.

M. Steckel. *Sofia, März 1910.*

Elstern beim fertigen Nest.

Wie fast alle Mitglieder der schwarzen Sippe, so lieben auch die Elstern Geselligkeit; doch finden sie sich meist nur in kleineren Trupps zusammen, nicht in solchen Massen wie Raben-, Nebelkrähen und Dohlen. Sehr gern mischen sie sich unter die Krähenschwärme, obgleich sie mit ihren schwarzen Vettern auch manchen Strauß ausfechten; ebenso sind sie mit Eichel- und Nußhähern gut Freund, wenigstens zeitweise. Auch unter den Menschen wissen die schlauen Elstern Feind und Freund zu unterscheiden. Wo sie nichts zu fürchten haben, da siedeln sie sich in großen Mengen an, selbst die belebtesten Ortschaften beherbergen dann ganze Scharen. In vielen Städten des Orients, z. B. schon in Bosniens Hauptstadt, gehört die Elster zu den häufigsten Erscheinungen des Straßenlebens. Kein Dachfirst, auf welchem nicht ein paar der eleganten Vögel sitzen und nach einer Beute Umschau halten; in ungezählten Scharen fliegt die langgeschwänzte Gesellschaft durch die Luft und läßt sich dann auf den hohen italienischen Pappeln am Ufer der Miljacka nieder, wo sie von ihresgleichen mit heiserem Geschrei begrüßt wird. Am Rande des Mostarsko Blato wimmelt es von Elstern, selbst auf den Kalkhöhen der Herzegowina sind sie keine seltene Erscheinung. In der Türkei beherbergt wohl jede Ortschaft eine große Menge; denn der Bewohner der

minaretgeschmückten Städte scheut sich, dem Vogel ein Leids anzutun, und dank der türkischen Wirtschaft findet die Elster selbst auf den belebtesten Straßen ihr täglich Brot, gleich den herrenlosen Hunden, mit denen sie sich oft um einen Bissen zankt. Wo man aber die Elster verfolgt, da wird sie sehr bald gewitzigt; den Jäger weiß sie recht gut von einem harmlosen Menschen zu unterscheiden, und es ist schwierig, ihr beizukommen; nicht einmal am Neste läßt sie sich leicht erbeuten. Am sichersten schießt man sie aus der Krähenhütte, wo sie die Wut gegen den Uhu alle Vorsicht vergessen läßt, oder der Jäger beschleicht sie an mondhellen Abenden bei ihrer Schlafstelle. die sie im Obstgarten oder am Waldesrand aufschlägt. Dank den Nachstellungen, die der räuberische Vogel verdient, ist der Bestand der Elstern, in Mitteldeutschland wenigstens, seit einem halben Jahrhundert bedeutend zurückgegangen, obwohl auch ihre gefürchtetsten Feinde, die größeren Raubvögel, an erster Stelle der Hühnerhabicht, in neuerer Zeit stark dezimiert worden sind. Den schönen Vogel völlig auszurotten, das wäre aber ein Frevel an der Natur; trotz aller Schußprämien ist dies bei seiner Verschlagenheit auch kaum zu befürchten.

In Deutschland findet sich die Elster fast überall, vom Fuß der Alpenkette an bis zu den Küsten der Nord- und Ostsee; freilich tritt sie in den einzelnen Gegenden in recht verschiedener Anzahl auf, ja mancherorts ist sie geradezu eine Seltenheit, wie z. B. in der „preußischen Wüste". Auch alle übrigen Länder Europas hat sich die Elster zum Wohnort erwählt; auf Kreta und Cypern, auf Sizilien und in Spanien ist sie ebenso zu Hause wie in Schweden und Norwegen, wo sie noch an Skandinaviens Nordkap brütet. Die sibirische Kälte hält sie nicht zurück; bei Archangel, an der unteren Petschora, an der Obmündung, auf Kamtschatka, im ganzen mittleren Sibirien, überall ist sie verbreitet, ja in Asien überschreitet sie sogar die Tropengrenze, wie sie auch im nordwestlichen Afrika eine bekannte Erscheinung ist. Nordamerika besitzt gleichfalls den Allerweltsvogel, und wenn auch die jenseits des Ozeans lebende Form, ebenso die maurische und die sibirische Elster an Größe und Farbenverteilung etwas von unsrer mitteleuropäischen „Atzel" abweicht, so sind diese Unterschiede doch nur unwesentlich und gering. Auch Lebensweise und Charakter des Vogels bleiben in den verschiedenen Himmelsstrichen ziemlich dieselben.

Ein Hexentier ist die Elster unserm deutschen Volke, und diesem Umstande verdankt sie bald besonderen Schutz, bald schonungslose Verfolgung seitens des abergläubischen Menschen. Gern nehmen Hexen die Gestalt von Elstern an „Schäker"- oder „Schätterhex" höhnt der Volksmund den Vogel — auch benutzen die Hexen neben Ofen- und Heugabeln, Deichseln, Butterfässern, Löffeln u. dergl. Elsterschwänze bei ihrem Ritt in der Walpurgisnacht. Wenn man unter dem Nest einer Elster in den Baum ein Kreuz schneidet, das Symbol

M. Steckel. *Sofia, März 1910.*

Elster, einen Bach überfliegend.

des Christentums, so verläßt der Vogel seine Brutstätte; denn damit hat man die Hexe vertrieben. Auch durch den Zuruf: „Elster, Elster, weiß und schwarz, wenn du eine Hexe bist, so flieg auf deinen Platz!“ d. h. flieg weg von hier, vereitelt man ihre bösen Absichten. Mit diesem Glauben an die dämonische Natur der Elster hängt der in Tirol, Thüringen, Sachsen, Oldenburg und andern Gegenden geübte Gebrauch zusammen, eine Elster mit ausgebreiteten Flügeln an die Tür des Viehstalls zu nageln, um dessen Bewohner vor Zauber zu schützen, wie man's ja leider auch mit Eulen und Fledermäusen tut. Das gekreuzigte Hexentier soll die Gespenster abschrecken, indem es ihnen meldet, wie unsanft der Hofbesitzer solch Gelichter behandelt, das sich seinem Besitz nähert.

Unter solchen Umständen ist die Elster dem abergläubischen Menschen eine Unglücksbotin; Zank und Streit, Krieg, Tod und Leichenbegängnis verkündet ihr Schrei. Wehe dem Haus, auf dessen Dach eine Elster sich niederläßt! Läuft sie einem aber gar über den Weg, so ist es besser umzukehren. Vielfach gilt es als ein frevelhaftes Herausfordern des Schicksals, eine Elster zu schießen oder ihr Nest zu zerstören, z. B. in der Lausitz und in mancher Gegend Norddeutschlands, und nur dann ist's keine Sünde, den Hexenvogel zu töten, wenn man seiner zur Heilung von Krankheit bedarf.

Vögel II. Copyright 1910, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

In der alten Materia medica spukt die Elster vielfach herum. So leistete „gebrannte" Elster unter anderm bei Augenkrankheiten vortreffliche Dienste. Der Vogel muß ja ein ganz besonderes Auge haben, so sagten sich wohl die alten Medici, da er so lüstern auf blitzende Gegenstände ist, daß er nicht selten zum Dieb wird — in einem einzigen Elsternhorst fand man einmal siebenundzwanzig blanke Knöpfe, fünfzehn farbige Glasscherben, viele glänzende Steine, acht Münzen, ein Trompetenmundstück und eine Brille. Bekannt ist noch heute (!) beim Volk die gebrannte und zu Pulver gestoßene Elster als unfehlbares Mittel gegen die „fallende Sucht". Heute noch wird die gebrannte Elster als sogenanntes „Diakonissenpulver" z. B. von der Dresdner Gegend, ebenso von Ostthüringen aus weithin unter der Hand empfohlen.

M. Steckel. *Sofia, März 1910.*

Elstern in Gesellschaft eines Weideschweins.

Der Baßtölpel.

Von Alf Bachmann-München.

Zwischen Island und Norwegen, fast so nördlich wie Drontheim, liegt mitten im Ozean eine einsame Inselgruppe, die Faröer. Weder Baum noch Strauch gedeiht auf den hohen, schwarzen Felseninseln, aber ein ungeheurer Fisch- und Vogelreichtum gibt den Einwohnern, Nachkommen norwegischer Einwanderer, reichlich Nahrung.

Da oben ist's niemals kalt und niemals warm. Regen und Nebel und Dunkelheit — das ist der Winter. Regen und Nebel und manchmal ein sonniger Tag — das ist der Sommer. Selten erleuchtet frischgefallener Schnee oder klare Sonne die trübe Winterszeit auf wenige Tage.

Wer bringt den Färingern den Frühling? Schwalben gibt's dort oben nicht und wenn eine Nachtigall hinaufkäme — in den trostlosen Stein- und Moorwüsten, ohne Baum und Busch, würde ihr die Lust an der Musik vergehen. Und nicht einmal der Star, der doch bei uns neben Storch und Schwalbe zu den beliebtesten Frühlingsverkündern gehört, eignet sich auf den düsteren Inseln dazu. Er verläßt seine warme, trübe Heimat im Winter gar nicht und das Singen hat er fast verlernt; als Eklektiker bedarf er der Anregung und die Vögel seiner Heimat sind schlechte Gesangslehrer. Überhaupt scheint er dort seinen Humor verloren zu haben.

Mit den Landvögeln ist also nichts zu machen. Da muß ein Küstenvogel das poetische und dankbare Amt übernehmen und das ist auch nicht mehr, als recht und billig, da dort doch nur Seebevölkerung wohnt.

Ti-ti-ti erklingt's um Mitte März herum überall in Buchten und auf Inseln von tausend und abertausend Stimmen. Da sind sie wieder, die Tjeldur, die Austernfischer mit ihrem sauberen, schwarzweißen Gefieder und dem langen, roten Schnabel und wirklich scheint alles fröhlich und lebhaft zu werden, wo der helle Ruf des dekorativen, energischen kleinen Kerls ertönt, wenn er kommt, um die Vorbereitungen zur Brut zu treffen. Der Fähringer ist überzeugt, daß diese unruhigen Sommergäste pünktlich am 14. März eintreffen und als guter Fischer und Vogelfänger wird er wohl annähernd recht haben.

Ein feiner, hellgrauer Nebel bedeckt Meer und Klippen und die grünen Wogenberge, die eine lange Dünung bei Windstille träge hereinschiebt vom Ozean her zwischen die steilen Inseln, machen die flachen, muschel- und tangbewachsenen Klippen verschwinden. Und dann tauchen sie wieder auf; spru-

28*

J. Williamson. *Bass Rock Cliffs (Schottland).*

Junger Baßtölpel.

delnd rinnt weißer Schaum in den Riſſen und Rillen hinab und der alte Eiderentenvater, den die Welle von ſeinem Sitze vertrieb, nimmt wieder auf dem Felſen Platz, wackelt mit dem Schwanz, putzt ſich das Gefieder und wenn nach einigen Minuten wieder eine ebenſolche Welle kommt, wird er dasſelbe Manöver wahrſcheinlich wiederholen.

Es iſt Mittagszeit und wenn es bei dem Nebel auch jede andere Tagesſtunde ſein könnte: Die Vögel wiſſen genau, wieviel Uhr es iſt, auch wenn die Sonne nicht ſcheint. Ziemlich weit draußen, dort, wo man die hohen Felſen nur noch ab und zu wie hellgraue Wände erkennen kann, deren höhere Teile ſehr bald in Nebelwolken verſchwinden, ſitzen außer Lummen und Möwen ein paar ſonderbare Vögel auf dem Waſſer. Einige von ihnen ſchlafen und alle laſſen ſich von dem Strome, der unaufhaltſam dahinzieht, mitführen. Sie ſcheinen ſehr gut und viel gegeſſen zu haben; wenigſtens nehmen auch die nichtſchlummernden unter ihnen keinerlei Notiz davon, daß nicht weit von ihnen die Oberfläche des Meeres rauh wird. Als gute Fiſcher müſſen ſie es wiſſen, daß jetzt, bei Windſtille, nur Scharen kleiner Fiſche ſolche Rauhigkeiten verurſachen, wenn ſie, von Dorſchen verfolgt, hinaufflichen an die Oberfläche, um bald wieder in der Tiefe zu ver-

schwinden. Ganz eigentümliche Vögel sind's, die hier ihre Mittagsruhe halten. So groß wie die allergrößten Möwen, möchte man sie doch für Seeschwalben ansprechen. Ihr ganzer Körper, Flügel, Hals, Kopf und Schwanz sind schneeweiß und nur die Flügelspitzen, die über dem Bürzel sehr hoch gekreuzt sind, leuchten tiefschwarz. Der Schwanz liegt fast auf dem Wasser, der Hals ist eingezogen und der dicke Kopf mit dem großen, geraden, bleifarbenen Schnabel ist horizontal ausgestreckt. Einige haben den Kopf unter die Schulterdeckfedern gesteckt. Das ist der Baßtölpel, der Sula. Wer ihn einmal fliegend oder schwimmend gesehen, wird sein Bild kaum je vergessen. Er ist der größte Seevogel Europas und kein anderer Vogel unseres Erdteils ist ihm in Gestalt, Flug und Benehmen ähnlich. Lärmend und schreiend kommt ein Flock Dreizehenmöwen vorbeigeflogen. Eine kleine Raubmöwe, die auf einem aufgeblasenen, schwarzen, runden Grindwalmagen saß, den Fischer hier als Boje an ihre Netze gebunden, duckt sich einen Moment, erhebt die schlanken Flügel und schießt mit gellendem J-a hinter den Möwen her, die ängstlich auseinanderstieben; gleich darauf ist die ganze Gesellschaft im Nebel verschwunden.

Es hat sich Wind erhoben, der stoßweise über die Wellen fegt und manchmal sieht man die Sonne, wenn die Nebelmassen dünner werden, als schwachen, rötlichen Schein über den Inseln stehen. Aber heut' soll es ihr und dem Wind nicht mehr gelingen, die Luft zu säubern und bald ist alles wieder eingehüllt in das beängstigende Zwielicht von vorher.

Jetzt erheben sich die großen Vögel langsam, einer nach dem anderen. Es scheint ihnen nicht so leicht zu werden, wie den Möwen. Erst breiten sie die langen, spitzen, sehr schmalen Flügel aus, dann zappeln sie mit Füßen und Schwanz, recken den dicken Kopf weit vor und nun erkennt man deutlich das Pelikanartige der ganzen Erscheinung. Zwei von ihnen sind noch sitzen geblieben und machen sich mit Krächzen und Schimpfen zankend auf dem Wasser zu schaffen. Ein Bündel Seetang kam angeschwemmt; der eine erfaßt es mit dem Schnabel, schleudert es hin und her, um es richtig packen zu können, muß es aber immer wieder loslassen, da sein Nachbar ebenfalls Absicht auf die Beute hat. Ein lautes „Korr" und ein energischer Schnabelhieb schüchtern den Gegner eine Sekunde ein, der Sieger packt schnell den Tang, erhebt sich flatternd in die Luft und verschwindet mit der nachschleppenden, dunkelgrünen Masse allmählich im Nebel, um sie hoch oben auf einer Felseninsel als Nistmaterial zu verwenden. Ohne Sonne, Mond und Kompaß findet er seinen Weg übers Meer auch bei dickem Nebel.

Das Wetter ist inzwischen noch immer unbehaglicher geworden; der Wind hat zugenommen, ein feiner Staubregen sprüht über Meer und Inseln und der schottische Kapitän, der im Hafen vor Anker liegt, um Klippfisch zu laden, sitzt brummend in seiner Kajüte. Vielleicht muß er wieder, wie

J. Williamson. *Bass Rock Cliffs (Schottland).*

Kolonie brütender Baßtölpel.

das letztemal, zehn Tage warten, bis der Nebel verschwindet und er sein Schiff aus diesem Felsengewirr herausführen kann ins offene Meer.

Da wissen sich unsere Baßtölpel besser zu helfen. Wie sie ohne Kompaß und Sextanten segeln können, so fischen sie auch ohne Netz und Leine. Man muß nur die Plätze kennen! — Die ganze Gesellschaft hat sich erhoben. Dicht über den Wogen fliegen sie in langer Kette dahin, ein Vorgebirge erscheint dämmerig im Nebel; dort bricht sich brüllend die Dünung, dicker, zäher, gelber Schaum liegt in langen Streifen die Küste entlang. Auf dem Meere und in dem Schaume schwimmen Lummen und Seepapageien, einzeln und in Gruppen.

Hier, wo das Vorgebirge wie eine abgebröckelte Riesenmauer im Wasser steht, umfliegen es die großen Vögel und gelangen so in ein Gebiet, wo das Wasser klarer und ruhiger ist. Einige lassen sich nieder, andere beginnen im Schutze der Felsen zu fischen. Ein herrliches Bild von Kraft und Gewandheit! Der Sula ist vollendeter Stoßtaucher. Den Schnabel nach unten gerichtet, sucht er fliegend seine Beute zu erspähen. Oft schraubt er sich, nach einigen schnellen Flügelschlägen, spiralförmig hinauf in die Luft, dann wieder führt er plötzlich Schwenkungen aus, um sofort wieder in ein raub-

W. Farren.

Brutkolonie des Baßtölpels.

vogelartiges Schweben überzugehen. Plötzlich hält er inne, schlägt die Flügel fast ganz zusammen, wie eine stoßende Seeschwalbe und stürzt sich ins Meer, wo er sogleich unter der Oberfläche verschwindet. Gelingt ihm der Stoß, dann erscheint er gleich wieder über dem Wasser, erhebt den Schnabel und mit einer einzigen Schluckbewegung ist der Hering oder Dorsch verschlungen. Dann geht die Jagd aufs neue an und so gierig ist er, daß er, wenn er reichliche Beute macht, sich Magen, Kehlsack und Schlund so vollstopft, daß er den Schnabel nicht mehr zu schließen vermag. Wenn die Herings- und Makrelenfischer ihren Fang bergen, dann holt er sich wohl die Fische aus den Booten. Drei bis vier große Heringe schlingt er leicht herunter, wenn sein Magen leer ist und Gefangene haben bis 18 Stück an einem Tage gefressen. Zwischen den alten, weißen Vögeln sieht man von Zeit zu Zeit auch einige junge dunkelbraune, über und über mit weißen Tropfen gezeichnete. An den Brutplätzen werden sie nicht geduldet und erst wenn sie vier bis fünf Jahre alt sind, verfärben sie sich und schreiten dann zur Fortpflanzung.

Während die schönen, wilden Vögel dem Fischfange obliegen, rast der Sturm von den Bergen hinab zum Meere. Von dem Bache, der sonst aus Kirchturmshöhe als Wasserfall wie ein Silberstreif hinabfällt zur See, kommt kein Tropfen bis unten. Der Sturm faßt ihn, wirft ihn umher und vereint mit ausgerissenen Steinen, altem, schmutzigem Schnee und Erde wird das zerstäubte Wasser, vermischt mit dem Regen, wieder hinaufgetrieben in Felsen und Klüfte. Und wo der Sturm auf der Höhe das Gras unterwühlen kann, da rollt er die Grassoden mit Gewalt auf wie Bleiplatten und wirft sie zwischen die Seepapageien, die entsetzt davonfliegen.

Die Holzhäuser in den Fjords stöhnen und knarren, wenn der Sturm auf sie herniederfährt und durch den Kamin hineinheulend das Torffeuer auseinanderbläst, daß Rauch und Asche wild im Zimmer umherfliegen. Dann wird's wieder plötzlich totenstill. Das Trillern des Brachvogels erklingt von der Höhe her durch die Töne der Ziehharmonika, die aus einem der kleinen Häuschen leise und gedämpft herausklingen. Bachstelze und Wiesenpieper, die sich verkrochen hatten, wagen sich wieder hervor, um Nistmaterial zu suchen. Da poltert und heult es von neuem oben in den Bergen, eine Schaumwolke wird emporgetrieben vom Meere, fährt hinauf an den steilen Felsen und ehe eine halbe Minute vergeht, rast und stürmt es wieder über die Inseln dahin mit erneuter Wut.

Wenn der Juli kommt mit seinen hellen Nächten, dann schmilzt der letzte Schnee hoch oben auf den Bergen und nur an der Nordseite bleibt hie und da ein großer, dreieckiger weißer Fleck liegen, in den dunkeln Spalten, von wo aus der kluge Kolkrabe seine Raubzüge unternimmt und seine Brut einführt ins wilde Räuberleben. Seit der Seeadler nicht mehr

J. Williamson. *Bass Rock Cliffs (Schottland).*

Brütende Baßtölpel.

horstet auf den Faröern, machen dem Raben nur Skua und Mantelmöwe den Rang des Räuberhauptmanns streitig. Das Schneewasser rieselt in kleinen Rinnsalen entlang, vermuhrt den Boden auf den Höhen, wo der Steinbrech und allerhand Sumpfgras zu blühen anfängt und bricht sich dann Bahn in tiefen, schmalen Rinnen, Bach an Bach. Dann springen die Bäche murmelnd vorbei an den Hütten, entlang an den Mauern, aus Grindwalschädeln aufgerichtet und versiegen schließlich am Fjord zwischen Geröll und Moos. Und die Wiesendotterblume breitet ihre großen Blätter über den Bach und dicke Sträuße von gelben, großen Blüten brechen hervor. Das sieht von weitem lustig aus, wenn die gewundenen, langen Bänder, die sich hinunterziehen bis ins Meer, in leuchtendem Laubfroschgrün und Eidottergelb erstrahlen. Nun kommt die Zeit, da es lebhaft zugeht auf den hohen Vogelbergen, auf denen der Tölpel nistet.

Wenn der Nebel tief unten auf dem Meere und in den Buchten liegt, wo Alken, Möwen und Lummen brüten, dann sieht das ganze Land von oben gesehen so aus, wie Bergspitzen und Inseln in einem Wolkenmeer. Die Sonne scheint warm vom blauen Himmel herab auf die weiße, unebene

Wolkenmasse, die Täler und Meer bedeckt bis an den Horizont. An solchen Tagen hat's der kleine Tölpel gut; auf seinem hohen, ewig feuchten Seetangnest sitzt der kleine, nackte Kerl da. Seine Eltern haben lange brüten müssen, bis aus dem weißen Ei das bleifarbene, häßliche, fette Scheusal mit dem schwarzen Gesichtchen sich hervordrängte und nun geht die Arbeit erst recht an. Langsam entwickelt sich das kleine Ding, ewig hungrig, ewig um die Wette kreischend mit den vielen Tausend anderen, die hier oben ausgekrochen sind im gleichen Sommer. Denn hier steht Nest an Nest und die Kinderstube sieht entsetzlich aus! Alles ist über und über weiß bekalkt, faulgebrütete, schmutzige Eier liegen umher zwischen den stinkenden Überresten von Tintenfischen und Fischen, die die Alten den Kleinen eifrig vorwürgen. Und wie wunderlich sehen die Eltern aus hier oben! Wie ein Dreifuß sitzen sie da auf ihren kurzen, breiten Füßen. Damit sie nicht nach hinten fallen, stützen sie sich auf den keilförmigen Schwanz; der Hals ist angezogen, der Kopf halb aufwärts gerichtet — eine traurige Figur! Mit ihrer krächzenden, schnarrenden Stimme zanken sie sich unaufhörlich mit ihren Nachbarn, wenn ihnen die Kinderpflege Zeit dazu läßt; wie das Durcheinanderschreien zahmer Enten klingt's oft, dann wieder wie Rabengekrächze. Und wenn gar einer der alten Vögel beim Streiten gezwungen wird, zu gehen, dann sieht man, wie unbeholfen der arme Kerl auf dem Festland ist. Stolpernd und wackelnd, mit schleppendem Schwanze versucht er von der Stelle zu kommen und wenn ein Hindernis ihm den Weg versperrt, dann nimmt er gar seinen Schnabel zuhilfe, um nicht umzufallen! Und in der äußersten Not hüpft er grotesk davon, wie eine Elster.

Dem kleinen, nackten Jungen sprossen allmählich auf dem ganzen Körper lange weißliche Dunen, so daß es bald an eine junge Eule erinnert; dann wird es dunkelaschbraun, ohne die weißen Flecken, die es erst bei einer späteren Mauser bekommt. Während nun einige der Jungen schon halberwachsen sind, sitzen daneben noch manche der Alten fest auf dem Ei und so unregelmäßig betreiben diese Vögel ihr Brutgeschäft, daß auf manchen Brutplätzen, z. B. auf Grimsey im Norden von Island das Geschrei und Gezänke erst Ende Oktober aufhört, wenn das Nordlicht nach klaren Tagen schon früh am Abend seine leuchtenden Bänder an den grünlichblauen Himmel malt.

Bis auf die kleinen häuslichen Zwistigkeiten haben die Tölpel am Brutplatz nicht viele Sorgen. Der Seeadler holt sich gelegentlich eines der fetten Jungen und auch die Mantelmöwe, die vereinzelt auf denselben Felsen brütet, fürchtet die Schnabelhiebe der Alten wenig. Ebenso fallen dem Kolkraben und der Skua ab und zu die Jungen zur Beute, so lange sie noch nicht zu groß und zu schwer sind, um sie in einem unbewachten Momente wegzuschleppen.

Ihr ärgster Feind aber ist der Mensch.

R. Kearton. *Bass Rock Cliffs (Schottland), Juni 1907.*

Baßtölpel, brütend.

Die Insel, auf deren obersten, abgeflachten Teile im Sommer aus Gestank und Schmutz heraus die wundersamen Vögel aufwachsen, die später in herrlichem Fluge ihren schneeweißen Körper über die blaugrünen Wogen gleiten lassen, ist ein zauberhaftes Gebäude. In gigantischen Bündeln, 50 bis 60 Meter hoch, ragen die Basaltsäulen aus dem Meere heraus, wie eine Riesenorgel. Die Seeleute nennen es den „versteinerten Wald". Und unter der Insel ist eine düstere Höhle; von den feuchten Wänden rufen Lummen und Alke herunter, eine bläuliche Beleuchtung läßt alles in einem märchenhaften, ungewissen Lichte erscheinen. Aus gewaltigen Wölbungen schimmert Quarz und Glimmerschiefer undeutlich heraus und gegen den schmalen Eingang hin sieht man im tiefen, bläulichgrünen Wasser wogenden Seetang in langen Blättern wundervoll in harmonischen Linien sich träumerisch bewegen.

Mit hellem Silberschimmer überzogen, taucht hie und da ein Vogel mit vorgestrecktem Kopfe und halbgeöffneten Flügeln durch die langen, rötlichen und olivgrünen Blätter. Tag und Nacht gibt's da unten gewaltige Kämpfe: Der Dorsch fängt den blinkenden Hering, mit seinen blöden Augen wird er selbst vom Hummer verzehrt und der riesige Heilbutt schlingt den alten Hummer hinab mit seinen grimmigen Scheren und dem blauschimmernden Panzer.

R. B. Lodge. *Bass Rock Cliffs (Schottland), 1904.*

Baßtölpel, alter Vogel beim Neſtjungen.

Und weit hinten, am äußerſten Ende, wo weißer Sand bei Ebbe aus dem Waſſer zutage tritt, da ſchläft, zwiſchen weißſchwarzen Seevögeln, eine alte Robbe mit ihrem Jungen im dämmerigen Zwielicht.

Das Meer liegt ruhig, die Sonne hat den Nebel aufgezehrt, es iſt gegen Mittag. Da erhebt die Robbe den Kopf, die flachen Augen leuchten, die Ohrlöcher erweitern ſich. Auch das Junge, das auf dem Rücken lag und verſuchte, dabei die hinteren Finnen lotrecht in die Höhe zu ſtrecken, wird aufmerkſam. Im nächſten Moment ſetzt ſich die Mutter mit ein paar Sätzen in Bewegung, ein lautes Plantſchen, ein zweites, leiſeres — und Mutter und Sohn gleiten wie Fiſche hinab in das Pflanzengewirr.

Jetzt wird's draußen lebendig. Lautes Lachen von Menſchenſtimmen ertönt, Ruder plätſchern, Rufe erſchallen und hallen wider von den Felswänden. Ein Boot mit acht Ruderern iſt bei der Inſel angekommen; in der Ferne erſcheint ein zweites, ein drittes. Eines nach dem anderen läßt das Segel fallen, die langen, ſchmalen Ruder ſchlagen das Waſſer; überall Schwatzen und Gelächter. Das ſind die fröhlichen Mörder der jungen Tölpel,

W. Farren. *Bass Rock Cliffs (Schottland), Juni 1905.*

Fliegende Tölpel.

die einzigen Feinde, die sie fürchten sollten, aber sie fürchten sie nicht. Auf uralten Kletterpfaden geht's hinauf; Stufe nach Stufe, Galerie nach Galerie wird erklommen. Wie Katzen schmiegen sich die schmalen, jugendlichen Körper den Felsen an. Da ist nichts mehr vom Seemann zu sehen. Eine kurze, knappe Wolljacke, Kniehosen und lange, braune Strümpfe sind ihre praktischen Kleidungsstücke. Während nun die Boote mit einigen Leuten unten liegen bleiben an der Leeseite der Insel, beginnt oben ein greuliches Schlachten. Den alten Vogel läßt man leben. Er ist zwar so wenig scheu, daß man ihn oft, wie eine Eiderente, vom Nest nehmen und wieder hinsetzen kann. Doch schmeckt er schlecht und er soll ja auch im nächsten Jahre wieder sein Ei legen. Aber den fetten Jungen geht's an den Kragen. Mit einem Knüttel schlägt man die arglosen Tiere auf den Kopf, nachher werden sie bündelweise von oben hinuntergeworfen in die See, wo die Kameraden in den Booten sie in Empfang nehmen. Nur die ganz flüggen werden getötet, die jüngeren kommen erst in einigen Wochen dran. Diesesmal sind die Leute etwas spät gekommen. Manche der jungen Vögel sind schon hinuntergeflattert aufs Meer, wo ihnen die Eltern die Elemente der Hochseefischerei erklären.

J. Williamson. *Bass Rock Cliffs (Schottland).*

Tölpel auf ihren Nestern und Jungvogel.

Vor einigen Tagen schon wollten die Vogelfänger herkommen, aber als sie hinausrudern wollten und sich gerade zu Hause noch durch gebratene Seepapageien, mit Eierkuchenteig gefüllt, stärkten, da ertönte vom Fjord her der Ruf „Grindabud! Grindabud!" — Da ließ man denn den halbaufgegessenen Lund liegen, dachte nicht mehr an die Tölpel da oben, rannte zu den Booten und half die Grindwalherde zu umzingeln, die ahnungslos in den Fjord geschwommen kam. Und dann ging das gräßliche, blutige Schlachten an, das Schweineschlachten der Färinger, und ehe das Fleisch geborgen und verteilt, das große Freudenfressen mit Musik und Tanz vorbei, die blutigen Kleider gewaschen und die in der Walschlacht zerbrochenen Ruder wieder repariert waren, waren einige Tage vergangen. —

Nun sind die Boote gefüllt mit den armen, häßlichen, fetten Vögelchen und die lustige Fahrt geht nach Hause. Die Vögel werden verkauft oder eingesalzen. Sie schmecken nicht so gut wie Möwen und Seepapageien; ihr heringsartiger, traniger Beigeschmack widert manchen an. Die Eier schmecken noch schlechter.

Da das Brutgeschäft sehr unregelmäßig vor sich geht, findet man oft bis in den Oktober hinein noch Junge in den Nestern. Sogar auf der Insel Grimsey, nördlich von Island, dem auf dem Polarkreis gelegenen, nördlichsten Brutplatze der Sula, werden die letzten Jungen erst gegen Ende Oktober

„geerntet". Eine der bekanntesten Sulakolonien befindet sich auf dem Baß-Rock im Firth of Forth bei Edinburgh. Etwa 75000 Eier werden dort jährlich gelegt. Diese Kolonie ist verpachtet und der Zugang mit einer eisernen Türe verschlossen, also ganz wie ein Hühnerstall. Die Jungen werden dort, nachdem sie gerupft, gereinigt und halb geröstet sind, in Edinburgh zu Markte gebracht. Doch nimmt die Zahl der Liebhaber der Solan Goose von Jahr zu Jahr ab.

Unser Vogel geht nicht sehr weit nach Norden hinauf. Die Höhe von England und Schottland scheint ihm am besten zu behagen. Auf den Orkaden und Hebriden, an den schottischen Küsten und in Nordirland, in Südgrönland und einem Teile der östlichen Küste Nordamerikas hat er seine Brutplätze, die er in ungeheueren Massen bevölkert. Flache Küsten meidet er; ebenso liebt er den offenen Ozean weniger, als felsige Steilküsten mit klarem Wasser und guten Fischgründen. Auch außerhalb der Brutzeit fliegt er, wenn sein Tagewerk vollbracht, der Küste zu, um dort zu nächtigen. Und wenn der mit allen Wassern gewaschene Seemann bei unsichtigem Wetter den Jan van Gent des Morgens in Scharen über das Schiff hinwegfliegen sieht, dann weiß er, daß dort, wo er herkommt, Land ist. Selten sieht man ihn in Norwegen, häufiger an der bretonischen und portugiesischen Küste. Es gibt etwa zwölf Arten Tölpel, die über die Küsten der ganzen Erde verbreitet sind. Die meisten Arten nisten südlich des Äquators.

Ganz und gar verraten und verkauft, wie ein in die Dolomiten hineingezauberter Hochseefischer, ist der arme Kerl, wenn ihn im Winter schwere Stürme, die längere Zeit aus derselben Richtung wehen, ins Innere des Landes verschlagen. Mit gänzlich leerem Magen, matt und verängstigt, sitzt er dann endlich flügellahm auf einem Acker und wenn der münsterländer Bauer von seinem Milchwagen aus den großen, braunen*), wunderlichen Vogel auf dem beschneiten Kartoffelfelde sitzen sieht, dann schleicht er sich vorsichtig heran, immer näher, an einer Wallhecke entlang, damit ihm die „wilde Gans" nicht entwische. Aber die Gans hat jede Initative eingebüßt und läßt sich ruhig mit dem Peitschenstiel totschlagen. Verwundert dreht ihn der Bauersmann um, den großen Vogel mit dem unförmlichen Schnabel, stopft ihn zwischen die leeren Milchkübel auf seinem Wagen und wenn er, in seinem Kotten angekommen, Frau und Kindern die seltene Beute zeigt, und die Kinder ihm staunend den Schnabel aufmachen und in den riesigen Rachen hineinschauen, dann ertönt einmal über das andere als Zeichen der höchsten Verwunderung der Ausruf: „Junge, Junge, Junge, wat 'n Dier!"

*) Die in dieser Weise ins Land hinein verschlagenen Vögel sind stets unausgefärbte Exemplare, also im braunen Jugendkleide.

Der schwarzkehlige Wiesenschmätzer.

Von Martin Braeß.

Ein flüchtiges Vöglein hüpft leicht und gewandt in dem Dornengestrüpp und den Hecken umher, die den schmalen Rain zwischen den Feldern in gestreckter Linie begleiten. Jetzt sitzt es auf einem vortretenden Ästchen, hochaufgerichtet die kleine Figur, und singt sein bescheidenes Liedchen, den zarten Strophen der Heckenbraunelle ganz ähnlich. Aber plötzlich bricht's ab; am Boden scheint sich etwas zu rühren. Ein zappelndes Kerbtier — schon ist es gepackt, und nun hüpft das Vöglein hurtig von einer Ackerscholle zur andern, auf jedem höheren Plätzchen einen Augenblick rastend, um Ausschau zu halten; denn seine Sicherheit setzt der Kleine niemals aufs Spiel. Dem schützenden Buschwerk bleibt er stets nahe, und die freien Spitzen der Sträucher und niedrigen Bäume, hohe Pflanzenstengel, auch Pfähle und Telegraphenstangen sind seine Lieblingsplätzchen; in schwirrendem Flug geht es von einem zum andern. Manchmal wirft sich das Vöglein von hier hoch in die Luft, um ein Insekt im Flug zu erwischen, manchmal stürzt sich's herab und rüttelt über dem Grashalm, wo ein Käferchen klettert; aber im nächsten Moment ist es wieder droben auf seiner Warte. Es wippt mit dem kurzen Schwanz in langsamem Takt nach unten, breitet den Fächer auch manchmal aus und zuckt dann in schnellerem Tempo; „fid, fid, tzer, tzer" . . . da ist der kleine Bursche im dichten Gestrüpp schon verschwunden. Dem Beobachter schlägt er ein Schnippchen.

„Schwarzkehlchen" heißt das schmucke Vöglein beim Volk; „Schwarzköpfchen" oder „Mohrenköpfchen" sollte es heißen. Kehle und Oberbrust sind ja schön rostrot gefärbt, und das Schwarz des Kopfes, das sich prächtig von den weißen Halsseiten abhebt, erstreckt sich nur gerade mit über das Kinn. Für das Weibchen freilich würde auch die Bezeichnung „Schwarzköpfchen" nicht passen; es sieht dem Weibchen vom Vetter Braunkehlchen ganz ähnlich, nur etwas dunkler die Oberseite, und der schmutzig weiße Fleck auf dem Flügel tritt, besonders beim Flug, ziemlich deutlich hervor.

Am Boden, unter einem Schlehenbusch, in dem wirren trocknen Gras, das die Sense des Schnitters niemals erreicht, hat das Pärchen sein Nest. Der Zugang, kaum größer als ein Mäuseloch, ist nur den beiden bekannt. Hier schlüpfen sie täglich hundertmal hindurch, den fünf Kindern Bissen um Bissen zu bringen, eine fette Raupe vom Kohl, eine zarte Fliege, Spinnen, Heupferde u. dergl. Warm und mollig liegen die Kleinen; denn das lockere,

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Schwarzkehliger Wiesenschmätzer am Nest, links Männchen, rechts Weibchen.

R. Kearton. *Surrey, Juni 1905.*

Männliches Schwarzkehlchen.

aus Moos, Halmen, Stengeln und feinen Würzelchen hergestellte Gewebe des flachen Napfes haben die Vögel mit einer dichten Lage von Wolle und Haaren ausgepolstert. Sie konnten sich wochenlang nicht zum Nestbau entschließen; denn als sie Anfang April — viel früher als der braunkehlige Vetter — zurückkehrten, begrüßte sie die Heimat noch wochenlang mit Schneeschauern, Regen und Sturm, daß man nur daran dachte, das nackte Leben zu retten, und als endlich der heißersehnte Frühling einzog, versuchten die Vögel ihr Heil in dem Weidengestrüpp der Au; aber das steigende Wasser des Flusses schien ihnen Sorge zu machen. Sie zogen hinauf in die junge Fichtenschonung am Talhang; hier schreckte sie ein beutelustiges Wiesel. Aber schließlich fanden sie doch unter dem Schlehdorn am Ackerrain eine sichere Wohnung. Sie hat sich glänzend bewährt. Morgen, so hoffen die Eltern, werden die Kleinen das Nestchen verlassen; sie gucken schon so klug aus der kleinen Öffnung zwischen den Gräsern hindurch, und wenn sie anfangs die Flügel auch noch nicht recht zu gebrauchen verstehen, im Versteckspiel am Boden sind die Schwarzkehlchenjungen von Anfang an Meister.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905.*

Schwarzkehlchen, mit Futter zu Neſt kommend,
links Männchen, rechts Weibchen.

Niemand bemerkt ſie; erſt ſpäter zeigen ſie ſich der Welt; ſie ſetzen ſich auf die Spitzen der Büſche und Bäume — aber ſofort ſind ſie im Gras- und Dornengeſtrüpp ſpurlos verſchwunden, wenn die wachſamen Alten mit ihrem „fit, fit . . . tzrtzr“ warnen. Im September, manchmal ſchon Ende Auguſt, geht's nach dem Süden, einzeln oder in ganz kleinen Trupps.

In Deutſchland iſt das ſchmucke Vögelchen nicht weit verbreitet, dem Oſten fehlt es wohl völlig. Wieſen hat es weniger gern als ſein Verwandter; hügliges Gelände mit kleinen Wäldern und Äckern, Talhänge mit Hecken und Buſchwerk, auch größere Höhen der Mittelgebirge, wo das Kulturland aufhört und niederes Fichtengeſtrüpp, Heidekraut, Farne, Ginſterbüſche den ſteinigen Boden bedecken, das ſind die Lieblingsplätze des Schwarzkehlchens.

Säbelschnäbler und Stelzenläufer.

Von Dr. Ernst Schäff.

Unter dem vielgestaltigen, arten- und formenreichen gefiederten Volk, das unsre Küstenstrecken, sowie die Inseln, Halligen und Watten belebt und für den Nichtornithologen so schwer zu unterscheiden ist, heben sich gewisse Gestalten durch bemerkenswerte, auch dem nicht geübten Beobachter sich aufdrängende Besonderheiten, sei es in der Farbe, Gestalt, Stimme, Bewegungsweise usw. heraus, so daß sie leicht erkannt und richtig angesprochen werden können. Meist sind es auffällige Farben oder lebhafte Farbentöne in auffallender Verteilung, wodurch sich solche Vögel erkennen lassen. Schwerlich wird jemand z. B. die Brandente oder den Austernfischer mit irgendeiner andern Ente oder einem Strandvogel verwechseln, wenn er sich diese Vögel nur einmal ordentlich angesehen hat. Das Gleiche gilt von einem merkwürdigen, leider auf deutschem Gebiet höchst selten gewordenen Strandvogel, der sich an ganz bestimmten, besonders beschaffenen Strichen des Strandes und der Küsten unsrer Meere findet, bezw. fand. Versetzen wir uns wenige Jahrzehnte zurück, so können wir das Leben und Treiben des Säbelschnäblers (Recurvirostra avosetta [L.]) — denn um diesen handelt es sich hier — als eines bei uns einheimischen und noch verhältnismäßig verbreiteten Vogels schildern. Nicht die eigentlichen Watten, die für so unendlich viele Vögel zur Ebbezeit einen reich besetzten Tisch bilden, nicht der reine glatte Sand, wie wir ihn uns als Badestrand wünschen, noch weniger steiniges und felsiges Gelände locken den langbeinigen, trotz seiner Stelzenbeine auch noch mit Schwimmhäuten versehenen Vogel an, sondern Schlamm und Schlickbänke mit so weichem Boden, daß kaum ein andrer Vogel ihn betritt. Verwesender Blasentang und andre Meeresalgen, sowie abgestorbenes Seegras, das im Wasser an nicht sehr tiefen Stellen liegen bleibt, bilden eine an der von Wind und Sonne trocken gewordenen Oberfläche fahl bräunliche, im Innern und, wo sie vom Wasser bedeckt wird, braun- bis tintenschwarze, breiige Masse. Diese liebt der Säbelschnäbler, ebenso Stellen mit schwankendem, weichem Boden auf dem Grünland, sowie die schlickigen Ränder der Priele und Meeresarme zwischen den Watten. Hier sieht man die schlanken, weißen, am Oberkopf und an einzelnen Stellen des Rückens und der Flügel schwarzen Vögel umherwaten oder in heißer Mittagsstunde auf einem Bein stehend, den Kopf unter das Schultergefieder gesteckt, Siesta halten. Die sehr langen, weit oberhalb des Fersengelenkes unbefiederten Beine von zart bläulichgrauer Farbe und sehr weicher Be-

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Nest und Gelege der Avosette.

schaffenheit ermöglichen es dem Vogel, weit umher zu waten. Nicht selten benutzt er auch die zwischen den Vorderzehen ausgespannten, tief ausgerandeten Häute zum Schwimmen, wobei er sehr leicht auf dem Wasser liegt, etwa wie eine Möve, und den Rumpf nur wenig eingetaucht. Man spricht gewöhnlich beim Säbelschnäbler von Schwimmhäuten an den Füßen; richtiger wäre es wohl, sie besonders stark entwickelte Binde- oder Spannhäute zu nennen, denn sie dienen dem Vogel ganz ohne Zweifel viel mehr dazu, ihn vor zu tiefem Einsinken beim Waten im Schlamm zu bewahren, als um ihm das Schwimmen, das er doch nur verhältnismäßig selten betreibt, zu ermöglichen. Immerhin schwimmt unser Vogel nicht bloß gezwungen, etwa wenn er, angeschossen, sich durch Fliegen nicht retten kann, sondern er sucht gelegentlich auch aus freien Stücken tieferes Wasser auf und schwimmt hier geschickt und schnell.

Steenhuizen. *Texel, Juni 1905.*

Avosette, 4 eben geschlüpfte Jungen und Eischale.

An den geschilderten Örtlichkeiten finden die Säbelschnäbler oder Avosetten, wie sie auch heißen, ihre aus allerlei zarten Krustazeen, weichen Würmern und kleinen Mollusken bestehende Nahrung, deren sie sich in sehr eigenartiger Weise bemächtigen. Sie fahren mit dem feinen, elastischen Schnabel rechts und links in horizontaler Richtung durch Wasser und Schlamm und lesen dabei alles für sie Genießbare heraus. Diese eigentümlichen Bewegungen sah ich auch von mir gefangen gehaltene Avosetten in ihrem flachen Trinkgefäß ausführen. Der Schnabel ist anders gebaut als bei allen andern Vögeln. Fischbeinartig elastisch, hart und spitz, hat er fast die Gestalt einer Schusterahle, ist aber von der Mitte an aufwärtsgebogen, dabei durchweg breiter als hoch, also von oben nach unten abgeplattet. Als eigentliches Tastorgan wie bei so vielen andern Vögeln aus der näheren oder weiteren Verwandtschaft des Säbelschnäblers kann der Schnabel nicht wirken, da er nicht mit weicher, nerven- und tastkörperchenreicher Haut überzogen, sondern völlig hart ist. Es ist ein höchst eigenartiges Organ und jedenfalls für den Vogel besonders geeignet zur Nahrungsaufnahme.

Entgegen vielen andern am Meeresstrande lebenden Vögeln besucht die Avosette süße Gewässer so gut wie nie, jedenfalls immer nur ganz ausnahmsweise und zufällig. Wohl aber hält sie sich als Brutvogel an salzigen Binnen-

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Avosette. Junge Vögel, die kaum das Ei verlassen haben.

gewässern oder an Orten, wo Salzsümpfe mit salzigen Quellen vorhanden sind. So ist sie ein Bewohner des Neusiedler- und des Plattensees in Ungarn, und brütet an den salzigen Seen Zentralasiens und Ostafrikas, sowie an den Natronseen Nordafrikas. Aus diesen Angaben läßt sich schon entnehmen, daß unser Vogel ein weites Verbreitungsgebiet hat. Um dies etwas genauer anzugeben: man kennt ihn brütend von den Küsten Dänemarks an aus den Küstengebieten der Nord- und Ostsee, von Südspanien und gewissen Teilen Südfrankreichs, dann aus Südosteuropa und durch das ganze mittlere Asien bis zum fernen Osten, auch aus Nord- und Ostafrika, ja selbst bis herunter zum Kap der guten Hoffnung — immer aber gebunden an Salzwasser oder Salzsümpfe. Eigentümlich ist es, daß der Säbler auch in den Zeiten, da er noch auf den schleswig-holsteinischen Inseln und Watten regelmäßig brütete, fast nie auf Helgoland, wo doch so viele und verschiedenartige Vögel beobachtet wurden, erschien. In England ist er als Brutvogel verschwunden und bei uns ist er, wie oben angedeutet, so selten geworden, daß man für sein Fortbestehen als ständiges Mitglied der heimischen Ornis die schlimmsten Befürchtungen hegen muß. Vielleicht werden in dieser Richtung die verschiedenen in den letzten Jahren angelegten Vogelfreistätten etwas Wandel schaffen, dann wäre leicht möglich, daß sich neben Möven, Seeschwalben, Austern-

fischern, Strandläufern, Regenpfeifern, Uferschnepfen usw. auch einzelne Avosettenpärchen an den geschützten Brutstätten wieder einfänden. Die Gesellschaft der andern Vögel wird den Säbelschnäblern allerdings allein kaum zur Ansiedlung an irgendeinem Platze veranlassen, denn gesellig ist er nicht veranlagt. Er scheut zwar nicht das Zusammenleben mit andern Vögeln, aber er sucht es auch nicht und schließt sich nie in der Weise an andre Vögel an, wie es viele Strandvögel untereinander tun, die zusammen ihrer Nahrung nachgehen, zusammen bei nahender Gefahr davonstreichen und zusammen wieder einfallen. Indirekt dient gelegentlich der Säbler andern Vögeln in seiner Nachbarschaft als Warner, denn er ist außerordentlich scheu und mißtrauisch und geht jedem Feinde oder auch nur jeder verdächtigen Erscheinung frühzeitig aus dem Wege. Der Flug unsres Vogels ist nicht schnell und wird mit etwas matten Flügelschlägen ausgeführt, wobei Hals und Beine lang ausgestreckt werden. Beim Durcheilen größerer Entfernungen pflegen sich die Avosetten hoch in die Luft, meist über Schrotschußdistanz, zu erheben; beim Einfallen senken sie sich in einigen Bogen mit ruhig gehaltenen Flügeln ziemlich senkrecht herab. Zur Fortpflanzungszeit, wenn das Weibchen brütet, kreist das Männchen über dem Neste oft hoch in der Luft in anmutigem Flugspiel, wobei es den trillernden Paarungsruf hören läßt, der eine rasche Aufeinanderfolge des wie „tliü . . .“ klingenden, klagenden Lockrufes ist. Auch einen kürzeren, wie „guit“ oder „pütt“ sich anhörenden Stimmlaut vernimmt man von der Avosette und ihr niederländischer Name „Kluit“ kommt von ihrem Ruf her, den man durch jenes Wort auch versinnbildlichen könnte. In manchen Gegenden Norddeutschlands hieß der Säbler früher wegen seines pfriemartigen Schnabels „Schustervogel“, im Dänischen nennt man ihn stellenweise „Skomager“, was dasselbe bedeutet wie jene deutsche Bezeichnung.

Der Platz für das Nest wird nicht da gewählt, wo sich die Avosette mit Vorliebe aufhält, sondern weiter landeinwärts, an höheren und trockneren Stellen, die selbst von Springfluten nicht erreicht werden. Hier, wo der sandige Boden nur dürftig mit magerem Gras und sonstigen Dünenpflanzen bestockt ist, scharrt sich der Vogel eine flache Vertiefung, die er zuweilen mit ein paar trocknen Halmen auslegt, zuweilen aber auch ohne diese spärlichen Zutaten als Kinderstube benutzt. Gern werden kleine Erhöhungen, wie alte Maulwurfshaufen und dergl. zur Anlage der Niststätte verwendet, geschützt und versteckt steht aber das Nest der Avosette eigentlich nie. Das Gelege pflegt in der Regel aus drei Eiern zu bestehen, oft sind es nur zwei, doch kommen auch wohl vier vor; diese letztere Zahl ist aber die seltenste. Wie bei der offenen Lage des Nestes zu erwarten, zeigt sich die Färbung der Eier ihrer Unterlage und ihrer Umgebung so vortrefflich angepaßt, daß das Gelege nur schwer entdeckt wird. Im Färbungscharakter ähneln die Eier denen

M. Behn. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Avosette, brütend.

M. Behr. **Avosette,** *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Eier wendend. Brütend

des Kiebitzes, die Textur der Schale ist jedoch etwas rauher und der Grundton etwas mehr grünlich. Auf ihm stehen sparsame und kleine, schwarze Flecke, die sich am stumpfen Pol des Eies häufen; außerdem bemerkt man matte, violettgraue Flecke, die tiefer in der Schale sitzen. Diese Färbung und Zeichnung ähnelt so sehr der Unterlage, auf der die Eier liegen, daß diese nur schwer zu finden sind, wie das ja auch bei verschiedenen andern Strandvögeln, die ganz offen auf dem bloßen Sande nisten, der Fall ist. In das Brutgeschäft teilen sich Männchen und Weibchen, was man weniger durch direkte Beobachtung als dadurch festgestellt hat, daß bei beiden Geschlechtern ein Brutfleck vorhanden ist. Nach etwa 17—18tägiger Bebrütung entschlüpfen den Eiern die in ein zartes, hellfarbiges Dunenkleid von fast weißer, nur auf der Oberseite von Kopf und Rumpf etwas dunkler getönter und gefleckter Farbe gehüllten Jungen, deren Artzugehörigkeit man an dem zwar nach verhältnismäßig kurzen, aber doch schon deutlich aufwärts gebogenen zarten Schnabel erkennen kann. Bei drohender Gefahr verstehen es die kleinen Avosetten, auf ihren anfänglich dicken und weichen Stelzenbeinen sich sehr

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Avosette, sich aufs Nest niederlassend.

geschickt in der dürftigen Strand- und Sandvegetation zu verstecken. Sobald sie einigermaßen behende laufen können, werden sie von beiden Eltern an sumpfige, aber Deckung bietende Örtlichkeiten geführt, aber erst wenn sie flugbar geworden, an den offenen Strand. Etwa im August ist der junge Nachwuchs so weit, daß er allein in der Welt fortkommen kann. Die Alten bekümmern sich dann nicht mehr um ihre Kinder, rüsten sich vielmehr allmählich zur Abreise nach dem Süden, die sie allein antreten, während die Jungen etwas später nachfolgen. Wahrscheinlich folgen die Säbelschnäbler auf ihrem Zuge den Meeresküsten, wenigstens trifft man sie nur ganz ausnahmsweise an Gewässern im Binnenlande, was doch wohl öfter der Fall sein würde, wenn sie etwa den größeren Flußläufen folgten oder sonst direkt über Land reisten.

In gewisser Beziehung schließt sich an die Avosette ein andrer, durch seine ausnehmend lange und langbeinige Gestalt ausgezeichneter Vogel an, nämlich der Stelzenläufer (Himantopus himantopus [L.]), auch wohl Strandreiter, in älteren Werken wegen seiner Färbung hier und da Storchschnepfe

R. B. Lodge. *Holland, Mai 1908.*

Avosette im Wasser.

Steenhuizen. *Texel, Juni 1905.*

Brütende Avosette.

genannt. Diese letztere Bezeichnung hat eine gewisse Berechtigung, denn das weiße Gefieder mit schwarzen Flügeln (allerdings auch schwarzem Hinterkopf) sowie die roten langen Beine erinnern ganz entschieden an unsern Storch. Ein charakteristisches Färbungsmerkmal unsres Vogels ist übrigens der graue Schwanz. Das Rot der Stelzenbeine, die ganz außerordentlich lang sind, viel länger als bei allen andern Strandvögeln, stimmt bei genauerer Betrachtung übrigens auch nicht vollständig mit dem Rot der Storchbeine überein, sondern zeigt eine sehr schöne, nicht sehr intensive Rosenfarbe. Um das Bild der äußeren Erscheinung unsres Vogels zu vervollständigen, sei noch bemerkt, daß den Füßen die Hinterzehe fehlt und daß sich zwischen Mittel- und Außenzehe eine bis zum ersten Zehengelenk reichende Bindehaut findet, zwischen Mittel- und Innenzehe dagegen nur die Andeutung einer solchen. Der Schnabel, gerade und spitz, dabei schlank und zierlich, ist schwarz. Wie die Avosette, ist auch der Stelzenläufer — was man schon aus seinen langen Beinen von vornherein schließen darf — ein Schlammwater, der sich morastige, weichgründige Stellen an den Ufern, nicht des Meeres, sondern von Binnengewässern als Jagdrevier und Aufenthaltsort sucht. In dem Meiden der

R. B. Lodge. *Spanien 1897.*

Nest und Gelege des Strandreiters.

Meeresküsten weicht er vom Säbelschnäbler ab, gleicht diesem jedoch in seiner Vorliebe für salzige Gewässer bezw. Salzsümpfe. Hier watet er gemessenen Schrittes oft bis an den Leib im Schlamm und Morast und pickt dabei rechts und links Insekten, Würmer usw. auf, nach welch letzteren er auch wohl im Schlamm bohrt. Bewachsene Örtlichkeiten liebt der Stelzenläufer nicht, denn er will freie Umschau halten. Dem Menschen gegenüber verhält er sich sehr verschieden. Während er z. B. in manchen Teilen Afrikas die dicht an den Dörfern gelegenen Büffeltränken bewohnt und sich kaum um die Menschen kümmert, die mit ihm freilich ebenso verfahren, ihm also keinerlei Nachstellung bereiten, ist er in vielen Gegenden ein ausnehmend scheuer und argwöhnischer Vogel, der schon von weitem dem sich nahenden Menschen zuerst mit langen Schritten, dann aber mit Hilfe seiner spitzen, am Hinterrande etwas ausgeschnittenen Flügel aus dem Wege geht. Jedenfalls ist diese Vorsicht die Folge übler Erfahrungen mit dem Herrn der Schöpfung. Fliegend gewährt der Stelzenläufer sowohl in seiner Figur mit lang nach hinten gestreckten Beinen und nach vorn gerecktem Halse als auch durch seine

ſcharf gegeneinander kontraſtierenden Farben ein ſehr charakteriſtiſches Bild. Watend oder ruhend, trägt er den Körper ziemlich wagerecht, und ähnelt im allgemeinen, wenn man von der übermäßigen Länge der Beine abſieht, einem der größeren Waſſerläufer aus der Gattung Totanus. Weniger ungeſellig als ſein langbeiniger Verwandter mit dem aufwärts ſtrebenden Schnabel, hält ſich der Stelzenläufer gern in Geſellſchaft von ſeinesgleichen und von andern Sumpfvögeln, brütet auch meiſtens in kleinen Kolonien. Die Neſter zeigen verſchiedene Bauart, je nachdem ſie auf feſtem Grunde oder in ſeichtem Waſſer angelegt werden. Im erſteren Falle iſt ihr Gefüge ein loſeres, nachläſſigeres als im andern Falle, der eine ſorgfältigere Konſtruktion unter Aufwendung von beträchtlich mehr Baumaterial erheiſcht. Die Eier, meiſt vier an Zahl, beſitzen eine ziemlich regelrechte Eiform, glanzloſe Schale und grünlichgraue Grundfarbe mit wechſelnder ſchwärzlicher Fleckung. In der Größe bleiben ſie etwas hinter Avoſetteneiern zurück. In der Brutdauer und der Pflege und Erziehung der Jungen zeigt der Stelzenläufer keine beſonders bemerkenswerten Züge. Was ſeine Verbreitung betrifft, ſo gehört er zu den ſtändigen Bewohnern unſres Vaterlandes nicht, hat aber vereinzelt bei uns gebrütet und zeigt ſich gelegentlich hier und da auf dem Zuge. Seine eigentliche Heimat beginnt im ſüdlichen Europa und erſtreckt ſich weit über die gemäßigten Teile Aſiens, ſowie über einen ſehr großen Teil des ſchwarzen Erdteils.

R. B. Lodge. Spanische „Marismas", Mai 1897.

Stelzenläufer im Waſſer.

Anmerkung: Bei einigen der Bilder von M. Behr iſt die Selbſtauslöſungsvorrichtung des Apparates ſichtbar. D. Red.

Der Kampfhahn.

Von Dr. Ernst Schäff.

Es gab bekanntlich eine Zeit, die sogar sehr lange dauerte, in der man fest davon überzeugt war, daß jede Tierart unveränderlich sei und so, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in ihren Merkmalen nach Größe, Gestalt, Färbung und Lebensäußerungen verbliebe, bis die Art als solche überhaupt unterging. In jenen Zeiten mag ein Vogel wie der Kampfhahn oder Kampfläufer (Totanus pugnax [L.]) dem Zoologen einiges Kopfzerbrechen verursacht haben, denn eine solche Unbeständigkeit, ein solches individuelles Variieren, wie es bei diesem Vogel sich zeigt, ist kaum sonstwo im ganzen Tierreich wiederzufinden. Fast könnte man die Behauptung wagen, nicht zwei Männchen im Frühjahrskleide seien sich gleich, wohlgemerkt, in der Färbung und Zeichnung, denn in den plastischen Merkmalen stimmen die Vögel doch überein. So ein alter männlicher Kampfhahn im vollen Schmuck seines Hochzeitskleides ist eine ebenso stattliche wie eigenartige Erscheinung, ausgezeichnet vor allen andern Sumpfvögeln, überhaupt mit keinem andern Vogel zu verwechseln, da er höchst sonderbare Federzierate trägt. Vor allem fällt der breite, gerundete Federkragen ins Auge, der die Vorderseite des Halses bis zur Höhe der Brust umgibt und den Vogel, wenn er die Kampfstellung mit horizontal gehaltenem Körper einnimmt, wie ein Schild deckt. Außer diesem aus ziemlich schmalen, am Ende etwas gekrausten und einwärts gebogenen Federn bestehenden Halskragen wachsen den männlichen Kampfhähnen im Frühjahr am Hinterkopf noch zwei ohr- oder fast löffelförmig verlängerte Federbüschel hervor, die schräg nach unten hängen. Zu diesem eigentümlichen Federputz kommen als Zutat — Schmuck darf man in diesem Falle kaum sagen — noch zahlreiche, kleine, gelbe Hautwarzen, die das ganze Gesicht des Vogels bedecken. So nimmt sich der das Hochzeitskleid tragende Kampfhahn stattlich genug aus und sein Benehmen läßt fast darauf schließen, daß er sich seines Schmuckes und seines aufsehenerregenden Äußern wohl bewußt ist. Er trägt sich würdevoll, hoch aufgerichtet und stolz, ist aber von heftigem, aufbrausendem Temperament und von einer unbezwinglichen Kampflust, die allerdings nach der Fortpflanzungszeit, bei uns etwa Mitte oder Ende Juni, gleichzeitig mit dem stolzen Federschmuck völlig schwindet, um einem bescheidenen Auftreten Platz zu machen. Wenn irgendwo das Sprichwort „Kleider machen Leute" zutrifft, so ist es beim Kampfhahnmännchen der Fall. Der Unterschied zwischen der äußeren Er-

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Kampfhahn.

ſcheinung und dem Gebaren des Vogels während der Fortpflanzungszeit und nach ihr, iſt ſo ausnehmend groß, daß, wer den Kampfhahn nicht genau kennt, glauben muß, zwei ganz verſchiedene Tierarten vor ſich zu haben. Was mag nun wohl der Grund ſein zu jener außerordentlichen individuellen Variabilität in der Färbung der Männchen? Dieſe Frage drängt ſich dem denkenden Naturbeobachter unweigerlich auf, iſt aber ſehr ſchwer zu beantworten. Es iſt eine auch in andern Tiergruppen beobachtete, feſtſtehende Tatſache, daß, in vielen Fällen wenigſtens, die Männchen mehr zum Abändern neigen als die Weibchen und das hängt nach den jetzigen Anſichten damit zuſammen, daß das Männchen bei der Fortpflanzung weniger zu leiſten hat, weniger abgibt als das Weibchen. Es verfügt daher über einen gewiſſen Nahrungsüberſchuß und der wird ſowohl zur Entfaltung beſondren Schmuckes und zur Entwicklung äußerer ſekundärer Geſchlechtscharaktere als auch zu lebhafteren Temperamentsäußerungen und zum Variieren nach verſchiedenen Richtungen hin verwendet. Wenn dieſe Theorie richtig iſt, ſo entſteht freilich wieder die Frage, warum denn gerade beim Kampfhahn

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Kampfhahn.

dieses Variieren in der Färbung bis zu einem so hohen Grad gediehen ist und nicht auch bei andern Vögeln. Auf diese Frage müssen wir vorläufig die Antwort schuldig bleiben.

Aber kehren wir zu unserm stolzen Ritter im Federkleide zurück und betrachten wir sein Tun und Treiben etwas näher. Zugvogel wie die meisten seiner näheren und weiteren Verwandtschaft, erscheint der Kampfhahn im April oder Mai wieder bei uns, um seine alten Wohnplätze wieder einzunehmen. Diese sind durch Wasser und Sumpf bestimmt und bestehen vorzugsweise aus ausgedehnten, nassen Wiesen, offenen Brüchen und Marschland. Die Nähe des Meeres oder salziger Gewässer überhaupt liebt der Kampfhahn zur Brutzeit keineswegs, obwohl er solche Örtlichkeiten auf dem Zuge gern besucht. Wie man an einzelnen ganz besonders auffällig gefärbten und daher leicht zu erkennenden Exemplaren festgestellt hat, zeigen die Kampfhähne eine große Anhänglichkeit an ihre Heimat und kehren jahrelang zu denselben Plätzen zurück. Hier schreiten sie nun nicht wie andre Vögel, speziell die andern Sumpfvögel, zur Hochzeit, um eine

R. B. Lodge. *Enfield, Juli 1904.*

Kampfläufermännchen.

ordentliche Ehe mit geteilten Gatten- und Elternpflichten zu führen. Nein, in moralischer Beziehung geht es unter den sehr gesellig lebenden Kampfhähnen sehr locker und geradezu zügellos zu. Das weibliche Geschlecht ist sozusagen res nullius oder auch jedermanns Eigen, wenn man will. Die Vögel halten nicht in Paaren zusammen, sondern die Männchen geben sich ad libitum mit den in der Minderzahl vorhandenen Weibchen ab und im übrigen vergnügen sie sich auf ihre Weise in Gesellschaft von ihresgleichen, während sie dem in seinem bescheidenen, grauen, oberseits dunkel gefleckten Kleid richtige Aschenbrödelfiguren darstellenden schwächeren Geschlecht die ganze Sorge für Nest, Eier und Junge überlassen. Das oft nur sogenannte „schwächere Geschlecht" ist bei unsern Vögeln in Wirklichkeit das schwächere, denn die Weibchen des Totanus pugnax sind ganz bedeutend kleiner und zierlicher als die Männchen. Während nun die geduldigen weiblichen Individuen dem Brutgeschäft obliegen, besuchen die immer etwas an den berühmten Don Quixotte gemahnenden Männchen fleißig ihre Versammlungsplätze, offene, sandige Stellen, etwas erhöhte Flächen an Bach- oder Teichufern, kurz berafte Plätze,

R. B. Lodge. *Enfield, Mai 1898.*

Kampfhahn im Sommerkleid.

die bald fest getreten werden, und dergl. mehr. Diese Plätze liegen oft von den Brutgebieten ziemlich weit ab, aber das ficht die langbeinigen Herren nicht an, da sie sich ja doch um Haus und Familie nicht kümmern. Teilweise stehen sie hier ernsthaft in Gruppen beisammen, teils spazieren sie gravitätisch umher. Alle Augenblicke aber fällt es diesem oder jenem ein, in Fechterstellung auf die Mensur zu treten. Vor dem wagrecht gehaltenen Körper wird der Federschild ausgebreitet, Hals und Kopf vorgestreckt und angriffsweise gegen einen beliebigen Genossen einige Schritte vorgegangen. Dieser ist sofort zu einem Gange bereit und nun fahren die beiden Kämpfer mit großem Elan aufeinander los, attackierend, retirierend, ausfallend und parierend, manchmal vor Eifer einen Luftsprung machend, bis sie plötzlich voneinander ablassen und mit gleichgültigster Miene tun, als ob überhaupt gar nichts passiert wäre und als ob es auf dieser schönen Erde Zank und Streit überhaupt nicht gäbe. Im nächsten Augenblick aber wird vielleicht einer der beiden Kämpfer, der eben seinen Degen eingesteckt, von einem andern angerempelt und sofort ist wieder eine Mensur im Gange. So geht es Tag für Tag einige Wochen lang.

R. B. Lodge. *London, August 1898.*

Kampfläuferweibchen.

Nicht nur untereinander kämpfen die Männchen, sondern gelegentlich werden auch andre Vögel, die sich an den Versammlungsplätzen der Kampfhähne blicken lassen, angegriffen. Mancher läßt sich einschüchtern und räumt das Feld; sowie aber einer energisch gegen einen der Bramarbasse Front macht, gibt dieser klein bei. Blutig verlaufen die Kämpfe der Kampfhähne übrigens nie; es ist eitel Spiegelfechterei, wie häufig die politischen Duelle in gewissen Ländern, wo die Leute leichter erregt sind als bei uns. Morgens und abends, bei Sonnenaufgang und beim Sinken des Tagesgestirns, wird meistens en gros gefochten. Dann versammeln sich die Kampfhahnmännchen in größerer Zahl an bestimmten Plätzen und hier folgt eine Mensur auf die andre, bis die Brauseköpfe ihren Tatendrang gestillt haben. Übrigens lassen sie trotz allen Kampfeifers ihre Sicherheit nicht außer acht, sondern passen wohl auf ihre Umgebung und streichen zeitig ab, wenn eine verdächtige Erscheinung in ihren Gesichtskreis tritt. So geht das vergnügte Leben einige Wochen weiter, „immer lustik", aber allmählich wird die stolze Federpracht etwas ruppig. Hier und da gehen schon bei den Kämpfen Federn verloren oder

R. B. Lodge. *London, Mai 1908.*

Kampfhahn im Hochzeitskleid.

werden geknickt und zerzauſt. Dann aber gegen Mitte oder Ende des Juni ſetzt nach und nach die Mauſer ein; eine Feder nach der andern fällt aus und die ehemaligen Elegants werden bald zu wahren Rittern von der traurigen Geſtalt. Auch der kühne Mut und die Kampfluſt ſchwinden mit dem Verluſt des Pracht- und Staatskleides, die Kämpfe hören auf, das Federkleid wird nach vollendeter Mauſer dem des Weibchens ganz ähnlich und nur die Größe unterſcheidet jetzt die Männchen von den Weibchen der Kampfhähne. Einen Vorteil haben aber doch die erſteren von dem Wechſel in ihrem Äußern: ſie werden nicht nur ſchlanker im Ausſehen, ſondern auch gewandter im Fluge. Während ſie der große Kragen beſonders bei windigem Wetter im Fluge ſtörte und beläſtigte, werden ſie nach deſſen Verluſt gewandte, flinke Flieger, die viel beſſer den Verfolgungen des Wanderfalken entgehen und auch für die oft ſehr weite Winterreiſe nach dem Süden viel beſſer ausgerüſtet ſind. Während ſich die Männchen in der geſchilderten Weiſe verluſtieren, haben die Weibchen meiſt unweit des Waſſers an einem trocknen, wenn möglich etwas erhöhten, Plätzchen im hohen Graſe ein einfaches Neſt hergerichtet und mit

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Kampfläufer, sich putzend.

vier olivengrünlichen, dunkel gefleckten, ziemlich kreiselförmigen, denen des Rotschenkels oder des Kiebitzes oft sehr ähnlichen Eiern belegt, die eifrig bebrütet und in etwa 17 bis 18 Tagen gezeitigt werden. Die Jungen sind in ein ziemlich buntes, an der Unterseite z. T. weißes, oberseits auf gelbbräunlichem Grunde dunkel längsgestreiftes Dunenkleid gehüllt und folgen bald nach dem Trockenwerden der sie sorgsam führenden Mutter, die sie zur selbständigen Nahrungsaufnahme anleitet und auch sonst anlernt. Die Größenverschiedenheit der Geschlechter zeigt sich meist erst, wenn das Federkleid angelegt wird, ist aber bei den jungen Vögeln im ersten Herbst schon völlig ausgebildet. In Gegenden, wo Kiebitzeier gesammelt werden, nehmen die Sammler nebst den Eiern aller möglichen andern Sumpfvögel auch viele von Kampfhähnen fort, so daß viele Nachgelege produziert werden, aus denen dann verspätete Junge auskommen. Der Zug beginnt bei unserm Vogel schon Mitte August; dann ziehen sowohl die Exemplare aus unsern Gegenden fort, als auch treffen solche aus nördlicher gelegenen Ländern bei uns ein. Sie ziehen meist in Gesellschaften, die verschiedene Mitgliederzahl haben können, nie aber so zahlreich sind wie die mancher andrer Sumpfvögel. Die Männchen pflegen für sich zu ziehen, die Weibchen etwas später, teils mit den Jungen zusammen, teils allein; dann wandern letztere ebenfalls für sich. Die Winterreise geht manchmal sehr weit, denn man hat Kampfhähne auf dem Zuge in ganz Afrika bis zum äußersten Süden, ferner auf Ceylon und in

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Nest und Gelege des Kampfläufers.

Indien getroffen. Sogar nach Nordamerika werden sie gelegentlich verschlagen. Bei uns sind die interessanten, in der Gefangenschaft leicht zu haltenden und viel Vergnügen gewährenden Vögel leider jetzt viel seltener als früher, da man ihnen mehr und mehr ihre Brutplätze nimmt. Relativ am häufigsten brüten sie noch in den ausgedehnte, feuchte Wiesenstrecken enthaltenden Gegenden Norddeutschlands. In ähnlichen Örtlichkeiten bewohnen sie den westlichen Teil der paläarktischen Region, nördlich bis zum nördlichen Skandinavien, Rußland und Sibirien, östlich etwa bis zum Amurgebiet, während sie südlich als Brutvogel wenig über die Donautiefländer hinausgehen.

R. B. Lodge. *London, Juni 1908.*

Kampfhahn in Kampfstellung.

Die Ringeltaube.

Von Martin Braeß.

Wie Star, Amsel und Singdrossel, so hat sich auch die Ringeltaube, ursprünglich ein scheuer Waldvogel, an die Nähe des Menschen gewöhnt. Mit Vorliebe bewohnt sie heute größere Gärten und Parkanlagen, selbst wenn diese mitten zwischen den Häusern der Großstadt gelegen sind, und in manchem Park, z. B. im Berliner Tiergarten oder im Kgl. Großen Garten zu Dresden, ist die Ringeltaube so häufig, daß sie geradezu ein Charaktervogel dieser herrlichen Anlagen genannt werden muß. Auf den Promenadenwegen und Wiesenflächen trippeln die schönen stattlichen Vögel umher; zwischen und über den Kronen der Bäume sieht man sie fliegen; am Ufer der Teiche stehen sie, um zu trinken oder ihre weinrot gefärbte Brust in das kühlende Naß zu tauchen, und von nah und fern vernimmt man im Frühling das verliebte Ruckſen des Täubers. Hier in den Parkanlagen erinnert nichts mehr an ihre ursprüngliche Scheu vor dem Menschen; man kann sich den Vögeln, wenn sie z. B. auf den Rasenflächen ihrer Nahrung nachgehen, bis auf wenige Schritte nähern und sie von allen Seiten betrachten, ohne daß sie auffliegen.

Wirklich ein Schmuck jedes städtischen Parkes, anmutig Gestalt wie Bewegung, und sympathisch die Zeichnung sowohl wie die zarten Farbentöne des ganzen Gefieders! Das „Taubenblau" der Oberseite haben die Ringeltauben mit andern Arten ihrer Gattung gemein; effektvoll hebt sich der weiße Vorderrand des Flügels, der sich zu einem breiten weißen Streifen auszieht, von dem Aschgrau der übrigen Flügeldeckfedern und dem Schieferschwarz der langen Handschwingen ab. Der schönste Schmuck wird aber sowohl von Männchen wie Weibchen, die äußerlich kaum zu unterscheiden sind, am Halse getragen, jederseits ein weißer, halbmondförmiger Fleck, der oben und unten von schuppenartigen, mattglänzenden Federn eingefaßt ist. Diese erscheinen bald meer- oder grasgrün, bald blitzen sie aber wie bei vielen unsrer Haustauben auch in lichter Purpurfarbe auf. Auf dem Hinterhals ist der weiße „Ring" unterbrochen, und auch auf der Kehle, wo das zarte Weinrot der Brust ganz unmerklich in das Aschblau des Kopfes übergeht, schließt sich der „Ring" nicht — der Name „Ringeltaube" ist also nicht besonders glücklich gewählt.

Ende März stellt sich die Ringeltaube im mittleren Deutschland ein; sie kommt gewöhnlich zwei bis drei Wochen später, als ihre Base, die Hohltaube,

W. Köhler. *Tegel, Mai 1909.*

Ringeltaube im lichten Gehölz.

hat aber trotzdem schon beinah flügge Junge im Nest, wenn sich als Nachzügler im Mai die niedlichste aus der Verwandtschaft, die Turteltaube, anmeldet. Das charakteristische „Ruckſen" läßt die Ringeltaube sofort nach ihrer Ankunft hören, es müßte denn sein, daß ihr ein böser Nachwinter die Stimmung verdirbt; dann sitzt sie im Schutze hoher Tannen oder Fichten, und nur ab und zu heult sie aus ihrem Versteck ein ärgerliches „Huh" oder „Huhuh" in die naßkalte Märzluft. Sobald aber der erste Sonnenstrahl durch die grauen Wolken bricht, tönt das stimmungsvolle Ruckſen weithin durch Forst oder Park. Gewöhnlich sind es drei gleichartig gebaute Strophen, deren jede aus vier, fünf oder sechs Silben besteht. Das zweite „gruh" jeder einzelnen Strophe wird deutlich betont; es liegt eine Sekunde höher als das erste, während sich die folgenden allmählich zu der tieferen Stufe wieder herabsenken und leise verhallen. Nur dem Schluß des ganzen Liedes wird noch ein höheres, akzentuiertes „grúh" angefügt. Am lebhaftesten ruckst der Täuber in den Morgenstunden; auch gegen Abend läßt er sich fleißig hören, während er sich tagsüber ziemlich ruhig verhält. Dabei sitzt

J. Atkinson. *Yorkshire, Juni 1903.*

Junge Ringeltauben im Neſt.

er in gebückter Haltung auf einem höheren Aſte, bläſt den Kopf ſtark auf und holt die heulenden Töne ſcheinbar mit Anſtrengung tief aus der Bruſt hervor. Ein paar andre Täuber fliegen herbei und laſſen ſich in den Wipfeln der Nachbarbäume nieder, und nun beginnt ein förmlicher Wettkampf, ein immer lauteres, immer voller tönendes Ruckſen, daß es wohl eine Viertelſtunde weit durch den Wald klingt: „grugrühgrugrugru, . . .“. Bisweilen ruckſt auch ein Männchen am Boden, ganz ſelten aber, und nur in der höchſten Erregung, während des Flugs.

Das Weibchen verſteht dieſe ſeltſame und doch ſo eindringliche Sprache; es fliegt herzu und ſetzt ſich dicht neben den Gatten. Sie ſchnäbeln ſich zärtlich; dann ſchwingt ſich das Männchen, mit den Flügeln laut klatſchend,

Dr. Rosenius. *Willtjö, Juni 1909.*

Junge Ringeltauben im Neſt.

von ſeinem Sitz ſchräg in die Höhe, beſchreibt in der Luft einen ſchön geſchwungenen Bogen und ſchwebt ohne Flügelſchlag, mit etwas gehobenen Schwingen und ausgebreitetem Schwanzfächer zu dem Weibchen zurück, als wollte es ſagen: ſchau nur, wie ſchön ich bin und wie groß und wie ſtark! Das Spiel wird mehrmals von dem verliebten Männchen wiederholt, und auch die Gattin beteiligt ſich bisweilen an dem anmutigen Balzflug.

Nun iſt es Zeit, an den Neſtbau zu denken. Bei der Auswahl des Ortes bindet ſich das Pärchen an keine beſtimmte Regel. Bald baut es in die Wipfel der allerhöchſten Bäume, bald nur ein paar Meter vom Erdboden entfernt; hier ſteht das Neſt im tiefſten Nadelholzdickicht, daß es kein Auge entdeckt, dort ziemlich frei im Stangenholz auf einem dürftigen Aſte, angelehnt

Graf Münster. *Guteborn (Revier Ruhland), Juli 1909.*

Junge Ringeltauben im Neſt.

an den Baumſtamm — jeder Vorübergehende muß es bemerken. Ob Kiefer, Fichte oder ein anderer Nadelbaum, ob Buche, Eiche oder Erle, das iſt den brütluſtigen Vögeln ganz gleich, und beſonders die Park- und Gartenbewohner wählen bisweilen den ſeltſamſten Niſtplatz, das Dach eines Starenkaſtens, ein niedriges Taxusgebüſch, das Geſtrüpp der Jungfernrebe am Gartenhaus, das Dunkel einer einzeln ſtehenden Thuja, ja ſelbſt in lockere Reiſighaufen haben ſie ſich ſchon eingemietet.

Der eigentliche Bau macht den Tauben gleichfalls wenig Sorge; ſie nehmen mit dem vorlieb, was ſie in nächſter Umgebung finden, auch brauchen ſie wenig Material. Dünne Zweige und Reiſerchen liegen überall umher, wo es Bäume gibt; eilfertig trägt das Männchen herzu, und das Weibchen legt alles übereinander, daß eine rundliche Plattform entſteht, die in der

Graf Münster. *Revier Ruhland, Juli 1909.*

Neſt und Gelege der Ringeltaube.

Mitte kaum ein wenig vertieft ist. Kleinere, selbst größere Lücken zwischen den Ästchen stören die Bauherrn nicht im geringsten; wenn nur die beiden Eier nicht durch den Boden hindurchfallen! was schadet's, daß der unten Vorübergehende die weißen Tönnchen auch einmal zwischen dem dunkeln Geäst hervorblitzen sieht! Natürlich eine gewisse Festigkeit muß der kleine Horst schon besitzen; denn er hat nicht immer bloß den brütenden Vogel zu tragen, sondern oft auch beide Gatten, die manche Zärtlichkeit in ihrem Heim austauschen. Stürme gibt's auch, namentlich hoch in den Baumwipfeln, und das Nest soll ja doch im Laufe des Sommers zwei Bruten zur Kinderstube dienen. So wird nicht selten an verschiedenen Orten probiert,

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Ein Flug Ringeltauben auf dem Felde nach Nahrung suchend.

ob die Reiser auch festliegen, ehe man sich endlich entscheidet. Das Nest vom vorigen Jahre würden die Vögel gewiß gern wieder beziehen; doch es ist bereits meist in alle Winde zerstreut — kaum noch ein trauriger Rest von ein paar Zweiglein. Aber wenn ein alter Krähen- oder Elsternhorst, oder das Nest vom Strauchritter Markolf, dem Eichelhäher, sich bieten sollte, da ist man gern bereit, Besitz zu ergreifen; ein paar frische Ästchen, und die ganze Arbeit ist getan.

Das Eierlegen kostet auch wenig Zeit. Sobald das Nest fertig ist, empfängt es das erste und am übernächsten oder am dritten Tag das zweite Ei — mehr als ein Kinderpärchen auf einmal großzuziehen, das ist ja bei der ganzen Taubensippe nicht Brauch. Natürlich sind die Eier etwas größer, als

Graf Münster. *Linz, April 1910.*

Eben ausgeflogene Ringeltauben.

Ch. Reid. *England.*

Ringeltauben.

die der meisten Haustauben oder der Nachbarin Hohltaube, der Größe der Eltern entsprechend, die sich ja mit den stärksten Kropf- oder Türkentauben messen können. Die reinweiße Farbe ist eigentlich unpraktisch gewählt; denn von oben kann jede vorüberfliegende Krähe oder Elster, jedes Eichhörnchen, das in den Bäumen herumturnt, die leuchtenden Kalktönnchen sehen, auch wenn ihre Schale nur wenig glänzt. Aber wer weiß, ob die Ringeltauben nicht ehemals auch in Höhlen brüteten, wie ihre Verwandten, die Hohltauben und Felsentauben, und das Freibrüten bei ihnen erst im Laufe der Zeit Mode geworden ist; außer den weißschaligen Eiern, wie sie die meisten Höhlenbrüter legen, spricht ja auch der liederliche Nestbau für diese Vermutung.

Beide Gatten teilen sich in das Brutgeschäft; vormittags um neun oder zehn Uhr wird das Weibchen vom Männchen abgelöst, und nachmittags in der vierten Stunde übernimmt wieder Frau Taube die stille Arbeit. Auch außerhalb der Brutzeit halten die Ringeltauben auf genaue Tageseinteilung. Wenn der Morgen dämmert, sind sie schon munter; auf einem seiner Lieblingsbäume sitzt das Pärchen eng beieinander und putzt sich sein hübsches Gefieder, oder das Männchen läßt sein werbendes Ruckfen hören. Dann suchen sie gemeinschaftlich drei oder vier Stunden lang nach Nahrung. Auf den Waldblößen oder am Waldrand trippeln sie umher und lesen Kiefern- und Fichtensamen oder allerhand Grassamen auf. Gern fliegen sie auch nach den Feldern; denn Weizen, Wicken, Erbsen, Rübsen, Heidekorn, auch die Samen von Lein

und Hanf lieben sie sehr. Im Sommer bieten die Blaubeeren eine willkommene Abwechslung, und im Herbst gibt es Eicheln und Bucheckern. Ist der Kropf gefüllt, so treiben sich die Tauben wieder ein Weilchen auf den Bäumen herum, fliegen gegen Mittag zur Tränke und halten dann ein paar Stunden im dichteren Astwerk Siesta. Nachmittags dieselbe Ordnung noch einmal: Futtersuchen, dann zurück nach den Lieblingsplätzen in den Baumkronen, gegen Abend zum Wasser, wo sie nicht selten lange verweilen, und vor Eintritt der Dämmerung am Schlafplatz wird vom Täuber noch ein Viertelstündchen in verliebter Weise geruckst. Jetzt freilich hat die Sorge um die Nachkommenschaft all die geregelte Ordnung über den Haufen geworfen, und gar, wenn nach 16 bis 18tägiger Bebrütungsdauer die beiden Jungen im Horst liegen, ist an die frühere Tageseinteilung nicht mehr zu denken.

In der ersten Zeit werden die mit zottigen Dunen bekleideten Kinder, deren Augen sich kaum vor dem neunten Tage öffnen, mit einem eigentümlichen, quarkähnlichen Brei aus dem Kropfe gefüttert, an dessen Stelle später erweichte Sämereien treten. Recht viel Atzung auf einmal, aber nicht allzu oft, das ist der Erziehungsgrundsatz, mit dem sich die Eltern das Leben verhältnismäßig leicht machen. Aber das Zwillingspärchen will nicht nur gefüttert, bei seiner dürftigen Befiederung muß es auch morgens und abends sowie die ganze Nacht hindurch erwärmt werden, und wenn die Witterung naß und kalt ist, kauert Vater oder Mutter auch am Tage über den wärmebedürftigen Kindern, bis diese endlich befiedert sind. Gewöhnlich hat der Mai noch nicht Abschied genommen, da begleiten die jungen Täubchen die Alten aufs Feld. Sie werden noch ein Weilchen von den sorgsamen Eltern gefüttert; bald aber schreiten diese zu einer zweiten Brut, die im Juli flugbar wird, ja ältere Pärchen brüten auch wohl noch ein drittes Mal.

Im September rotten sich die Ringeltauben familienweise zusammen und verlassen dann in kleineren oder größeren Gesellschaften, meistens Anfang Oktober, die Heimat. Sie wandern am Tage und ziehen gewöhnlich hoch und schnell durch die Luft. Nicht selten überwintern auch einige im mittleren, ja im nördlicheren Deutschland; es mögen Vögel sein, die weiter im Norden ihre Brutplätze hatten, in Skandinavien, Finnland oder Rußland. Denn die Ringeltaube hat man selbst am Weißen Meere noch als Brutvogel angetroffen.

Fr. Moore. *Scilly-Inseln, Juni 1910.*

Flußregenpfeifer am Nest.

Der Flußregenpfeifer und seine Verwandten.

Von Martin Braeß.

Mitten in der lenzfrohen Au eine steinige Wüste. Kein grünes Hälmchen, kein Leben. Unruhig zittert das Licht über dem glitzernden Quarzsand und zwischen den weißlichgrauen und rötlichen Rollsteinen. Eine Kiesbank ist's, unterhalb des Wehrs, von den emporwirbelnden Fluten des Flusses im Laufe der Zeit abgesetzt, eine sterile Insel, die das Wasser in zwei ungleichen Armen umfließt. Drüben der breite Hauptstrom unter den überhängenden Weiden, und hier nur ein schmaler silberner Faden, der am Rande der Wiese vorbeizieht.

Ein Bachstelzenpärchen wippt mit zweisilbigem Lockruf hinüber. Sie jagen ein Vögelchen auf, das zwischen den Rollkieseln ruhte. Lautlos fliegt es davon, in gerader Linie, dicht über der Sandbarre, elegant und gewandt wie ein Schwälbchen. In weitem Bogen kehrt's wieder zurück, läßt sich mit gehobenen Flügeln in der Nähe des vorigen Plätzchens auf dem Kies nieder, und nun kauert's von neuem ganz still zwischen den Steinen. Das Lid hat es über den großen dunkeln Augenstern gezogen, das Köpfchen steckt ganz in den Schultern, daß das schneeweiße Nackenband zwischen dem Mäusegrau des Scheitel- und Rückengefieders vollständig verschwindet; die Flügel mit den schwarzbraunen Schwingen hat das Vöglein geöffnet — so wohlig ist's ihm auf dem warmen sonnigen Kies — und auch das winzige Schwanzfächerchen mit den weißen, grauen und schwarzen Abzeichen hat es ein wenig gespreizt. Der kleine Schläfer ist ein Flußregenpfeifer, der kleinste seiner artenreichen Familie; kaum erreicht er die Größe der Feldlerche. „Griershühnchen" oder „Griesläufer" („Gries" = Sand, Geröll) heißt der Vogel beim Volk; doch nur wenige sind's, die ihn kennen.

Nach einer Weile richtet sich der kleine Inselbewohner empor; der Ruf einer Krähe, die schwerfälligen Flugs über den Fluß zieht, scheint ihn von neuem geweckt zu haben. Wagrecht liegt der Körper auf einem der schwächlichen Ständer, der andere ist in dem weißen Gefieder des Unterleibs vollständig verborgen. Lebhaft blicken die großen, glänzenden Märchenaugen nach allen Seiten; aber der Kopf sitzt regungslos auf dem eingezogenen Halse. Da summt eine Fliege herbei, auf einen Stein läßt sie sich nieder. Das Vöglein hat sie bemerkt, es hüpft auf dem einen Fuß hastig dahin und verschluckt sie. Ein Schmetterling kommt, um von dem feuchten Sand zwischen dem Steingeröll ein winziges Schlückchen zu nehmen — er ist schon gefangen, nur seine Flügel flattern im Winde davon. Sandkäfer schwirren empor; auch

M. Behr. *Osternienburg, Juni 1908.*

Brütender Flußregenpfeifer.
Das Nest steht auf dem Dach einer Ziegelscheune.

sie fallen dem geschickten Jäger zur Beute, der noch immer nur auf einem Ständer über den holprigen Weg hüpft, als habe er ganz vergessen, das zweite Füßchen unter den Bauchfedern hervorzuziehen. So springen geschickte Knaben auf einer Stelze vorwärts und seitwärts, auch wohl ein paar Schritte zurück; doch der kleine Vogel kann's besser. Den Körper hält er bei diesem Kunststück ganz ruhig, wagrecht gestreckt, als ginge ihn die hurtige Bewegung des springenden Fußes nichts an.

Aber jetzt hat der Stelzenkünstler drüben am Ufersand sein Weibchen bemerkt. Da rennt er mit beiden Füßen spornstreichs zu ihm; geradlinig geht es zwischen allen Hindernissen hindurch, über die glatten Steine hinweg — kein Straucheln, kein Fallen. Kopf und Hals sind zurückgezogen, der ganze Körper trotz der hastigen Wechselbewegung der blaßgelben Füße — acht Schritt oder noch mehr in einer Sekunde — vollständig regungslos, wie ein Spielzeug auf rollenden Rädchen, das ein Kind an einer Schnur schnell hinter sich nachzieht. Mit pfeifendem zweisilbigem Lockruf begrüßen die beiden einander, schaukeln den Körper in den Hüftgelenken, einem Wagbalken gleich, der erst allmählich zur Ruhe kommt, schnellen das Köpfchen vorwärts und flüstern sich zarte Koseworte zu: „did did did", die sie bisweilen zu langen Reihen zusammensetzen, hastig und schnell, gleich dem Tempo der rennenden Füßchen.

Das Weibchen ist dem Männchen ganz ähnlich, die Zeichnung die gleiche; nur das Schwarz der Wangen, das Stirnband und der breite Querstreifen

zwischen Kehle und Brust um eine Spur matter und bräunlicher. Die Jagd ist lohnend. Mücken, Fliegen und manche andre Insekten lieben ja die Nähe des Wassers; außerdem finden sich zwischen den Geröllsteinen Asseln, winzige Schnecken, Käfer und ihre Larven, Würmer und Maden. Füße und Schnabel schieben hurtig die Steinchen zur Seite, und schnell, ehe sich die Beute von neuem im Kies verbirgt, wird sie gepackt. Manchmal geht man auch ein paar Schritte ins Wasser, aber nur bis zur halben Höhe der Ständer, pickt von der Oberfläche irgendein Kerbtier oder nimmt wenigstens einen Schluck

J. Atkinson. *Ravenglass (Cumberland), Juni 1900.*

Nest mit Gelege des Halsbandregenpfeifers.

Wasser. Auch ein Bad ist bisweilen willkommen mit tüchtigem Plantschen, daß das Kleidchen ordentlich naß wird; Sonne und Wind trocknen es schnell. Jetzt stehen die Vögel nicht weit voneinander wieder auf einem Bein und putzen ihr schmuckes Gefieder; das Hochzeitskleid ist's, mollig und weich, und doch dabei so glatt und so blank und bei aller Einfachheit so frisch in den Farben, daß sich's selbst vor der Nachbarin sehen lassen kann, der koketten Bachstelze oder vor der Wasseramsel mit der schneeweißen Hemdbrust. Nach der Toilette wieder Liebkosungen und zärtliches Plaudern; dann erhebt sich das Männchen schräg in die Luft, fliegt mit sichelförmig gebogenen Flügeln und gespreiztem Schwänzchen in hastigem Zickzack nicht hoch rings um die

O. Grabham. *Yorkshire, Juni 1907.*

Eier und frischgeschlüpfte Junge des Halsbandregenpfeifers.

Kiesbank und singt dazu eine pfeifende oder auch etwas rauher klingende Strophe, die das Weibchen mit wohllautendem Triller beantwortet. Das ist das Signal, den Balzflug zu enden. Ein steiler Absturz in schöner Kurve gegen den Fluß und nun niedrig über das Wasser und über die Kiesbank, wo das Weibchen den verliebten Gatten erwartet. Manchmal umtanzt dieser auch am Boden die Angebetete seines Herzens, und beide trällern dazu ihren pfeifenden Balzgesang.

Ein paar Wochen ist das Pärchen schon in der Heimat; es hat sich auch bereits schlüssig gemacht, wo es seine Brutstätte aufschlagen will. Die kahle Flußbank ist den Vögeln willkommen; aber nicht etwa der feine Sand, der beim Austrocknen vom Winde verweht wird, sondern der grobe Kies, der mit größeren Steinen vermischt in breiten Bändern über dem Sand liegt. Auch die unmittelbare Nähe des Wassers muß man vermeiden; sonst werden, wenn der Fluß nach einem Gewitterregen anschwillt, die Eier nur allzu leicht ein Opfer der Fluten. Die erhöhte Mitte der Kiesbank bietet genügenden Schutz, und so hat hier das Weibchen in dem Geröll eine halbkuglige Vertiefung gescharrt. Kein weiches Hälmchen, kein Federchen; jedes Nistmaterial, welcher Art immer, würde auf der kahlen Fläche die Brutstätte nur verraten, während die Eier zwischen den ungefähr gleichgroßen und sehr ähnlich gefärbten Kieseln schwer zu entdecken sind. Auch der brütende Vogel hat in seinem braungrauen, schwarz und weiß gezeichneten Kleid einen vortrefflichen Schutz

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1902.*

Halsbandregenpfeifer im Dunenkleid.

zwischen den lichten Steinen und ihren dunkeln Schatten, und daß sich später die Jungvögel in dem Geröll ganz anders verstecken können, als auf den flachen feinsandigen Stellen der Flußbank, ist bei der Wahl des Nistortes wohl gleichfalls maßgebend gewesen.

Nach acht Tagen liegen vier Eier in der Grube, wie beim Kiebitz in Kreuzform, die Spitzen einander zugekehrt und die stumpfen Pole nach außen. In der Größe, auch in der kreiselförmigen Gestalt gleichen sie den Wachteleiern; doch sind sie meist etwas heller, obgleich auch bei ihnen zahlreiche dunkelbraune Flecken und Punkte über die blaßgelbe Grundfarbe ausgestreut sind. Die Alten brüten abwechselnd; dabei beobachten sie scharf die ganze Umgebung. Sobald sich nur in der Ferne ein Mensch zeigt, erhebt sich der brütende Vogel; lautlos entfernt er sich, ohne Hast zwischen dem Steingeröll fortlaufend und den Störenfried mit seinem großen Auge über die Schulter fixierend. Erst gegen das Ende der Brutzeit, welche zwei bis drei Wochen währt, sitzen die Vögel etwas fester auf dem Gelege. Sind die Kleinen den Eiern entschlüpft, so entfernen die vorsichtigen Eltern die zerbrochenen Schalen aus der Nähe des Nestes, obgleich die Jungen, ausgesprochene Nestflüchter, höchstens zufällig einmal wieder an die Brutstätte zurückkehren. Kleine täppische Kerlchen, mit plumpen Füßen, und doch vom ersten Augenblick an verstehen sie es, sich zwischen dem Geröll oder den dürftigen Gräsern und

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1907.*

Halsbandregenpfeifer, Männchen zum Neſt gehend.

Stauden am Strand zu verbergen, und ihr hübſches Dunenkleidchen, weiß, ſchwärzlich und graubraun, dem das Halsband der Eltern freilich noch fehlt, verrät ſie nicht leicht.

Die Aufregung und Sorge der alten Vögel kennt um dieſe Zeit keine Grenzen; ſo ſtumm ſie vorher beim Brutgeſchäft waren, ſo laut und unruhig werden ſie nun. Jeder vermeintliche Friedensſtörer, und wenn es nur ein unſchuldig Vöglein wäre, wird mit Angſtgeſchrei und Flattern begrüßt, und um den Feind von den wehrloſen Jungen abzulenken, die noch nicht fliegen können, ſondern ſich ganz auf ihr Verſteckſpiel verlaſſen müſſen, üben die Alten oftmals die Liſt, ſich lahm, krank und halbtot zu ſtellen. Werden ſie häufig geſtört, ſo führen ſie ihre Kinder nach andern Stellen, etwa ins Weiden- oder Erlengeſtrüpp, wo ſie noch ſicherer ſind, als auf der kahlen Kiesbarre. Nach einer Woche brechen die erſten Federn zwiſchen den Dunen hervor, und nun werden die Jungen, die bereits ſchnell wie die Bachſtelzen hinter und neben den Alten auf der Sandbank umherlaufen, von Tag zu Tag ſelbſtändiger und reicher an eigner Erfahrung. Sie laſſen ſich wohl immer noch gern einen Leckerbiſſen von Vater oder Mutter ins Schnäbelchen ſchieben, aber ſie verſtehen auch ſchon ſelbſtändig ihre Nahrung zu finden, und ſie würden kaum ihre Eltern mehr brauchen, wenn dieſe ſie nicht vor den unzähligen Gefahren warnen und ſchützen müßten. Krähen, Elſtern und

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), April 1904.*

Halsbandregenpfeifer, Weibchen auf den Eiern.

Dohlen, Iltis und Wiesel, Wasser- und Wanderratten sind die gefürchtetsten Feinde.

Wenn irgend möglich, verweilt die Familie in der Nähe des Brutplatzes den ganzen Sommer hindurch, bis die Jungen flugfähig sind und auch die Alten ihr Gefieder, das jetzt recht verblaßt und abgetragen erscheint, erneuert haben. So kommt der Erntemonat heran; da schlagen sich die Flußregenpfeifer, alte wie junge, zu kleinen Gesellschaften zusammen. Es haben ja nicht selten mehrere Pärchen auf derselben Sandbank gebrütet, oft sogar recht nah beieinander; man besucht die Kies- und Weidenheger stromauf und stromab, unternimmt sogar recht weite Ausflüge — das Fliegen macht den Kleinen keine Schwierigkeit mehr — kehrt aber gegen Abend zur Nachtruhe immer wieder in die Nähe des Brutplatzes zurück. Auch mit dem feuchten Element sind die Jungvögel bereits recht vertraut; sie waten ein Stückchen ins Wasser, baden sich tüchtig, aber freilich zu schwimmen ist nicht ihre Art; auch die Alten tun es nur ausnahmsweise, und aus eignem Antriebe wohl niemals. Höchstens versuchen sie es, sich auf der trügerischen Pflanzendecke niederzulassen, welche Laichkraut oder Nymphäen mit ihren breiten Blättern an ruhigen Stellen des Flußlaufs bilden. Dann fliegen sie unter sehr spitzem Winkel nach der grünen Fläche, berühren ganz vorsichtig, bei hochgehobenen Flügeln, mit ihren zarten Füßen die schwimmenden Blätter, und erst nach

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Halsbandregenpfeifer, brütend.

einem Weilchen, wenn sie sicheren Grund fühlen, falten sie die Schwingen zusammen und wagen es, zierlich von einem Blatt nach dem andern zu laufen.

Ende August oder Anfang September begeben sich die Flußregenpfeifer auf die Herbstreise. Sie haben's nicht eilig, oft wird Station gemacht und geruht. Man entfernt sich nie weit vom Wasser; aber wo ein Brachfeld in der Nähe ist oder eine mit Steinen besäte Wiese, da läßt sich die kleine Reisegesellschaft gern nieder und sucht eifrigst nach Nahrung. Wohin sie wohl ziehen? In Nordafrika überwintern sehr viele, aber auch weit im Süden des schwarzen Erdteils hat man die zarten Vögel angetroffen. Ein gut Stück Welt mögen manche zu sehen bekommen. In Europa fehlen sie fast keinem Lande, selbst im hohen Norden schlagen viele von ihnen ihr Heim auf, z. B. an den Buchten von Christiania und Drontheim, auch an manchem Gewässer im Innern des Landes; aber ebenso brüten sie auf den südeuropäischen Halbinseln, in Kaukasien und in allen zwischenliegenden Ländern; nur in England sucht man den Flußregenpfeifer vergebens.

Auch ein anderer der artenreichen Sippe, der Sandregenpfeifer, erfreut sich sehr weiter Verbreitung; doch ist er ein ausgesprochener Küstenvogel, der in der Regel nur auf dem Zug Flüssen und Seen der Binnenländer einen flüchtigen Besuch abstattet. An den skandinavischen und deutschen Küsten lebt er als Brutvogel, ebenso in Island. Selbst vor dem höchsten Norden schreckt das zierliche Geschöpf nicht zurück; denn auch in Grönland

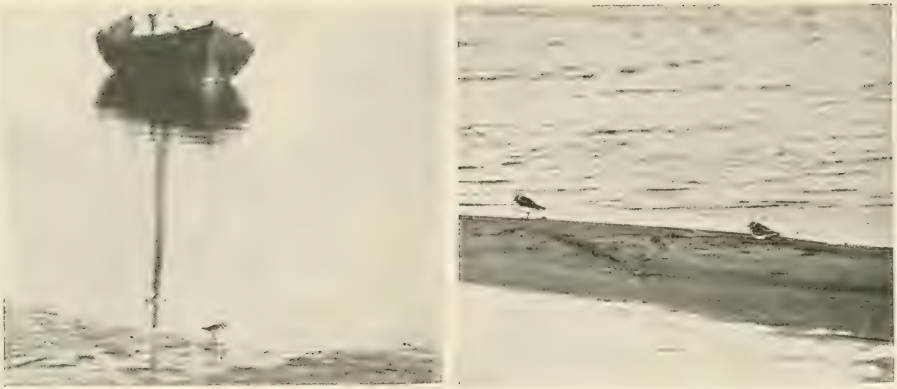
W. Farren. *Mildenhall (Suffolk), April 1905.*

Halsbandregenpfeifer, seine Eier bedeckend.

und im nördlichsten Rußland bis Nowa-Semlja hat man seine Brutstätten gefunden. Und dieser mehr nördliche Vogel dehnt seine Reisen unter Umständen durch ganz Afrika bis zum Kapland aus. Doch mögen diese Wanderer wohl solche Vögel sein, deren Wiege weiter im Süden stand, vielleicht am Mittelmeer, wo der Sandregenpfeifer gleichfalls hie und da als Brutvogel auftritt.

Er ist von Drosselgröße, also ein klein wenig größer und gedrungener als der Flußregenpfeifer, mit dem er lange Zeit verwechselt wurde. Das Gefieder trägt die gleichen Zeichnungen; aber das dunkle Halsband an der Kropfgegend ist entschieden breiter und auffallender, so daß die übliche Bezeichnung „Halsbandregenpfeifer" für diese Art berechtigt erscheint. Ein besonderer Farbenschmuck ziert den kurzen Schnabel, ein leuchtendes Hoch- bis Orangegelb, das sich von der Wurzel aus bis über die Hälfte des Schnabels erstreckt, während die Spitze tiefes glänzendes Schwarz zeigt. Die Füße tragen dasselbe herrliche Gelb zur Schau, und auch um das große seelenvolle Auge, welches alle Regenpfeifer auszeichnet, legt sich, wenigstens im Frühling, ein feiner goldgelber Ring, der den Glanz des Auges ungemein hebt.

Bei flüchtiger Beobachtung aus größerer Entfernung verrät sich der Sandregenpfeifer aber mehr durch seine Stimme, als durch seine äußere Erscheinung. Unter den kleineren Arten seiner Gattung besitzt er das klangvollste und zugleich das modulationsfähigste Organ. Mit pfeifendem, auf-



M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Halsbandregenpfeifer am Waſſer.

wärts gezogenem „tui“ locken die Vögel einander, wenn ſie am Strand eilig umherrennen und ihrer kleinen Beute nachſtellen. Auch in der Nacht hört der Fiſcher in der einſamen Hütte den weittragenden Pfiff, der in der Erregung oft wiederholt wird, daß das Ganze wie ein langſamer Triller erſcheint; dann ſagt man, böſes Wetter iſt im Anzuge. Zärtliche Stimmung, behagliche Ruhe, Freude beim Wiederſehen, liebendes Werben — jeder ſeeliſchen Regung geben die ſtimmbegabten Vögel durch beſondere Laute den beredteſten Ausdruck.

Kahle, gleichmäßige Sandflächen zieht dieſer Regenpfeifer jeder andern Gegend vor; ſelbſt auf der Reiſe macht er in der Regel nur an flachen

Fr. Lißmann. *Island, Juli 1909.*

Goldregenpfeifer und Alpenſtrandläufer.

M. Behr. *Werder (Ostsee), Juni 1909.*

Halsbandregenpfeifer.

Fr. Heatherley. *Llandegla, Mai 1905.*

Halsbandregenpfeifer am Neſt.

ſandigen Fluß- oder Seeufern hält, und zur Brutſtätte erwählt er ſich die allerödeſten, völlig unfruchtbaren Sandſtriche der Küſte, die ſich oft weit in die See erſtrecken, während er die angrenzenden Raſenflächen meidet, die von Auſternfiſchern und arktiſchen Seeſchwalben, aber auch von einem nahen Verwandten, dem Seeregenpfeifer gern bewohnt werden. Höchſtens iſt ihm das Gebiet des Sandhafers an der Düne willkommen oder ſpärliches Schilf, wohl auch der Rand irgendeines dichteren Buſches; am liebſten aber brütet er auf dem Muſchelgeröll des Strandes, ja er ſcheint bisweilen mit Fleiß kleine gebleichte Muſcheln oder Muſchelſtückchen zuſammenzutragen, die dann unmittelbar neben den Eiern liegen.

Fr. Heatherley. *Llandegla, Mai 1905.*

Pärchen des Halsbandregenpfeifers am Neſt.

J. Atkinson. *Ravenglass (Cumberland), Juni 1909.*

Ausschlüpfende Junge des Halsbandregenpfeifers.

In dem feinen Sand, oft so nahe der See, daß eine größere Springflut oder höherer Wellengang das Gelege gefährdet, scharrt der Vogel eine kleine Vertiefung, welche die vier, bisweilen auch nur drei Eier aufnimmt. Sie sind fast von der Größe der Rebhuhneier, und obwohl ihre schmutzig gelbliche Grundfarbe von vielen braunschwarzen und mattaschgrauen Flecken und Punkten bedeckt wird, so hebt sich das Gelege doch meist ziemlich auffällig von dem hellen Sande ab. Wieviele Eier des Sandregenpfeifers mögen eine Beute der Raubmöwen und Krähen werden, die ja besonders zur Ebbezeit den Strand absuchen, wo sie stets eine reichbesetzte Tafel finden! Aber auch die Küstenbewohner nehmen die kleinen wohlschmeckenden Eier, und manches Vogelpärchen wird auf diese Weise gezwungen, ein zweites Mal zur Brut zu schreiten — wer weiß, ob ein gütiges Geschick das neue Gelege vor gleichem Verderben behütet! Die Jungen laufen, sobald ihr Dunenkleidchen abgetrocknet ist, sofort unter Leitung der Alten davon.

Mit Ende August beginnt die Reise gen Süden; aber auch im Oktober sind manche Wanderer noch unterwegs. Man hat keine Eile und rastet oft, wo eine Sandfläche winkt und der Spiegel eines Gewässers aufleuchtet. Hoch aus der Luft vom mondhellen Himmel herab tönen zur nächtlichen Stunde zarte pfeifende Stimmen — lebt wohl; viel Glück auf der Reise!

J. Atkinson. *Ravenglass (Cumberland), Juni 1909.*

Brütender Halsbandregenpfeifer.

Der dritte im Bunde der kleinen Regenpfeifer ist der Seeregenpfeifer. Er trägt eine andere Couleur, schlichter als sein schmucker Vetter mit dem breiten tiefschwarzen Halsband, aber doch auch ansprechend und sauber. Von dem Halsband seiner Verwandten besitzt er gerade nur den Anfang, jederseits einen schwarzen Fleck vor dem Flügelbug, und von der breiten Wangenzeichnung ist ihm auch weiter nichts geblieben als ein schmaler Augenstrich; nur den schwarzen Fleck auf dem Scheitel hinter der weißen Stirn besitzt er gleich seinen Vettern. Diese Abzeichen trägt aber nur das Hochzeitskleid im Frühling; im Winter sind die bezeichneten Stellen viel weniger auffallend gefärbt, gelblich graubraun, ähnlich dem Rücken. Schwarz sind Schnabel und Stelzen in jeder Jahreszeit, ein charakteristisches Kennzeichen dieser Art.

Der Seeregenpfeifer trägt seinen Namen mit Recht; denn obgleich er wohl ausnahmsweise auch einmal im Binnenland brütend angetroffen wird, z. B. am Neusiedler See in Ungarn, so scheint er im allgemeinen noch mehr an den Strand des Meeres gebunden zu sein, als die andern Arten. Auf allen friesischen Inseln ist der Seeregenpfeifer oder Strandpfeifer eine bekannte Erscheinung. Wo sich die weißleuchtenden Muschelbänke zwischen dem feuchten Sandstrand und der Dünenkette hinziehen, wird man im Mai oder Juni seine Brutstätte mit den drei dunkel getüpfelten Eierchen finden,

Steenhuizen. *Texel, Juni 1905.*

Seeregenpfeifer, brütend.

ebenso am Dünenfuß oder -hang zwischen den Büschen des Strandhafers. Schon in der zweiten Märzhälfte erscheint er, wenn rauhe Stürme noch an der Tagesordnung sind, und bis Ende September weilt er in seiner nördlichen Heimat, ja einige ziehen erst Anfang Oktober gen Süden. Trotzdem meidet der Seeregenpfeifer die allzu nördlichen Gebiete Europas und Asiens, die der Halsbandregenpfeifer bevorzugt, mit dem er wohl auf den Inseln Schleswig-Holsteins und auch noch etwas weiter im Norden zusammen brütet, dem er aber ganz Norwegen, Schweden, mit Ausnahme des südlichsten Teils, Finnland, Nordrußland und das nördliche Asien allein überläßt.

Auf den Watten und Außenweiden, wie auf den kahlen Strandflächen sucht das Vögelchen seine Nahrung. Es hat mehr Weiß in seinem seidenweichen Gefieder, als die andern Arten, woran es bei guter Beleuchtung leicht zu erkennen ist. Unter den Gattungsverwandten ist es vielleicht die beweglichste, unruhigste Art, namentlich wenn die Sonne zur Rüste gegangen ist und die ersten Schleier der Dämmerung See und Strand decken. In einem Zuge rennen die dünnen schwarzen Ständerchen geradlinig über weite Strecken dahin. Dann machen sie einen Augenblick halt; der Schnabel nimmt etwas

P. Rosenius. *„Dundret", Gellivare (Schweden), Juni 1909.*

Gelege des Morinellregenpfeifers.

vom Boden, oder das Figürchen dreht sich ein wenig zur Seite. Das große Auge sichert, und hurtig geht's weiter — ein Schnelläufer, wie es in unsrer Vogelwelt kaum einen zweiten gibt. Aber gute Fußgänger sind gewöhnlich nur mittelmäßige Flieger und umgekehrt. Die Regenpfeifer strafen diesen Satz Lügen, und gerade der Seeregenpfeifer ist im Fliegen vielleicht der gewandteste. Pfeilschnell tragen ihn seine sichelförmigen Schwingen meist niedrig über die Sandflächen oder den Meeresspiegel dahin, und sofort faßt er wieder Posto auf dem Plätzchen, das er sich zum Niederlassen ersieht. Das quecksilberne Wesen spricht sich auch in dem Pfeifen und Trillern aus, womit das Vöglein all sein Tun begleitet. Zwar ist die Stimme nicht so weittönend, wie die des Sandregenpfeifers, sondern viel schwächer und sanfter, aber am Tag wie in der Dämmerung und in der Nacht, beim Sitzen, beim Rennen, beim Fliegen: immer ein angenehmer Pfiff oder ein schwirrender Triller.

Stattlicher in der Figur ist der Goldregenpfeifer, reichlich so groß wie eine Misteldrossel, in Haltung und Tracht der schönste der ganzen Gesell-

P. Rosenius. *„Dundret", Gellivare (Schweden), Juni 1909.*

Brütender Morinellregenpfeifer.

schaft. Den schwärzlichen Oberkörper bedecken von der Stirn an bis zu der äußersten Schwanzspitze und den Enden der Schwingen kleine grüngelbe oder goldgelbe Flecken von seidigem Glanze, ein köstlicher Mantel aus fein gewirktem Brokat. Die Unterseite, die bei den vorigen Arten weiß leuchtet, ist hier in tiefes Schwarz getaucht, ebenso das Gesicht bis zur Höhe der Augen. Zwischen dem Goldmantel und dem dunkeln Unterkleid hebt sich aber aufs effektvollste ein breiter weißer Saum ab, der besonders am Halse recht deutlich hervortritt, auch am Kopfe, wo er die schwarze Gesichts-

Dr. Rosenius. *„Dundret" bei Gellivare (Lule Lappmark), Juni 1909.*

Brutplatz des Morinellregenpfeifers.

Fr. Heatherley. *Llandegla (N. W. ... Wales.*

Goldregenpfeifer, zum Neſt gehend, und brütend.

R. Kearton. *Westmorland 1899.*

Goldregenpfeifer bei seinen Jungen.

maske von dem goldgetupften Scheitel wirkungsvoll absetzt. Im Herbstkleid ist die Unterseite weiß wie bei den andern Arten.

Auch der Goldregenpfeifer ist ein nordischer Vogel, der zwischen dem Polarkreis und etwa dem 55. Grad n. Br. seine Wohnstätte aufschlägt. In Island ist er sehr häufig, desgleichen auf den schottischen Mooren, auf den kleinen Inselgruppen bis zu den Faröern, in Skandinavien, Finnland, Nordrußland und gegen Osten bis zum Jenissei. Den ost- und nordfriesischen Inseln fehlt er als Brutvogel; dagegen beherbergen ihn einige westfriesische Inseln, ferner manche Heidestrecken und Moore Hollands, Oldenburgs und Schleswigs wie die tundraähnlichen Hochmoore der Ostseeprovinzen; doch ist der schöne Vogel aus mancher Gegend infolge der vorwärtsdringenden Kultur in dem letzten halben Jahrhundert gewichen. Zahlreicher trifft man ihn auf dem Herbstzuge an, wo er auf den Außenweiden und im Watt, aber auch auf den Binnenwiesen und Äckern, manchmal in größerer Anzahl, meist jedoch in kleineren Trupps, umherläuft und eifrigst nach Nahrung sucht. Bis nach dem südlichsten Afrika und nach Indien dehnt er seine Winterreise aus.

K. Kearton. *Westmorland 1899.*

Junge Goldregenpfeifer.

Das mit vier überraschend großen Eiern belegte Nest — die Eier sind größer als die des Kiebitz — ist sehr schwer zu finden; es ist eine zwischen Gestrüpp, Moos oder dürrem Rasen ausgekratzte Vertiefung. Dazu tragen die schönen kreiselförmigen Eier auf der reinen Isabellfarbe ihres Grundes eine Menge tiefbrauner Flecken, daß sie wie marmoriert erscheinen und herrlich mit dem Farbengewirr der Moosmoräste harmonieren. Auch verrät der brütende Vogel dem Störenfried nicht leicht das Gelege. Er steht auf, läuft dem Eindringling ein Stückchen entgegen, stößt seinen flötenartigen Pfiff aus, rennt weiter, stellt sich auf eine Erdscholle, von wo er den ungebetenen Gast mit seinen großen Augen fixiert, oder er fliegt niedrig über dem Boden nach einem andern Platz, immer bestrebt, sich vom Nest zu entfernen und den Menschen irrezuführen.

Der Morinellregenpfeifer, gleichfalls ein nördlicher Vogel, der im schottischen Hochland, in Norwegen bis zum Nordkap hinauf, in Lappland und Finnland, ebenso im nördlichen Asien brütet, kommt für Deutschland im allgemeinen nur als Durchzugsvogel in Betracht. Doch hat man, ganz im Gegensatz zu den Verwandten, seine Brutplätze auch in den Hochmooren des Riesengebirges angetroffen, zuletzt bei der Wiesenbaude, 1400 bis 1500 Meter über dem Meere. Er ist aber auch hier in dem letzten Vierteljahr-

32*

hundert äußerſt ſelten geworden, heute vielleicht ſchon verſchwunden. Der amſelgroße Vogel trägt ein erdbraunes Kleid; aber das Frühjahrsgewand iſt doch ſchön: die ganze Unterbruſt wird von lebhaftem Ockergelb bedeckt, das in der Mitte ein tiefſchwarzes Feld einſchließt; den Hals aber ſchmückt ein ſchmales, zierliches Band von weißer Farbe, das ſchwarz eingefaßt iſt.

R. B. Lodge. *London 1895.*

Goldregenpfeifer.

Der Trappe.

Von Fritz Bley.

Eigentlich sind sie ja Verwandte, der gravitätische Herr Geheimrat Kranich in seiner steifleinenen Galanterie und der aufgedonnerte Protzenbauer Trapp. Von der Ordnung der Sumpfvögel und der Unterordnung der Laufvögel sind sie (nach Schmiedeknecht) beide. Aber Vettern sind oft recht verschieden. Der Herr Kranich trägt seine Halskrause prächtig aufgestellt wie ein Spitzenjabot, und die schöngeschwungenen Federn des Stoßes geben seiner langstelzigen Gestalt etwas unsagbar Gespreiztes, etwa wie der wagrecht getragene Kavalierdegen dem Rockschoße eines Hofmarschalles. Unter seiner Kranichgattin darf man sich freilich keine Exzellenz in langer Kurschleppe vorstellen, sondern höchstens die dürrstelzige Gnädige im Unschuldskostüm. Aber sie vergißt nie, wie unendlich weit der gesellschaftliche Abstand zwischen ihr und der Base Trappgans ist.

Nun ja, die ist von derberer Art! Aber sie hat eine glatte und volle Brust, große kluge Augen und einen Mantel von rostfarbigem Grunde mit wellenförmigen schwarzen Querstreifen, der sich in der feinsten Gesellschaft sehen lassen kann. Im übrigen soll die Kranichin sich doch nur nicht so haben und nicht so erhaben dünken! Woher stammt denn sie? Doch auch aus dem Zigeunerlande, so gut wie die Trappen! Hier vor den Toren von Berlin will sie das natürlich nicht gelten lassen und brüstet sich, daß ihr Geschlecht schon vor dem Bären in der Mark gewesen sei. Mit ihrer Stimme soll sie doch auch nur nicht so laut prahlen morgens und abends! Sie hält sich wohl für ein Weltwunder von Künstlerin? Sie, die Trappgans hat überhaupt gar keine Stimme; aber wenn sie eine hätte, so wäre die doch tausendmal schöner, als die der Kranichin! Überhaupt das langweilige Geschrei von den Beiden! Er mit seinem „Kroh kruh!“ und sie mit ihrem heiseren „Krüh kürr!“ Man meint immer, daß sie den Regen herbeirufen, diese alten Jammerseelen! Ihren Mann, den Großtrapp, sollen sie nur zufrieden lassen! Zum Protzen gehört das nötige Zeug. Und daß der Großtrapp in seinem Hochzeitsstaate der ansehnlichste ist, kann doch der dümmste Kranich nicht bestreiten! Worauf bilden denn die sich so viel ein? Auf ihre dünnen Waden und schmalen Füße? Na, ja, ein bißchen plump und klotzig sind die Beine vom Großtrapp ja geraten und die Zehen sind dick und kurz; die groben Warzen darauf sind auch nicht schön. Die Gelenke sind geradezu klobig. Aber dafür steht er auch wie ein ganzer Kerl und stelzt nicht wie

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1903.*

Gelege des Trappen.

ein alberner Zierbengel von Tanzmeister durch den Salat! Und überhaupt — — —

Mit unnahbarer Würde ist das Kranichpaar davongeschritten. Jetzt hebt sich der Protzen-Trapp schwerfällig auf, gibt sich einen kräftigen Ruck und streicht in schwerem Fluge ab. Das sieht freilich nicht so vornehm aus, wie der anmutige Flug der schlanken Kraniche. Aber es schafft! Die dumme Krähe, die von dem Trappen überholt wird, wundert sich ordentlich, wie der so schnell vorwärts kommt. Aber dazu hat er ja seine gewölbten Schwingen mit den stark gebogenen Schäften an den großen Schwungfedern! So spindeldürr wie der Kranich kann er sich freilich mit seinen 18 Kilo Gewicht nicht machen, wenn er Hals und Beine auch noch so sehr reckt und streckt. Der schwere Rumpf bleibt immer etwas unter der Fluglinie. Aber, wenn er über verdächtige Gegend kommt, Bäume, Gebüsch oder wohl gar Häuser, so bringen ihn seine starken Schwingen schnell in die Höhe; und ist er erstmal oben, so fällt er auch nicht wie der Kranich gleich wieder ein, sondern bringt ein tüchtiges Stück Land unter sich weg. Und ehe er wieder niedergeht,

W. Farren. *Thetford (Norfolk), April 1906.*

Trapphahn.

prüft er sorgfältig mit seinen scharfen Blicken, ob auch ringsum die Luft rein ist. Wo er einen Graben, eine Hecke oder irgendeine andere Deckung für seinen einzigen Feind, den verwünschten Jäger, sieht, da bleibt er fort. Übersichtlich muß das weite Feld oder Wiesengelände sein, wo er sich wohl und sicher fühlen soll. Dort angekommen, streicht er auch erst in weitem Bogen herum und läßt sich dann mit einem derben Plumps zu Boden fallen, als wollte er sagen: „As fühst mi woll?" Die Gans hinter ihm drein. Dann aber recken beide nochmals die Hälse und äugen unverwandt das Feld ab, ob keine Veränderung sichtbar sei. Bedächtig, schlau, scheu ist er geblieben, auch hier im Weichbilde der Reichshauptstadt, deren Scheinkreis auf Meilenweite hin seinen Schlafplatz in der dunkelsten Nacht noch ein wenig erhellt. Die beste Verteidigung bleibt für ihn die Wahl eines Standortes, dem kein Feind sich unerkannt oder gar heimlich und in Deckung nahen kann. In den Getreidebreiten der Neumark, wie auf den unzugänglichen Segge-Wiesen des Nauener Teufelsluches, aus denen er hochaufgereckt gerade mit dem unscheinbaren grauen Kopfe herausragt, fühlt er sich sicher. Doch ebenso

gern ruht er, glatt an den grauen Boden gedrückt, auf den Ackerbrachen, auf denen zur Mauserzeit seine schönen Federn ringsum zu finden sind. Wachsam achtet er auch dort jedes in weiter Ferne sich nähernden Feindes, und den listigen Jäger, der ihn unter Benutzung einer Grabendeckung beschleichen will, beschämt er durch seine Vorsicht.

Das geringste Mißtrauen veranlaßt ihn zum Abstreichen, und der Flug über weite Strecken scheint dem schweren Kerle so viel Lust und Freude zu bereiten, wie den leichtesten und ausdauerndsten Korsaren des Luftmeeres. Inmitten fruchtbarer Gefilde ist er ein Sohn der nüchternen Steppe geblieben, dessen unermeßliches Reich die Ebene ist. Keine Ahnung und stürmische Sehnsucht führt ihn im Herbste über das blaue Meer zum fernen Süden. Solange der märkische Raps oder Winterroggen ihn nährt, ist er zufrieden. Aber, wenn Schnee oder Blackfrost ihm jede lebende Nahrung und Pflanzenweide versperren, schwingt er sich auf, überfliegt die Karpathen und kehrt tags darauf auf der ungarischen Pußta ein oder in den kerfenreichen Auen der Donau und Theiß. Als ein Nomade unter Nomaden lebt er in den Randsteppen des Kaukasus, in den Ebenen Syriens, bei den donischen Kosaken und bei den Hirten der Dobrudscha. Dort ist der Adler sein Feind, dessen Schatten auch ihn trotz seiner Größe und Körperkraft mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Füchse, Marder und Schakale beschleichen ihn unter Wind zur Nacht. Und der mit Wirbelschnee plötzlich einsetzende Steppensturm zwingt ihn oft zu weiter Wanderung gen Süden. In Deutschland aber, insbesondere in Mecklenburg, Brandenburg, Anhalt und Sachsen hat er unter Bauern aus Bequemlichkeit sich an den regelmäßigen Besuch der Felder gewöhnt, die er von alters her kennt und nicht ohne Not mit denen des Südens vertauscht. Aber als Ostelbier liebt er das Brüten des Mittags über wogenden Ährenbreiten, die Ellenbogenfreiheit der Brachen, auf denen er den Wind, der nachmittags wehen wird, schon morgens wittert, die frohstimmende Weite der großen Wiesenzüge und Havelluche. Dort steht er, halb Bauer halb Edelmann, in sattem Behagen als ein ganzer Kerl selber für sich ein, allezeit auf seiner Hut gegen großstädtische Schliche und Errungenschaften der nervösen Neuzeit mit ihren scharfen Feuerpüstern, gegen die zuletzt der weiteste Abstand nicht mehr schützt. Von den Berlinern hat er gerade genug! Aber schließlich lacht er über ihre „alten Dicken". Wenn er einen kommen sieht, der sich die faustdicken Doppelaugen auf die Nase hält und dann, sobald er ihn im Grase entdeckt hat, zusammenzuckt und geduckt zu dem nächsten Graben kriecht, in der Hoffnung ihn in diesem beschleichen zu können, so wandert er behaglich hinter die nächste Bodenfalte und streicht ungesehen dort ab, um den Berliner nicht in der Freude des Anbirschens zu stören, die doch auch was Schönes ist. Das alte Botenweib, das von Seggedorf durch das große Luch nach Nauen geht, kennt er ganz genau; dem weicht er nicht aus. Aber

W. Farren. *Near Thetford (Norfolk), April 1906.*

Trapphahn.

M. Duncan. *Spanische Marismas.*

Trapphahn.

jeden andern Weiberrockträger, der dieses Weges kommt, mustert er auf Elendsweite. Und ehe der verkleidete Schlaukopf ihn gesehen hat, schwingt er sich auf und streicht davon — seht Ihr dort im Abendsonnenscheine sein zauberhaft beleuchtetes Gefieder prunken? „Adjeh, Herr Meyer, jrießen Se Berlin!"

Manchesmal hat Herr Meyer es auch mit Gastwirt Bades Kuh versucht. Die Flinte versteckt haltend führte er die alte Liese im Bogen an den Stand der Trappen heran, so daß er selbst immer von der Kuh gedeckt blieb. Die Trappen hatten, sobald diese Vorstellung begann, durchschaut, daß die Posse ihnen galt. Unruhig schritten sie auf und nieder, reckten die Hälse und starrten auf den komischen Bauer. „Vor eenen Jroßstädter jar nicht iebel!" meinte der alte Trapphengst. Aber als der „Bauer" Anstalt machte, sein Schießeisen hervorzuholen, schwang sich die ganze Gesellschaft auf. „Adjeh, Herr Meyer, jrießen Se Berlin!"

Ein anderes Mal versuchte der Jagdpächter den Trappen auf der Roggensaat damit anzukommen, daß er den Mistwagen vom Nachbarfelde als Deckung benutzte. Diesen Wagen hatten sie ja den ganzen Vormittag über auf mäßige Entfernung gut ausgehalten. Aber als nachmittags zwischen den vier Rädern des mit frischduftender Ladung ankommenden Wagens zwei Beine sichtbar wurden, zogen sie Leine. „Adjeh, Herr Meyer, jrießen Se Berlin!"

So ist er nun einmal, dieser dickköpfige, mißtrauische und schlaue märkische Strauß!

* * *

In einem schönen, abends von zauberhaftem Lichte bestrahlten Garten mit prunkenden Hallen und glänzenden, von dunkeln Baumgruppen beschatteten Seen hält der König der Tiere Hof, der stolze, von schwarzgrauer Mähne umwallte Nobel mit dem kühnen Blicke und dem gutmütigen Grollen im ernsten Antlitze. Um ihn versammelt die Großen der Krone, Seine Liebden der gestreifte Herzog Tiger, Seine Erlaucht der gefleckte Leopard, der Rauhgraf Petz und der Strauchritter Wolf. Der Eisbär als Admiral des nordischen Meeres grüßt aus vergittertem Palaste den britischen Seelöwen. An langgeschwänzten Hofnarren ist kein Mangel, man hat sie vorsichtshalber in hohen Käfigen eingesperrt. Das diplomatische Korps ist glänzend vertreten durch Reinekes weitverzweigte Sippe, die hohe Finanz sperrt am Teiche der Pelikane zur festgesetzten Börsenstunde ellenweit die gierigen Freßwerkzeuge auf, und die kleinen Jobber löffeln im Entenpfuhl nach Abfall herum, der auch satt macht. Am großen See stehn rosige Flamingos auf einem Beine, glücklich im Bewußtsein des einzigartigen Schick, mit dem sie ihren Hals zu ringeln verstehn. Bunte Papageien sprechen als Vertreter der ältesten Philosophie unbestrittene Wahrheiten aus. Und die hohe Bürokratie ist, in gebührendem Abstande von der schillernden Hofgesellschaft, nahezu vollständig versammelt. Seine Exzellenz der Herr Staatsminister Marabu trägt das flache Haupt sorgenvoll zwischen den hohen Schultern, die im Kragen des gestickten Seidenfrackes fast versinken. Störche verschiedenster Rangstufe stelzen in waschechtem, wenn auch zuweilen etwas angeschmutztem, Schwarzweißrot durch die demokratischen Sümpfe und über die grünen Schmuckrasen vor den Käfigen der Vornehmen. Jungfernkranich und Mönchskranich verkörpern Wissenschaft und Künste, und der Geheimrat Graukranich fühlt sich als Mann, der alles weiß und überhaupt gar nicht versteht, wie man so etwas nicht wissen kann!

Auch Hans Trapp hat man wiederholt in diese glänzende und erleuchtete Gesellschaft zu ziehen versucht. Aber es wird nichts Gescheites daraus. Fängt man ihn alt, so ist gar nichts mit ihm anzufangen und er stößt sich am

Gitter den dicken Schädel ein. Und greift man ihn jung im Neste, so ist er zum Fressen zu dumm! Er verlangt womöglich einen ganzen Garten für sich allein, wo doch der Quadratmeter eine Stange Gold kostet! Und wollte man ihn frei herumlaufen lassen, so würde er in seiner Tölpelhaftigkeit so viel Schaden anrichten, daß er aus den Polizeistrafen nicht herauskäme. Auch wenn man Trappeneier von Truthennen ausbrüten ließ, ist nichts daraus geworden; die Jungen sind meistens schon verendet, ehe sie noch das Daunenkleid mit Federn bedeckt hatten.

Man tut am besten, diese Hanstapse dort zu lassen, wo sie sind. Es lohnt nicht, sie in gebildete Gesellschaft zu bringen. Übrigens ist die Trappgans durchaus der gleichen Meinung. Als ihre Base, die Frau Geheimrat Kranich, ihr einmal die Freuden des glänzenden Lebens am Hofe des Königs Nobel schilderte, meinte die Trappgans dickdröbisch:

„De Haohn, de opp sien Misten sitt,
de kann wohl kreihn un schriegen;
doch opp 'en Klockentorm de Haohn
de mött sich drein un schwiegen!"

Die Frau Geheimrat Kranich drehte der ungebildeten Gans mit vornehmer Geringschätzung den Rücken zu und hat seitdem nie wieder ein Wort mit ihr gesprochen.

„Hu-hu-hu-hu!" lachte Hans Trapp, indem er sich rauschend aufputerte.

* * *

Der Frühling ist da! Die Vogelbrust weiß die Wonne, die er brachte, kaum zu fassen. Hier draußen auf dem großen Rapsschlage von Lüttenhagen jubelt die Lerche es vom Himmel herunter, und vom Wasserloche her schallt das Liebeslied stöhnender Unken, das Quaken der Grasfrösche und das „Natt-natt-natt" des kleinsten von allen, der den meisten Spektakel macht, des Laubfrosches, in den sonnig heraufziehenden Frühmorgen hinein. Wachteln und Rebhühner haben längst ihren Bund geschlossen. Der Fasanengockel kann auch vor Glück und Überglück den Schnabel nicht mehr halten und läßt sich am Grabenrande die Sonne auf das schillernde vom Tau feuchte Hochzeitsgewand scheinen. Der gelbe Wippstart am Pfuhl und der Steinschmätzer am Dorn, alle, alle haben sie nur die eine Empfindung: o Morgenlust, o Liebesglück! Nun wird nach allen Plackereien, die das dreckige Schlackerwetter im März gebracht hatte, das Leben wieder nett! Der Frühling ist da!

Eines schönen Morgens waren auch die Trappen wieder da, die im Süden dieses Jahr länger verweilt hatten, als sonst, weil sie dem Wetter nicht trauten und Südwestwinde zur Reise nach Mecklenburg abwarten

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juni 1909.*

Großtrappe, balzend.

wollten. Auf dem großen Rapsschlage, den sie ja noch vom Herbste her kannten, fanden sie alles in Ordnung. Die Steinhaufen lagen, wie sie immer gelegen hatten. Von dem Dornrähmel an der Schlaggrenze blieben sie ja selbstverständlich weit ab. Am liebsten standen sie unter Wind in einer flachen Senkung des Feldes. Daß auch dort auf dem Grunde der Mulde ein Steinhaufen lag, störte sie um so weniger, als der Raps bis dicht an die Steine wuchs. Ab und zu suchten sie auch den Roggenschlag von Mulzow auf oder den Dobbertiner Raps. So oft der junge Herr von Lüttenhagen sie dorthin streichen sah, ging er in die Rapsmulde, stellte dort nach den plumpesten Fährten die Einfallplätze der beiden starken Trapphengste fest, die er schon lange kannte, und schöpfte dann aus dem unter dem Steinhaufen verborgenen Loche Schneereste und Schmelzwasser heraus. Dann trug er ein Bündel trocknes Heu hinein und verstopfte den schmalen Eingang wieder mit dem Bunde alten fauligen Strohes, so daß keine Veränderung zu bemerken war. Ebenso brachte er zwei andere Löcher in Ordnung, die er auf dem Rapsschlage schon vor der Herbstbestellung angebracht, mit Brettern eingedeckt und dann wieder mit Steinen bepackt hatte. Drei Tage später stellte er in Abwesenheit der Trappen fest, daß diese die Mulde wieder angenommen hatten. Am nächsten Morgen, eine Stunde vor Morgengrauen sitzt er nun, eine Decke um die Knie geschlagen, in seinem Versteck, aus

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juni 1909.*

Großtrappen. Ein Hahn mit zwei Hennen.

dem nur einige faustgroße Löcher ihm den Ausschuß nach allen Seiten hin gestatten.

Tiefe Stille ringsum. Die Trappen schlafen wohl noch auf der großen Brache von Mulzow, wo sie allabendlich in der Dämmerung einzufallen pflegen, um zu übernachten. Vor Tau und Tage kommen sie von dort hergestrichen. Also muß man ihnen schon in der Dunkelheit zuvorkommen, wie dem Spielhahne und dem Feisthirsche auch. List gegen List!

Bimm, bemm! Im Dorfe schlägt die Turmuhr. Bimm, bemm! Vier Uhr! Bald muß das Frühlicht sich im Osten melden; in dieser Mulde ist freilich kein Schein zu sehen. Aber die Lewark jubelt ihm entgegen, die dort vom Kamme der Bodenwelle jetzt tirilierend sich erhebt. Und der Kranich weit drüben am Mulzower Walde trompetet den Weckruf: Habt Ihr denn noch nicht lang genug geschlafen? Da reitet es her durch die Luft in wildem Sausen. Wui, wui, wui! sausen und zischen die runden Schwingen! Herrgott, das ist ja wohl eine ganze Schwadron! Wul-wull-wulll . . . gerade über das Jägerversteck sausen sie hinweg. Dort fällt eine ein, drüben eine andere. Oben auf dem Muldenkamme putert sich schon ein Hahn ganz weiß auf. Da, horch: wup wrupp wrrrupp! Buff! Da steht der Haupthengst! In voller Höhe reckt er sich auf, vom Schnabel bis zum Stoßende sicherlich länger als einen Meter; die Spannung der

Fittiche maß, als er ankam, wohl ihre zwei und einviertel Meter. Wie ein Grenadier steht er da, kein Glied rührt er. Dann wird er vertraut, rupft wie in Zerstreuung ein paar Blätter Raps, und dann auf einmal macht er sich weiß über und über. Es ist, als ob ein Bauernweib, um das Gelbbraunseidene gegen Regen zu schützen, ein ganzes Rudel weißer Röcke über den Kopf nimmt.

Allmählich wird es heller. Jetzt kann man ihn in seiner drolligen Stellung sehen. Herr des Lebens, wie hat er sich aufgeputert! Den Stoß weit ausgefächert, so daß der Unterstoß mit den aufgebauschten Deckfedern, den Unterfedern der Schwingen und den flaumigen Hosen ihm hinten wie ein einziger weißwallender Federballen wogt; die Schwingen weit ausgespreizt, so daß sie mit ihren braunen Gelenken den Boden berühren und die Spitzen sich auf dem Rücken kreuzen; den Kopf weit auf den Rücken zurückgelegt, so daß die Schwingen ihn von hinten und die wunderschön mattgrauen und goldbraunen Schulterfedern ihn von der Seite decken: so schreitet er behäbig stolz auf und nieder, läßt seinen schönen doppelten Federbart in zitternder Erregung spielen, wendet und dreht in protziger Wichtigtuerei alle Federn nach oben und vorn, um bald ihren rosafarbenen Grundton durch das zarte Weiß durchschimmern zu lassen, bald wieder das köstliche Silbergrau oder schwarzmattierte Altgold der Deckfedern darüber zu werfen. Und schließlich bläht er seinen Kehlsack auf, diesen Schallfang, der der ohnehin nicht lauten Stimme einen so seltsam verhaltenen Hohlton gibt, daß sie nur in allernächster Nähe vernommen werden kann. Es klingt wie ein dunkles „wu-huh-huh-wuh-huh!" und wird fast übertönt von dem Rauschen des prunkenden Gefieders und dem Schleifen der gegeneinander gesträubten Schwungfedern.

Nach kurzem Balztanze richtet er sich wieder auf und pickt einen Rüsselkäfer vom Rapsblatte und einen blanken Kieselstein vom Boden auf. Eben will der Jäger die Büchse auf ihn richten, da das Licht jetzt zur Not hinreicht, um Korn und Kimme zusammenzubringen. Da stolziert der Alte mit hocherhobenem Haupte auf einen Nebenbuhler los und, ehe der Schütze ihn mit dem Korn anfassen kann, ist er hinter der Bodenwelle verschwunden, um dort einen Gegner abzukämpfen.

Drüben in dem nächsten Ansitzloche hockt ein anderer Jäger. Aber der hat weder Büchse noch Flinte bei sich. Sein Schießzeug ist eine Lichtbildkammer mit fürchterlich langer Brennweite, die auf 100 bis 200 Meter trifft. Als er die beiden Hähne sich raufen sieht, daß die Federn stieben, richtet er schon sein Rohr und die Spiegelkammer. Aber es ist ja viel zu weit! Ach wenn doch die schönen stattlichen Vögel herkämen! Das Photographieren tut ja keinem weh! Aber sie kommen nicht. Beißend und mit den Tritten sich schlagend springen sie in die Höhe, bis plötzlich der Schwächere

O. Grabham. *Yorkshire (England), Juni 1909.*

Zwergtrappe, auf einer Wiese schreitend.

Reißaus nimmt und abstreicht, von dem wütenden Alten verfolgt, der noch im Fluge mit dem Schnabel nach ihm stößt.

Die Trappgänse recken die Hälse; aber keine streicht ab. Gleichmütig weiden sie weiter und suchen nach Mist- oder Laufkäfern. Da kommt auch schon der Alte zurück und holt sich auch gleich von der glattesten und vollbrüstigsten das Jawort. Nachdem er sie getreten hat, schüttelt er sich, als hätte er was Bitteres hinuntergeschluckt. Dann stelzt er durch den Raps, greift eine piepsende Maus, schluckt sie über und setzt sich dann auf fünfundzwanzig Schritte vor der Linie des Photographen müde nieder, als wolle er sagen: nun, bitte!

Und der kann doch nicht rufen: „Nun bitte recht unfreundlich!" Leise senkt sich die Reflexscheibe. Fertig! Der Alte hält noch immer still; aber solch ein dämliches Photographiergesicht, wie er jetzt macht, ist keine zweite Platte wert!

Plötzlich aber kommt Leben in ihn. Drüben kommt ein dritter Hahn herbeigestrichen. Wie das Donnerwetter ist der Alte auf und streicht jenem nach, und beide fallen in der Mulde ein.

Drüben knallt es. Der zugeflogene Hahn streicht mit den Hennen ab. Der Alte ist auf dem Platze geblieben. Unter Feuer.

„Armer Kerl!" murmelt der Photograph. Und als er mit seinem Vetter zum Frühstücke heimkehrt, jeder mit seinem Werkzeuge und seiner Beute, meint jeder von beiden, das bessere Teil erwählt zu haben.

Der Goldammer.

Von Else Soffel.

Die Böschungen zu beiden Seiten der Geleise sind mit Gebüsch ganz überwachsen. Die Bahn kommt aus dem Walde, der sie dunkel und düster eine lange Strecke begleitet, von dort her sind auch die Brombeeren hinausgekrochen ins Freie, der wilde Hopfen und die Wegrosen haben sich unentwirrbar zur Hecke verschlungen. Die Eisenbahn scheint schneller zu laufen, wenn sie den schwarzen Wald hinter sich hat, das Geratter der Räder tönt heller, als zwischen den engen Wänden, als ob sie aufatme. Es ist auch wirklich ein anderes Ding hier außen; zu beiden Seiten dehnt sich die Ebene, weit, unendlich weit, tiefliegende Wiesen, mit Buschwerk durchsetzt, laufen bis an den Horizont, den leise wellige Hügel begrenzen, breitgestellte Häuser ducken sich an den Boden, spitze Kirchtürme, ein altes Schloß erscheinen und sind verschwunden.

Das Nahen des Zuges scheucht oft einen Vogel auf, der in der Hecke gesessen oder mit gesträubter Holle von einer der Telegraphenstangen, die auf dem Damm entlang stehen, sein Liedchen vortrug. Mit kurzen, zuckenden Flügelschlägen verläßt er seinen Platz, fliegt unruhig und unregelmäßig, beinahe hüpfend, um ihn herum, und nimmt ihn dann wieder ein.

Nicht leicht sieht er sich ernstlich gestört und setzt nach anfänglichem Zickzack seinen Flug in ruhigeren Bogen fort, in die Wiesen hinein, wo er dem Vorüberfahrenden bald als Punkt am Horizont verschwindet.

Den Ammern gehört das weite Land hier. Im Frühling singt des Nachts der Grauammer sein Lied von der Weide, kommt der Winter, so erscheint der Schneeammer bald hier, bald da auf der Ebene, wenn die Schneewolken tief herabhängen, und unterbricht mit vieltönigem „Zirrr, zirrr, füd" die weiße Stille.

In der Niederung, im Grünmoor am Rande weiter Sümpfe, hat zwischen Seilweidengebüsch und Schilf der Rohrammer sein verstecktes Nest. Gegen die Berge zu, wo es trocken wird, baut der stille Gartenammer in der Nähe von Kornfeldern und Äckern.

Sie alle kommen nicht viel zu Gesicht. Man muß sie kennen und suchen, wenn man hier ihrer gewahr werden will, denn sie lieben einsame, stille Plätze, das Grünmoor sieht nicht viel Spaziergänger, und die wenigen Gehöfte, hinter den Kornfeldern, gegen die Berge zu, wenig Besuche. Einzig der Schneeammer verrät sich leichter durch seine Unruhe, wenn er in Scharen

Sainsbury. *Thorner (Yorkshire).*

Neſt und Gelege des Goldammers.

mit lautem Rufen ſich auf die beſchneiten Felder niederläßt und Froſtwetter anſagt.

Der Goldammer iſt allen bekannt. Er vertritt die Familie nach außen, an ihn ſchließen ſich die andern, Grau- und Zaunammer, ja ſogar der Schneeammer an, wenn der Winter hart wird und ſie aus der Stille nach den Niederlaſſungen treibt. Er lebt zwiſchen Welt und Einſamkeit, liebt dieſe — ohne jene zu fliehen, vorſichtig-zutraulich führt er ſein Daſein gern in der Nähe der Menſchen, doch ohne Zahmheit, ohne blindes Zutrauen. Er hält ſich gern in Gärten, Höfen, an den Landſtraßen auf, wo er den Nutzen menſchlicher Arbeit mit einheimſt, er baut ſein Neſt in Hecken und Zäunen, unter einem Reiſighaufen im Grasgarten, dicht am Hauſe, neben dem Betrieb und Lärm der Strecke, aber er verſteckt es gut und ſchafft ſich Einſamkeit inmitten ſeiner Umgebung. Freilich verrät er ſie auch ſelbſt wieder in naiver Vogelweiſe und der Menſch hat das Geheimnis ſeiner Häuslichkeit lange belauſcht. Katze und Wieſel kommen dem kleinen Leben auf die Spur und ſtören es.

 Copyright 1910, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), August 1909.*

Junger Goldammer im Gezweige, in unmittelbarer Neſtnähe.

Das Neſt in der Nähe des Bahnwärterhäuschens am Eiſenbahndamm hat noch niemand entdeckt. Wenn Bahnwärters Katze auf ihren Feldgängen vorüberkam, ſo ſtutzte ſie wohl ſeit dem Frühjahr bei dem feinen Piepſen, das aus der Hecke, nahe dem Boden, drang, langte auch mit vorſichtiger Pfote in die Dornen, um ſie aber ſofort ärgerlich zu ſchütteln und wieder zurückzuziehen.

Nachdem ſie das ein paarmal gemacht, ging ſie vorüber, auch als dicht neben ihr die Mutter aus dem Verſteck ſcheuchte.

Das war im April, die Hecke war dicht zugewachſen und ließ nichts ſehen von dem Neſt, das ſie unten zwiſchen alten ſtarken Weißdornſtämmen barg. Die Mutter ſchlüpfte von unten, dicht an der Erde, hinein, von dort trug ſie auch Strohhalme und altes Laub langſam nacheinander heran zum Neſtbau. Gern blieb ſie, eine vorjährige trockene Hopfenranke, einen Schilfſtengel oder ein Stückchen anderes Niſtmaterial im Schnabel, mit geſtellter Haube ein Weilchen ganz ſtill vor dem Zugang ſitzen, abwartende Vorſicht in der Haltung, bis ſie mit dem Geholten in die Hecke ſchlüpfte. Der Bahnwärter ſah ſie ſitzen, wenn er mit der roten Fahne vor ſeinem Häuschen ſtand und den Zug erwartete. Sie war ihn auch bald gewöhnt und bemerkte ihn kaum mehr, wenn ſie angeflogen kam. Ihre Vorſicht aber blieb dieſelbe.

Als das Neſt innen mit Haaren aus dem Winterpelz von Bahnwärters Katze ausgelegt war — Pferdehaare gab es nicht in der Nähe —, machte ſich das Weibchen ſelten in der Umgebung, nur des Mittags trieb ſich's ein wenig umher, hüpfte in dem kleinen Garten vor dem roten Häuschen in kleinen ungeſchickten Schrittchen, durchſuchte die friſche Erde nach den

K. Soffel. *Schloß Bischofstein, Frühling 1910.*

Goldammermännchen, Hollunderblüten nach Insekten absuchend.

Raupen vom Weißling, nahm ein Körnchen Sand auf oder eine Larve und saß ein Weilchen nachdenklich auf dem Zaun, bis es beim Vorüberrattern der Wagen mit lautem „Zitz zürrr" plötzlich aufflog und in seine Hecke verschwand. Dem Bahnwärter war bis dorthin gewesen, als habe er immer nur einen Vogel gesehen, es saß wenigstens immer nur einer an derselben Stelle mit schön zitronengelbem Kopf und Brust und rotem Bürzel. Seit kurzem aber kannte er auch das Weibchen und wußte, daß ihm das Lied galt, was „er" ihr von einer der Telegraphenstangen herunter sang. Es war ein kleines Lied und nichts Besonderes, aber der Bahnwärter hörte es gern, und nach und nach kam es ihm vor, als paßte es recht in die Umgebung. Zu seiner Einsamkeit, zu der Eintönigkeit der langen Strecke, die sich in der Ferne verlor, deren blanken Gleisen er so oft mit den Augen und Gedanken folgte. „Zyssssyssssyssih" sang der Goldammer herunter, wenn der Mann mit seinem Spekulieren bis an den düstern Wald hinten gekommen war oder sich in der weiten Ebene drüben verlor.

Dann schaute er zu dem Vogel hinauf, der mit gestellter Holle und den Schwanz schlagend oben saß, und bei dem bescheidenen Lied nahmen seine Gedanken eine andere Richtung an.

Der Goldammer wußte nicht, daß er Gutes stiftete mit seinem mißachteten kleinen Lied. Er schnurrte von der Telegraphenstange herunter in Bahnwärters Garten, wo er einen halben Engerling unter einer Scholle fand. Den brachte er seiner brütenden Gattin. Die deckte mit ihren Flügeln fünf stumpfe, glänzende Eier, trotzdem sie hübsch anzusehen waren mit ihrer feinen schwarzrötlichen Zeichnung auf graugespritztem Grund. Es kam ihr nur darauf an, sie warm zu halten. Bis eines Tags ein ungeduldiger

33*

J. Atkinson. *Arthington (Yorkshire), August 1903.*

Brütender Goldammer.

kleiner Schnabel das buntbemalte Gefängnis sprengte und ein nasses ungeheuerliches Etwas ihr unter die Flügel kroch. Das wiederholte sich denselben Tag und den nächsten noch zweimal. Die hübschen bunten Schalen flogen über den Nestrand, die häßlichen kleinen Dinger aber machten sich's warm und bequem und fingen an, durch Geschrei zu diktieren, was zu geschehen habe. Und die Eltern gaben dem nach. Brachten ihnen Maden und Käferlarven, Raupen vom Weißling und stückweise die ersten Maikäfer. Bis sie sie so weit hatten, um sie das Fliegen zu lehren, erst oben auf die Hecke, dann weiter auf die nächsten Büsche, schließlich auf die Telegraphendrähte, wo die Sprößlinge frech und weltunsicher zugleich, dicht aneinander gedrängt saßen und viel schrien und verlangten, weil sie noch wenig wußten und konnten.

Bahnwärters Katze aber spürte, daß ihre Zeit gekommen war und paßte scharf auf. Und eines Morgens, als sie, wie oft, unhörbar und scheinbar achtlos an der Hecke entlang strich, nahm sie den Nestling, der eben als letzter den andern nachfliegen wollte, mit einem Satz von Weiß-

R. Schelcher. *Göppeln, Mai 1909*

Goldammer am Nest.

Graf Münster. *Berbisdorf, Juli 1909.*

Goldammer.

Weibchen am Neſt. Männchen, die Jungen fütternd.

dorn herunter, trug ihn ein Stückchen weit, bis ſie ſich ſicher wußte, und verzehrte ihn, knurrend vor Befriedigung.

Nicht lange darauf ſaß die Goldammer wieder auf den Eiern und die Jungen der erſten Brut waren in der Umgebung zerſtreut. Es war manches anders geworden rund herum, alles Grün dunkler und dichter, die Mittage heißer und ſtiller. Der Weißdorn hatte längſt abgeblüht, ſchon löſten ſich leiſe die Blätter der Wegroſen und ſanken zu Boden, des Morgens ſtand der Tau in ihren duftenden Schalen, die überall auf der Erde lagen und von der Hecke herabrieſelten. Im Garten vor dem roten kleinen Haus flogen die Weißlinge, ſtanden die Pfingſtroſen weit offen. Die Ebene flimmerte, hin und wieder kam der Grauammer herüber, ſaß ſtill wie ein Fremdling einen Augenblick auf den Telegraphenſtangen und flog lautlos wieder ab, wenn der Bahnwärter aus ſeinem Häuschen trat. Der Wald ſandte oft eine Woge ſchweren Harzduft herüber oder ein einſames Droſſellied.

Der Goldammer flog jetzt gern hinüber zu den grünen Wieſen, in denen das Gras hoch ſtand und allerlei Nahrung auf ihn wartete. Da ging er gebückt zwiſchen den langen Halmen, las kleine Käfer ab, die daran ſaßen und weiche Raupen, zauſte ein grünes Heupferd zu Tode oder

K. Spengler. *Rothehütte (Harz), August 1909.*

Goldammer am Neſt.

holte ſich die Samen vom Knöterich und harte kleine Grasſamen, indem er, darauf ſitzend, die Ähren zur Erde bog und ausklaubte. Hatte er genügend Körner geſpelzt, ſo ging's noch weiter hinein in die Wieſen bis zum Waſſer. Dort nahm er ein Bad und ſetzte ſich zum Abtrocknen auf eine der Weiden. Da lag er halb auf einem Zweige, das Häubchen geſträubt, den Schnabel offen und den Schwanz auseinandergefaltet, pludderte das Gefieder auf, daß die nackte Haut zwiſchen den naſſen Federbüſcheln frei lag und ſonnte ſich.

Als auch die zweite Brut ausgeflogen war, zog das Pärchen ganz in die Wieſen hinüber und das Bahnwärterhäuschen ſah ſie von nun an nur noch als Gäſte, wenn ſie des Abends herüberkamen, um in der gewohnten Hecke zu übernachten und des Morgens früh wieder abzogen. Der Wärter war zu der Zeit ſchon auf und begrüßte ſeine Vögel, wenn er den erſten Zug erwartete oder ſeine paar Sommerblumen goß.

Bald aber kamen ſie gar nicht mehr. Sie waren von den Wieſen weitergezogen, nach den Hügeln zu, wo auf den Feldern das erſte Getreide reif wurde. Dort hielten ſie ſich jetzt am liebſten auf. Als der Weizen geſchnitten war, kamen ſie im Zuge der Verwandten auf die leeren Felder und folgten

M. Steckel. *Slawentsitz, Februar 1909.*

Goldammer auf kahlem Ast.

den Spuren der ausgefallenen Körner, später den Dreschern in die Tennen. Dort balgten sie sich mit Sperlingen und ihresgleichen um Bettlerbrot und wurden fett dabei. Sie blieben auch in der Nähe, auf den Feldern, als mit dem Frühherbst die Mauser kam und sie faul zum Fliegen machte. Da sah man oft ein Goldhäubchen über einer braunen Furche auftauchen, wo sie träge saßen oder ihrer Nahrung nachgingen, bis der Morgen wieder zum Abend wurde und sie sich aufmachten in die Hecken und Zäune der Umgegend, in Kornfeimen oder wo sie sonst einen Unterschlupf fanden, der den Herbstwind abhielt.

Es war spät im Jahr geworden. Die Ebene brannte in heißen, dunkeln Tönen, braun und gelbrot, wo das Gras trocken gestanden hatte, die Wolken hingen graurot darüber, als bärgen sie noch ein letztes Sommergewitter. Violett schimmerte die nackte Ackerkrume, selbst das Grün im Moor sah fahl und alt. Der Sturm pfiff über das Flachland und orgelte dunkel im Walde.

So trieb er's mehrere Wochen und verschlug die Vögel nach den Gehöften zu. Der Goldammer ließ sich's aber nicht nehmen, dazwischen eine Stunde auf einem freien Plätzchen zu dichten, wenn der Regen nachgelassen hatte und der Wind ihm den Atem dazu ließ. Der ließ ihn freilich oft nur

O. Pfaff. *Leipzig, November 1908.*

Goldammer auf kahlem Birnbaum.

ansetzen, dann wehte er das Liedchen samt dem Vogel von der Höhe herunter und trug beide ein Stück weit fort.

Eines Morgens nach einer wüsten Nacht war der Sturm still geworden. Über den Feldern lag es weiß, in unregelmäßigen Streifen hingepeitscht. Es war Ruhe geworden, aber die Ruhe der Erschöpfung, die neuen Sturm in sich trug. Die ganze Natur lag nachdenklich still, sie wartete auf etwas.

Mittags fing es leise an zu schneien. Leise, erst in kleinen Flocken. Den ganzen Nachmittag schneite es fort, als wollte der Himmel die Erde einspinnen, doch die schweren Schneewolken hingen immer tiefer herab, sie fingen erst an, sich zu entladen.

Allmählich wurden die Flocken größer, eine legte sich zur andern, weich und leise, unermüdlich. Sie hatten noch viel zu tun diese Nacht. Eine dicke Decke über die Felder, Bäume und Büsche einkleiden, Gräben füllen und Hütten verbauen. Sie dichteten während sie fielen, sie wandelten die Welt. Aber es eilte. Rasch und rascher kamen sie, größer und größer. Und schließlich fingen sie an zu tanzen. Sie mußten gehorchen, der Wind nahm sie mit. Und der Wind wurde zum Sturm, trieb sie heulend vor sich her, jagte sie im Wirbel, warf sie klatschend an Häusermauern, einseitig an die Stämme im Walde, verwehte Weg und Straßen und legte die Richtbäume um.

Es war kein Raum mehr zwischen Himmel und Erde, nur Schnee und Sturm. Dabei wurde es dunkel. Mensch und Tier hielt sich versteckt, keiner mochte in dem Unwetter draußen sein.

Keiner?

Der Sturm heulte und sang. Da klingt's an der Straße „zitz, zitz" und leiser „schürr" im Brausen des Windes, fern und unsicher, wie zufällig in sein Lied gekommen. Doch es kehrt wieder: „zitz, zitz," ein Stückchen weiter an der Straße. Dann verschlingt es der Sturm und die Nacht.

Der Morgen treibt die Verschlagenen halb ohnmächtig in die Nähe der Menschen.

Als der Februar wieder kam, flogen zwei Ammern über den Bahndamm und machten sich drüben an den Büschen zu schaffen. Es ging Tauwind, der Schnee war weg, überall rieselte und sang es. Der Bahnwärter trat aus seinem Häuschen und sah sich um, die Luft ging ihm lau ums Gesicht. Da sah er den Ammer auf einer Telegraphenstange sitzen, den gelben Schopf gezaust vom Winde, die Federn verblasen. Aber er sang. Er sang zum ersten Male wieder.

Der Frühling kommt!

R. Zimmermann. *Rochlitzer Berg, Mai 1909.*

Goldammermännchen, nach Futter suchend.

Die Märzente.

Von Fritz Bley.

Die Wussower Seen brüllen nachts, Sägemüllers Fensterscheiben haben sich vom Froste Blätter aus der Braunkohlenzeit aufmalen lassen, das Röhricht knistert und raschelt vor Frost in der windstillen Luft, Mühlenrad und Wassergang sind eingeschlafen. Gestern noch dampfte auf dem großen See am Oberfließe eine Wuhne. Heute ist auch die zugefroren, und nur im Unterfließe, wo aus dem Langenberge Sprind um Sprind in der Wiese zutage treten, ist jetzt noch offenes Wasser.

„Paak, paak!" Da geht's jetzt lustig zu! Schubbheidi! Die Grauen stürzen senkrecht nieder, recken den Bürzel in die Höhe und — schubb! — sind sie gründelnd hinunter. Schubb, wieder hoch: zwei köstliche Eicheln im Schnabel!

„Kaaak!" ruft ein alter Entvogel, der von ferne lustig herbeigeflogen kommt und mitten unter die Schar einfällt. Er ruschelt sich das zartgraue weißgewellte Unterkleid zurecht, stellt die gekrümmten Steißdeckfedern hübsch auf und prahlt mit seinem stahlgrünen Kragen und dem weißen Halsringe unter den Enten umher. Dann reckt er sich auf, schlägt mit den Schwingen, legt die schönen blauen Deckfedern wieder zurecht und macht sich nach Möglichkeit niedlich. Aber da das gefräßige dumme Weibervolk von ihm noch gar keine Kenntnis nimmt, stürzt auch er, gründelt und kommt mit einer Eichel wieder hoch. Ei, ei, das ist was Feines! Und da unten liegen so viele! Überhaupt, Alles was wahr ist: dies Wussower Fließ ist die anständigste Gegend für Enten ringsherum! Namentlich zur Winterszeit! Hier wird man nicht gleich, wenn man morgens herbeistreicht und einfällt, mit Schrot bespritzt, wie drüben in Grimnitz und Wornow und Kockenhagen und Voigtsfelde und gar bei den Bärwalder Bauern! Schubbheidi! Hinunter, herauf: wieder eine Eichel! Wo die nur alle herkommen mögen? Die nächsten Eichen stehen doch weit drüben am Berge! Aber das ist alle Jahre hier so. Schubbheidi; hinunter, herauf: wieder eine! Alle Jahre ist's hier so: wenn überall die Nahrung knapp wird, hier in Wussow finden Entvogel und Ente immer gedeckten Tisch. Wasserkraut fehlt ja auch an diesen sprindigen Stellen nie. Und vom herbstlichen Seggesamen findet sich immer noch ein Körnlein.

„Kaaak!" ruft der alte Entvogel nochmals, und heftig schlägt er mit den Schwingen. Diesmal aber hat der Ruf einen ganz andern Ton. Zorn

M. Behr. *Cöthen, Oktober 1908.*

Gründelnde Wildenten.

und Ärger liegt darin. Und da steht er auch schon flutschend auf, steigt schwerfällig steil aufwärts und streicht dann mit zunehmender Schnelligkeit einem andern entgegen, der sich eben auf seiner Wuhne häuslich niederlassen wollte, jetzt aber schleunigst abbiegt und Reißaus nimmt. Im Verfolgen versetzt der Alte dem Frechen, den er neulich erst in hartnäckigem Beißkampfe zu Fuß erledigt hatte, ein paar tüchtige Schnabelhiebe, und dann kehrt er zu seinem Wuhnenglücke zurück. Dort ist die ganze Gesellschaft durch den erneuten Kampf der beiden Entvögel nun doch in Aufregung versetzt worden. Umsonst haben ja auch die Herren Erpel ihr schönes Staatskleid nicht angelegt; und wenn sie auf Liebesgedanken kommen und einander zornig bekämpfen, so verfehlt das schließlich seine Wirkung auch auf die Enten nicht.

Da hat das Spiel schon begonnen! Kaaak! Was er hat, was er kann, jagt der alte Entvogel hinter einer Ente her. Aber schon an der Waldecke überholt er sie und übernimmt schicklicherweise die Führung. Jetzt hoch über den Kienberg weg, um den großen See herum und dann wieder zurück —

Graf Münster. *Guteborn, September 1909.*

Stockenten.

o, was ist die Welt schön im herrlichen Frostkleide des Hornung! Aber am allerschönsten ist es doch hier auf der Wuhne im Unterfließe, auf der das Pärchen nun wieder einfällt! Kaaak! Der Entvogel ist so verliebt in die hübsche schlanke Jährlingsente, daß er sie auf das Eis zu treiben versucht, um sich dort das Jawort zu holen. Aber sie witscht ihm immer wieder aus und flüchtet sich mitten hinein unter die andern.

Die schwimmen jetzt, leise schnatternd zusammen. Gack, jack, jack, gack! Da wird auch der Entvogel aufmerksam und steuert den Vorsichtigen nach. Und plötzlich: blubb, blubb, blubb, blubb, duddu, duddu, duddu, wurrrr, wurrrr — pchch, pchch, pchch! Da sind sie hin! In weitem Bogen um die Waldecke herum, über die Wornowschen Seen weg, um Voigtsfelde herum.

„Kommen Sie nur fort!" sagt der Förster, der am Stamme einer starken Kiefer lehnend dem munteren Treiben der Enten zugeschaut hatte, zu dem Gutsinspektor. „Wir wollen ihnen schnell einen Rucksack voll Lupinen schütten. Sie werden nicht lange bleiben, drüben haben sie ja nirgends offenes Wasser!"

Richtig, da kommt die ganze Sippschaft auch schon wieder in langer Reihe um den Wald herum; aber sie kreist erst noch ein paarmal, ehe sie wieder einfällt. An den Förster ist sie ja gewöhnt; der kommt öfter hier vorbei und ist nicht so schlimm, wie die andern zweibeinigen Raubtiere, namentlich wie die halbwüchsigen, die hinter den Kühen herlaufen.

„Meinen Sie nicht, daß die Enten uns gewittert haben?"

„Aber! Wie soll denn der Vogel mit seinem harten Schnabel wittern können!"

„Von der Märzente glaube ich das doch! Wenn man sie unter Wind beschleicht, kommt man ganz nahe heran, mit Nackenwind werden sie immer unruhig und stehn auf, wie eben!"

„Aus dem einfachen Grunde, weil sie dann jedes leise Rauschen der Kleider vernehmen. Die Ente ist doch ebenso feinhörig, als sie scharfsichtig ist!"

„Das mag freilich sein! — Haben Sie den Entvogel beobachtet? Die Reihzeit muß bald beginnen! "

„Sagen Sie lieber: sie ist da! Wenn ein Jüngling sich vor dem Spiegel schniegelt und bügelt, so hat er Tanzstundensehnsucht. Der Entvogel macht es genau so: wenn er sich den Hochzeitsstaat anzieht, so geht der Rummel los! — Sehn Sie, da jagt er schon wieder mit einem andern Erpel hinter der Ente her!"

„Ein Prachtkerl!"

„Na ja, ich lasse es ja gelten, daß man sich jetzt ab und zu einen zum Ausstopfen schießt. Aber wie sie es drüben in Grimnitz und Kockenhagen treiben, das ist doch ein Skandal! Wo sollen denn die Enten herkommen, wenn man sie in der Reihzeit verjagt? Wenn es nach mir ginge, dürfte vom ersten Hornungs ab keine einzige mehr geschossen werden!"

„Haben Sie dies Jahr wieder neue Schutzlöcher angelegt?"

„Unten im Kuckucksvenn lasse ich Gräben ausheben und die Erde zu Rücken aufwerfen, die ich mit Korbweiden bepflanze. Den Rand besetze ich mit Fichten. Das gibt einen schönen Brutstall, und nach zwei Jahren kann ich schon die ersten Ruten zu Körben schneiden lassen."

„Die können wir gut gebrauchen!"

„Nicht wahr? Und die Enten auch! Aber die Hauptsache müssen Sie tun! Geben Sie den Weibern die Erlaubnis zum Ausjäten des Grases in den Gräben nicht vor dem Heuet! Dann jagen Sie die Enten nicht mehr ins Getreide und vor die Maschinenmesser! Und lassen Sie unten im Fließe an den sauersten Stellen das Gras bis zum Heuet stehen. Es gibt ja doch nur Streu, aber den Enten bietet es dann Schutz! Aber Sie können ja nicht leben, wenn die Wiese nicht so ratzekahl geschoren ist, wie Ihr Kopf beim Barbier!"

A. Schrammen. Graf-Werder bei Stralsund, Juni 1900.

Brütende Märzente.

„Schlagen Sie Ihre Kiefern denn nicht auch ratzekahl herunter?"

„Na, hören Sie wenn Sie glauben, daß mir das Spaß macht, dann sind Sie auf dem Holzwege! Wenn es nach mir ginge, gäbe es überhaupt nur geplenterten Mischwald! Nutze ich nicht jedes Loch zu Laubkulturen aus? Umsonst haben wir doch hier nicht den guten Rehstand, und meine Fasanen und Enten können sich doch wohl sehn lassen!"

„Na, also gut: Sie können die Stellen bezeichnen, wo das Gras im Fließe stehen bleiben soll!"

„Dann passen Sie mal auf, was für Enten wir da haben werden!"

Durch die Wipfel hoher Föhren und Eichen fällt das Licht der Vormittagssonne auf den verschneiten Wald.

„Kaaak!" schreien draußen über dem Fließe die reihenden Entvögel. „Kaak!" — — „Kaaak!"

* * *

Im Wussowschen Walde ist mancher offene Tümpel, den der Förster an den Rändern mit dichten Werftweiden umpflanzt und durch Saatkugeln mit Röhricht besetzt hat. Das gibt mit seinen ersten grünen Schossen dem Rotwildtiere, das in einem solchen Versteck seinen heimlichen Stand nahm, willkommene Zuckerspeise und bietet der Ente schöne Deckung zum Brüten. Die große Hirschmutter kennt das Nest und guckt manchmal hinein. Aber die Ente weiß, daß die ihr nichts tut; sie hat ja selbst ein Kalb und weiß, was heimliche Mutterliebe zu fürchten hat. Also brütet die Ente darauf los, wendet fleißig ihre blaßgrüngrauen Eierchen, die sich immer voller anfühlen, bis, ehe der Mondwechsel herum ist, die kleinen olivbräunlichen Jungen ausschlüpfen, die sofort in Wasser und Schlamm herumschnattern. Bald sind sie nicht allein. Eine zweite Ente brütet auf dem Kopfe einer Weide an demselben Tümpel. Als ihre Kleinen ausgeschlüpft waren, trug sie sie im Schnabel hinunter aufs Wasser. Dort haben sie's gut: keine Ratte im ganzen Loche, kein Hecht und kein Wiesel! Dagegen wimmelt es hier von Stechmückenlarven, die als Puppen an die Oberfläche steigen. Das gibt ein lustiges Gründeln für die Entchen. Alles wird durchschnattert und durch die feine Zähnelung des Schnäbelchens gezogen, um dann verschluckt zu werden. Von früh bis spät ist die lustige kleine Gesellschaft gefräßig, und nur in den Mittagsstunden sonnt sie sich auf einem trockenen Plätzchen neben der Mutter. Die freut sich, daß es in diesem Jahre so viele, viele Mückenlarven gibt, die doch die köstlichste von allen Gaben des Himmels sind. Denn was sollte ohne diese Brut aus der Entenbrut werden! Die Menschen sind schlecht! Wo sie sich einnisten, gießen sie stinkendes Öl auf die Tümpel, um die Mücken am Ausschlüpfen zu verhindern. Im vorigen Jahre hatte auch die Kälte die Entwicklung der Larven verhindert; da starben der Alten

M. Behr. *Trebbichauer Busch, Mai 1908.*

Märzente, vom Neſt abſtreichend.

W. Köhler. *Berlin und Tegel, Mai 1909.*

Märzente. Erpel und Ente auf dem Wasser.

ihre mit so liebevoller Wärme ausgebrüteten Kleinen vor Hunger dahin. Zum Erbarmen war's! Vierzehn Stück oder so ungefähr hatte sie ausgebracht, aber eins nach dem andern kümmerte und ging ein. Dies Jahr aber ist fein! Feuchter März und warmer Mai: nein, ist das ein Geschnatter hier auf dem Loche! Die grüne Entengrütze ist ganz zerwühlt und die Kleinen haben sich am Rande im Grase ordentliche Steige getreten; denn sie machen nun schon von selbst kleine Ausflüge. Die Alte hat schon ihre Not, sie zurückzuhalten; und sie sind doch noch so schrecklich dumm! Neulich hatten sie sich auch weit weg vom Tümpelufer gewagt, da kam der grüne Mann mit seinem braunen Hunde. Der streckte den Bürzel ganz steifsteif weg, hob einen Schwimmer auf und streckte den Schnabel vor den Jungenten aus. Aber er tat ihnen nichts, und der Grüne rief ihn zurück. Aber der Hund ist schlimm, sehr schlimm! Sobald nun die Entchen noch ein bißchen größer sind, daß sie sich vor dem Schnapphechte und dem Raubvogel zu hüten verstehen, wird die Alte mit ihnen auf das Fließ hinabwandern und dann nachts über den Berg auf den großen See ins hohe Schilf. Lange kann das ja nicht mehr dauern; denn sie nehmen nun zusehends zu hier bei der köstlichen Atzung von Mückenlarven und dem Samen des flutenden Süßgrases, ihrer Lieblingsäsung! Draußen auf dem See wird es dann Kaulquappen im Röhricht geben und Schnecken und Kleeblättchen in der Wiese und lange dicke Tauwürmer, die im Mondschein spazieren kriechen, und Fischbrut und Jungfrösche dazu! Alles, alles können die lieben kleinen Enten fressen! Ach, das Leben wäre wunderschön, wenn nur nicht Alle, Alle die lieben kleinen Enten fressen wollten! Da ist der Hecht und der furchtbare Habicht, die eklige, freche Krähe, das blutdürstige Wiesel, der stänkerige Iltis und der Fuchs: alle wollen sie die armen Enten fressen! Aber das schlimmste Raubtier ist doch das lange zweibeinige grüne mit seinem braunen Hunde!

Dort ist er schon wieder! Geräuschlos ist die Alte unter das Wurzelwerk eines Werftweidenstrauches geglitten und leise piepend und quäkend schwimmen die Jungen herbei oder paddeln sich durch das Kraut zu ihr heran. Der Hund steht noch immer vor. Immer näher rückt er an das Ufer heran. Die Alte meint, daß ihr Gefahr droht. Quäkend steht sie auf, flattert ängstlich über den Hund hin und schwärmt dann, als dieser vom Förster abgerufen wird, in immer größeren Kreisen herum. Erst als sie sieht, daß der Förster mit anderen Zweibeinigen, die unten rund und breit sind, und mit seinem Hunde fortgeht, fällt sie wieder bei ihren Jungen ein, die sich piepend zu ihr heranarbeiten.

Hier wird's ungemütlich! Sobald die Kleinen die zweite Schnur der Deckfedern geschoben haben, wandert sie aus: das steht nun bei ihr fest!

W. Köhler. *Berlin, Mai 1909.*

Märzente, ihre Jungen führend.

Aber schließlich beruhigt sie sich. Anderswo ist es doch viel, viel gefährlicher als in diesem hübschen Verstecke. Und von allen schlechten Menschen ist dieser Förster der schlechteste noch lange nicht: er hat doch wieder seinen Hund abgepfiffen!

* * *

Der Hochsommer ist da! Die schlimmste Not ist überstanden. Die Jungen sind flugbar und mit der Mutter auf den See gewandert, wo sich mehrere Schoofe zu einer Schar zusammenziehn. Auch die Entvögel haben die Rauhzeit hinter sich, in der sie nicht fliegen konnten und die dichsten Moraſtverstecke aufsuchen mußten. Sie tragen jetzt ihr schlichtes Herbſtkleid, das die Aufmerksamkeit böser Feinde weniger auf sie lenkt, als das prahlend lebhafte Hochzeiterkleid. Tagsüber liegen die Scharen auf dem Wasser. Aber wenn die Sonne nach dem heißen Tagewerke glühend hinter dem Dunste des Waldsaumes niedertaucht und die ersten bleichen Nebel aus den Wiesen aufsteigen, dann hebt sich Schar um Schar aus Schilf und hohem

Steenhuizen. *Voorschoten, April 1905.*

Brütende Märzente.

Wiesengrase auf und zieht in langen Flügen am Abendhimmel hin den lockenden Haferfeldern oder noch lieber den köstlichen Gerstenschwaden zu. Mit ihrem einzigartigen Scharfblicke erkennen sie aus weiter, weiter Ferne, wo tagsüber die Schnitter eine Gerstenbreite auf die Schwad gelegt haben; und pfeilschnell streben sie sausenden Fluges diesem Felde zu. Aber ehe sie einfallen, umkreisen sie die Schwad wieder, immer wieder, bis sie endlich Vertrauen fassen und sich geräuschvoll niederlassen. Einen Augenblick noch sichern sie. Dann verkündet das laute „Kaak!" eines alten Entvogels, daß die Mahlzeit beginnen kann und alt und jung gibt sich dieser lustigen Arbeit hin. Was so ein alter Entvogel dabei nicht alles zu erzählen weiß! Man glaubt gar nicht, wie ausdrucksvoll sein leises Schnattern ist!

Da blitzt es aus einem mit Gerste bedeckten Loche auf, und heißes Schrot spritzt mitten in den dichtesten Haufen. Ein paar Enten zappeln am Boden. Entsetzt stehn die andern auf, aber ehe sie hoch kommen, blitzt, knallt, raucht, stinkt und spritzt es noch ein paarmal; und dann kommt ein großer Hund, schnappt nach den flügellahm Geschossenen und trägt sie seinem

O. Pfaff. *Leipzig, April 1907.*

Legende Märzente.

Herrn in dem Loche zu. Der ist inzwischen aufgestanden und drüben steigt ein anderer lachend aus seinem Loche, der auch drei oder vier Enten auflieſt. Doch schnell verstecken sich beide wieder und auch der Hund klettert zu seinem Herrn hinunter.

Puji, puji, pui, pui! Schon wieder kommen andere Enten gezogen, kreisen über dem Felde, fallen ein und gehn in die Gerste. Wieder Schüsse und Entengeschrei, polterndes Aufstehn, hastiges Quäken, fallende Enten und pfeifender Flug, der in der Abendstille verklingt. Langsam steigt der Mond über das Feld herauf.

Da kommt eine dritte Schar gezogen. Sie kreist länger und vorsichtiger als die andern beiden. Drüben in Kockenhagen hat sie schon Dampf gekriegt und ein halbes Dutzend Tote gelassen. Aber schließlich fassen sie Mut und fallen ein. Diesmal warten die Jäger aber nicht, bis sie am Boden sind, sondern geben auf die Niedergehenden, die sich vom Himmel noch gut abheben, Feuer. Mit wildem Gepolter donnert die ganze Schar davon. Aber drei liegen tot am Boden, und zwei andere greift der Hund.

„Das hat gelohnt!“ meint lachend der Inspektor.

„Und morgen lohnt es noch einmal!“ antwortet der Förster.

„In drei Tagen haben wir Vollmond! Solange werden sie wohl kommen! Wir setzen uns dann hinter die Hocken!“

„Machen wir! Aber Sie sollten sich den Mond in den Rücken nehmen; da haben Sie besseres Licht!“

„Wollen wir es nicht auch mal mit dem Früheinfalle im Fließe versuchen?“

„Wenn ich raten darf, nicht! Sehn Sie: hier auf der Gerste tun Ihnen die Enten Schaden. Und wer weiß überhaupt, woher die kommen! Meilenweit meistens! Wenn sie satt sind, kehren sie heim, wer weiß, wohin! Die nehmen wir also, so viele wir nur herunterholen können. Aber die morgens, von unserem oder fremdem Felde kommend, auf dem Fließe oder den Wiesen einfallen, die wollen wir doch schonen; denn die haben doch die Absicht, bei uns zu bleiben. Die können wir uns dann im Herbste holen, wenn sie hübsch voll und schwer sind!“

„Hören Sie, Förster, das ist eigentlich die allerschönste Entenjagd! Denken Sie noch an den Oktobermorgen im vorletzten Jahre, als die Hirsche am Kienberge schrien und die beiden Birkhähne auf der nebeligen Wiese kullerten und die Enten Schoof auf Schoof vom Felde zurückkehrten und auf den Blänken neben uns einfielen? Herrgott, war das ein Flügelpfeifen, Klatschen, Klingeln, Knäcken, Schwirren, Quarren, bis ich endlich dazwischen schoß!“

„Hätten Sie lieber nicht geschossen und gewartet, bis der Hirsch zu Holze gezogen war, der oben an der Brandschonung schrie!“

„Wenn es nach Ihnen ginge, käme ich überhaupt niemals zu Schuß!“

„Na, ich denke, Sie haben heute abend Ihren Galgen voll genug!“

* * *

O, Mütterchen, Mütterchen, was soll nur werden? Heute lebt der ganze See! Draußen ein Kahn am Rande des Rohres, hier einer mitten drin. Und der ganze See voller Kähne! Dort fährt einer ins Röhricht und dort und dort!“

Die alte Ente schweigt. Sie weiß schon Bescheid! Schon zweimal hat sie dies erlebt und nicht immer sind aller guten Dinge drei. Schon als sie mit ihren flugbaren Jungen hier den Kockenhagener See bezog, fiel ihr auf, daß in das Röhricht rechtwinkelige Schneusen gehauen waren. Wenn sich ein Kahn auf die Spitze dieses Winkels stellt, können zwei darinsitzende Jäger nach links und rechts hin die Schneuse beschießen. Und wieviele solcher fürchterlichen Übergänge sind in dem Rohrwalde, der bisher den armen Kinderchen so schönen Schutz geboten hat! Da wird man fleißig tauchen,

W. Kuhnert. Berlin, Verl.

Märzente. Fünf Erpel am Ufer.

W. Köhler. *Bei Berlin, Oktober 1908.*

Pärchen Märzente.

unter Geknäck und Kraut sich verstecken müssen! Aber dann kommen die Hunde, die bösen Hunde, die alle aufstöbern und greifen, was sich nicht hinaustreiben läßt.

Vorsichtig sammelt die Alte ihr Schoof um sich und überlegt. Soll sie warten, bis die Gefahr unentrinnbar wird? Dort draußen in den Kähnen kommen sie gezogen mit Feuerspritzen und Hunden, langhaarigen und glatten. Um den Leib geschnallt haben sie braune Dinger, darin stecken grüne und rote Pflöcke. Wenn sie die in die Feuerrohre stecken, blitzt, knallt, stinkt und spritzt es den Enten den Tod ins Gefieder. Und dazu fressen die zweibeinigen Raubtiere tote Schweine, die zerhackt und in ihre eigenen Därme gestopft in den Rauch gehängt sind, und tuten auf den blanken Flaschen, aus denen sie brennendes Wasser trinken. Und dabei rühmen sie sich grölend, wieviele Enten sie dort geschossen haben und wieviele dort, und schimpfen dann noch dazu, daß es immer weniger werden von Jahr zu Jahr!

Die Alte kennt diese Feinde schon. Es ist eine weitverzweigte Bande von Förstern, die hier alle Jahre den Kockenhagener See bejagt. Weil sie

R. Zimmermann. *Rochlitz, Januar 1909.*

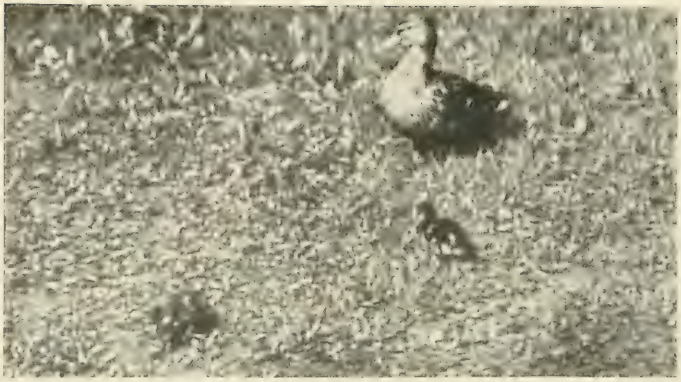
Fliegende Märzenten.

dabei ganz unter sich sind, nennen sie es „die Exzellenzenjagd". Und mit allen Nichtswürdigkeiten betreiben sie die!

Quääk, quääk — bautz, bautz! Da liegen schon zwei arme Enten, und zwei Köter sind aus dem Kahne gesprungen und holen sie herein. Hier gibt es nur eine Rettung! „Kinder gebt acht! Ganz still heraus, steil in die Höhe, rechts über das Rohr herum und über die Fichtenschonung. Gelingt es, sind wir durch!"

Es gelingt. Geschrei hüben und drüben. Ein Hagel von nachgesandtem Schrot. Weit, weit drüben auf dem Wussower Fließe erst fällt das Schoof ein und die Alte gackert leise von einem zum andern und stellt fest, daß sie alle beisammen hat bis auf das Nesthäkchen, das sich nicht herausgetraut hat, als es das Leben galt. Kack, jack, jack — gäck!

Drüben aber geht es von Schneuse zu Schneuse. Überall Schüsse, Entenschreie, planschende Treiber und tauchende Hunde, abermals Schüsse und Freuderufe. Dann fahren alle Kähne zusammen und es wird stille über dem See. Abends kommt der Fuchs und hält Nachlese im zertretenen



W. Köhler. *Berlin, Mai 1909.*

Alte Märzente mit Jungen auf dem Lande.

Rohre, und der Mond schielt aus dunkelm Gewölke herab auf Reinekes lichtscheues Treiben. Quääk! Blubb, blubb, blubb! Da hat er eine! Die andere drüben tauchte vor ihm weg. Aber als sie den Schnabel unter einem Nummelblatte hervorstreckt, um ein bißchen Luft zu schnappen, hat der Spitzbube sie auch weg. Quääk! Mit zweien über der Schulter schnürt er lachend davon.

Am andern Tage wird der ganze Teich bejagt. Der Müller hat alles Wasser heruntergelassen. Trotzdem müssen die Räuber und Mörder bis an die Brust hinein. Die Schützen sind zwischen die Treiber verteilt und sie sehen schon aus wie richtige Verbrecher! Keinen ordentlichen Stiefel an den Beinen, nur lotterige Schuhe mit Löchern, aus denen das Wasser wieder herauslaufen kann und Leinenhosen darüber, die sie ja wohl den Vogelscheuchen gestohlen haben! Den Gürtel mit den roten und grünen Feuerpflöcken haben sie um den Hals gehängt und den Feuerpüster tragen sie senkrecht. Denn wenn einmal einer den andern ankratzt, so gibt es einen Höllenspektakel, als sei ihm das bitterste Unrecht geschehen. Aber die armen Enten müssen dran glauben!

Den Himmel empört es! Ein Bullkater zog sich zusammen und bricht nun mit Blitz und Donner los, gerade als die Schützenkette mitten auf dem Teiche ist. Aber die lassen sich nicht irremachen, an denen ist Pech und Schwefel verloren! Die Enten wissen gar nicht mehr aus noch ein. Aber die Räuber und Mörder blitzen und knallen mit dem Gewitter um die Wette und nehmen den Teich, als der erste Trieb zu Ende ist, gleich noch einmal kehrtmarsch im zweiten Triebe vor. Das gibt ein Entensterben, von dem der Schrecken noch lange umgehen wird unter allem, was gaakt und knäkt und kaakt.

M. Behr. *Cöthen, Oktober 1908.*

Gründelnde Märzenten.

Aber als die Unholde am Ufer im strömenden Regen die Gemordeten in eine Reihe gelegt haben, immer die zehnte um eine Halslänge voraus, meint der Dicke mit der roten Nase und den vier Augen, was der Räuberhauptmann von der ganzen Bande ist, dieser Gewittertrieb sei die schönste Exzellenzenjagd seines Lebens gewesen.

Ääk! — Ääk!

* * *

Reihzeit in Berlin: man muß es gesehen haben, um es zu glauben! Hinter dem Häusermeere versinkt nach einem schönen Märztage mit trübem Rot die Abendsonne. Da hält es den Entvogel am Neuen See nicht mehr. Schon lange macht er der schmucken Jungente den Hof. Jetzt treibt er sie auf; aber kaum sind beide flutschend aufgestanden, da jagt auch schon der Alte vom See mit ärgerlichem „Kaaak!" hinter dem Kurschneider und seiner Liebsten her. Klingelnd und pfeifend geht es um den Reichstag herum, am Ufer entlang, zum Kupfergraben, durch die Dorotheenstraße

M. Behr. *Cöthen, Februar 1909.*

Geläufe der Stockente am Wasser im Schnee.

O. Grabham. *Yorkshire (England), April 1905.*

Eben ausschlüpfende Märzenten.

zurück, hinunter zum Zoo, wieder herum, an der Schleuse hoch und dann an der Potsdamer Brücke nieder. „Kaaak!"

„Jawoll: Kaaak!" schreit oben auf der Brücke ein Berliner Junge, der lustig diesem Treiben zuschaut und den Enten ein Stückchen Semmel hinabwirft. Er kennt ja die Enten im ganzen Westen und fühlt sich als ihr ritterlicher Beschützer. Welche Empörung, wenn er im Sommer feststellen muß, daß von „seinen" zwölf Jungenten, die an der Löwenbrücke am Neuen See die Märzente führte, über Nacht die Ratten vorgestern drei und gestern wieder zwei geholt haben! Und die Freude, als im letzten Sommer seine Lieblingsente — wißt Ihr, die mit dem weißen Fleckchen an der Stirn! — ihre Jungen auf das Springbrunnenbecken am Bismarckdenkmale geführt hatte! Halb Jung-Berlin mußte er das zeigen, und wenn die Alte mit ihren Kleinen herankam, um sich mit Semmeln, Obst und dem Schinken von den Frühstücksstullen füttern zu lassen, so setzte er auseinander, daß diese seine Ente — —

„Deine? Woso denn? Die jeheert doch dir nich alleene?"

„Na has du se villeich zaerst jefunden?"

— — also daß seine Ente zeige, wie die Wildtiere vertraut und schließlich Nutztiere des Menschen geworden seien! Und ob es nicht herrlich sei, mitten in Berlin dies schöne Wild zu haben: die Märzenten und die so vertraut gewordenen Ringeltauben?

Steenhuizen. *Voorschoten, April 1905.*

Nest und Gelege der Märzente.

„Na jewiß doch!“

Ganz Jung-Berlin ist sich darin einig. Und die Alten auch. Selbst von denen, die wie wildgewordene Autos hinter ihren Geschäften herrasen, wirft doch an der Potsdamer Brücke oder am Reichstagsufer der Eine oder Andere einen freundlichen Blick hinunter auf dies letzte Stückchen freien Naturlebens im überhasteten Großstadttreiben.

Um so betrübender und empörender ist das Schauspiel, daß noch immer an der Wasserkante in den Entenkojen oder Pohlen der Fang zur Reihzeit gewerbsmäßig betrieben werden darf trotz der im Gesetze vom 14. Juli 1904

M. Behr. *Amrum, September 1908.*

Enten (Spieß- und Pfeifenten), über einer Vogelkoje fliegend.

gewährleisteten Schonzeit. Daß die Küstenbewohner von diesem Fange wirtschaftlichen Vorteil haben, sollte doch kein Grund für die Bezirksausschüsse sein, den Paragraph 3 Absatz c des genannten Gesetzes in Anwendung zu bringen und die Schonzeit aufzuheben! Die Klagen dieser Entenfänger über Schädigung in ihrem Erwerbe sind um so unberechtigter, als sie alle ja doch das Recht zur freien Wasservogeljagd haben, die Schonung zur Reihzeit also auch ihnen zugute kommt. Und sind denn überhaupt diese Entenfänge um ein Haar besser, als der nun endlich durch Reichsgesetz verbotene Dohnenstieg es war? Leider ist bei Beratung des Vogelschutzgesetzes versäumt worden, sie zu verbieten. Sie mochten zur Not geduldet werden in früheren Zeiten, als unsere Seen und Brücher noch von schwarzen Scharen der Enten wimmelten. Je mehr aber der Grünkopf zur Seltenheit wird, desto verwerflicher erscheinen sie! Und die Jägerwelt selbst sollte dies mit gebührender Entschiedenheit betonen. Oder will sie etwa warten, bis die Tierschutzvereine es ihr zuvortun und sie mahnen, des Jägers Ehrenschild auch dem immer mehr schwindenden Wasserwilde gegenüber hochzuhalten?

Der Kolkrabe.

Von Hermann Löns.

Der fettste Monat für das Raubzeug ist der Hornung; er beschert ihm reichlich an Fallwild.

Die Sonne hat dann schon Kraft und schmilzt den Schnee an; aber nachts gefriert er wieder und die Kälte überzieht die Schneedecke mit einer Eisschicht. Fällt dann Neuschnee, dann kann der Schnee zwei und drei Eisschichten übereinander bergen.

Unmöglich ist es dann für Hirsch und Reh, zur Bodenäsung zu gelangen; kümmerlich müssen sie dort, wo nicht voll gefüttert wird und wo sie kein Weichholz zur Genüge haben, sich mit saft- und kraftloser Äsung behelfen, kümmern und kommen ab.

Bei jedem Tritt zerbrechen die Schalen die harte Eiskruste des Schnees, das Stück beginnt an den Läufen zu klagen, fällt und steht nicht mehr auf.

Auch dem Hasen, den seine breitsohligen Füße über die mörderische Schneedecke tragen, geht es dann schlecht; nirgendswo findet er Äsung; so muß er an den beinhart gefrorenen Futterkohl, aber der bekommt ihm nicht, und elend muß mancher Hase verenden, wie denn auch Rebhuhn, Ringeltaube und Fasan an Äsungsmangel eingehen oder an ungenügender oder gefährlicher Äsung.

Fuchs und Marder geht es dann aber gut; reichlich ist ihnen der Tisch gedeckt und noch bequemer ist es ihnen gemacht als zur Satzzeit, wenn das Feld von Mäusebrut und Junghasen wimmelt; im Hornung brauchen sie die Beute nicht zu beschleichen, entschlüpft sie ihnen nicht; steif und tot liegt sie da und wer eine gute Nase hat, findet sie schon, ehe sie weithin wittert.

Darum hat alles, das wintertags in der Hauptsache auf Luder angewiesen ist, im Hornung Roll- und Ranzzeit; jeder Bau im Walde füchselt jetzt stark, denn die heiße Betze rennt und der Fuchsrüde sucht sie von Bau zu Bau; in der Forst erschallt das Ranzgekreische des Edelmarders und auf den Böden der Dorfhäuser das des Hausmarders.

Auch von dem Flugraubzeug paaren sich im Hornung die Arten, denen der Winter den Tisch deckt. An der sonnigen Talflanke des Gebirges kreist laut rufend das Steinadlerpaar; es hat den Winter über keine Not gelitten; seine scharfen Augen erspähten jedes Stück Fallwild, die Gemse im Latschengestrüpp, den Hirsch am Rande des Geröllgrabens und das Reh am buschigen Abhange.

Und noch einer ist es, der dem Winter nicht gram sein konnte. Der Kolkrabe ist es; er fand reichlichen Fraß, wenn er mit stolzem Adlerfluge dahinrudert und mit den scharfen Augen das Schneefeld abspähte. Aus doppelter Turmhöhe stieß er dann hernieder, jagte den Bussard mit furchtbaren Schnabelhieben von dem gefallenen Reh und die Krähen von dem verendeten Hasen, und selbst der Fuchs ließ die Lunte hängen und rückte aus, wenn der Rabe ihm Stoß auf Stoß versetzte.

Den ganzen Winter hat sich das Rabenweibchen umhergetrieben, da verweilend, wo es Fraß fand, weiterstreichend, wenn er zu Ende war. Am Flußufer hatte es den angespülten Lachs in einer Woche aufgezehrt, hatte im Bergwalde sich an einem gefallenen Hirsch gemästet, dort ein verendetes Reh bis auf die Decke und die Knochen verzehrt, da einen eingegangenen Hasen verspeist, und noch allerlei anderes gefunden, das sich mitnehmen ließ, auch manche Maus erwischt.

Nun aber fühlte es sich nach dem großen Bruche zwischen Geest und Moor hingezogen, wo es seit Jahren gehorstet und seine Brut aufgebracht hatte. Es flog den ganzen Tag, suchte zur Nacht eine dichte Fichte im Walde, sättigte sich an dem Kerne eines Fuchses, den der Förster auf der Lichtung liegen ließ, flog weiter und kam um die Uhlenflucht im Bruche an. Dreimal kreiste es über der wildverwachsenen Wohld, dann schoß es auf einen Birkenbestand zu, flatterte darin entlang und schwang sich in einer glattschäftigen, hohen Kiefer ein.

In der grauen Morgenfrühe, als das Rotwild noch nicht wieder aus der Heide zurück war, erwachte das Rabenweibchen; es schüttelte den Reif aus dem Gefieder, zupfte sich die Federn zurecht, stürzte sich aus der Krone der Kiefer fast bis zum Boden, flog durch den Birkenbestand und über die Rodung und stieg erst über der blanken Heide empor, wo kein Gebüsch, kein Baumbestand den Ausblick versperrte.

Es war noch alles dort so, wie sonst. Zwischen Heide und Bruch floß die flinke Beeke hin und her, ein gutes Wasser, denn leckere Forellen und Äschen gab es darin, und wenn sie laichten, waren sie bequem zu fangen.

Im Bruche kam sie mit der Ahe zusammen, einem faulen Flüßchen, in dem aber Hechte, Aale, Brassen und Döbel lebten. Zuzeiten ließ die Ahe ihre Ufer hinter sich, überschwemmte das Wiesenland, und wenn sie nachher wieder bescheiden wurde, dann brauchte der Rabe nicht lange nach Futter zu suchen, denn überall zappelten sich in den Lachen und Gräben Fische ab.

Das, was da hinten schimmerte, das war der Fluß, und der Wald an seinem Ufer, das war ein ganz besonderer Wald, denn jedes Jahr horsteten an vierzig Paare Fischreiher dort. Je nachdem es einem Raben nun Vergnügen machte, konnte er den Reihern die Eier oder die nackten Jungen stehlen oder unter den Geständen am Boden nach Fischen suchen, die den

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Drei Kolkraben am Luder.

Jungreihern entglitten, und manchmal lag dort auch ein Jungreiher, der das Übergewicht bekam, vom Horstrande stürzte und auf dem Boden barst.

Ferner waren dort hinten die Fischteiche; da gab es die fettesten Frösche weit und breit, und nicht selten fand sich dort ein abgestandener Karpfen, und vor dem Dorfe dort unten der weiße Fleck, das war die alte Sandgrube, da brachten die Bauern ihr verendetes Vieh hin, und in der Not war da schließlich immer etwas für einen Raben zu finden. Außerdem gab es in dem Bruche so viel Kleingetier, daß ein Rabenpaar nicht in Verlegenheit kommen konnte, wie es seine Brut satt bekommen sollte.

„Ruk, ruk," rief das Kolkrabenweibchen über das Bruch, und der alte Hegemeister, der mit dem Oberholzhauer über das Hauptgestell geht, lächelte und sagte: „Kiek, der Rauk is all wedder da! Jetzt wird es Früh-ling." Der Alte liebte den Raben und hegte ihn; er wußte, daß er ab und zu einen Junghasen aufnahm oder ein Birkhuhnnest bestahl, aber ihm war auch bekannt, daß er das kranke Wild ausmerzte und so der Seuchen-

verschleppung vorbeugte und daß er der Hauptfeind der Kreuzotter war und im Mäuse- und Engerlingvertilgen Hervorragendes leistete.

Aber nicht nur deswegen ließ er ihn in Ruhe, sondern weil er schönheitsfrohe Sinne hatte; das Herz lachte ihm in der Brust, hörte er den runden Ruf des Raben, der an uralte Zeiten gemahnte, da der Rauk noch Wodes heiliger Vogel war, der vor dem Dorfe horstete und der nicht litt, daß der Adler die jungen Lämmer und der Habicht die Hühner schlug, und wenn der alte Grünrock die Raben über der Wohld im Balzfluge kreisen sah, dann frohlockten seine Augen.

Zu langweilig war es ihm im Laufe der Jahrzehnte auf der Welt geworden; verhallt war des Wiedehopfes seltsamer Ruf, zerstoben der Blauraken Farbengeflimmer, verschwunden war der Schreiadler, der Uhu horstete nicht mehr in der Wohld und nur noch je ein Paar Kraniche und Waldstörche fristeten hier im meilenweiten wilden Bruche ihr Dasein, nachdem allerlei herzloses Volk, Schießer, Eiersammler und Bälgehändler die meisten von ihnen getötet oder vertrieben hatten. Darum schonte der alte Grünrock den Rauk, gönnte ihm im wildreichen Bruche die Jagd und labte sich an seinem stolzen Rufe und an dem Adel seines Fluges.

„Kiek, Konrades, nu sünd dat all twei!" rief er und zeigte nach den Bruchwiesen, über denen hoch in der Luft das Paar seine Kreise zog und von wo die Balzrufe zu den beiden Männern herüberschallten; laut und rund klang es: „Kulong, klong, klong, ruck ruck rack rack." Unter einer Fichte am Bestandesrande, deren tief herabhängende Zweige eine Laube bildeten und deren Tagewurzeln durch ein darauf gepflocktes Brett zu einer Bank gestaltet waren, machte der Hegemeister Halt: „Hier wollen wir frühstücken; ich bin ein bißchen müde."

Er setzte sich und ließ dem Oberholzhauer Platz neben sich, zog das Messer aus der Hosennahttasche und aß mit Bedacht; ab und zu nahm er das Glas vor die Augen und sah nach den beiden Raben, die immer noch laut rufend ihre Kreise zogen. „Nun ruhig," sagte der Hegemeister, „sie kommen auf uns zu! Sie haben den Fuchskern den ich vorvorgestern da liegen ließ, geäugt." Die Raben schraubten sich herunter, schossen an dem Luder vorbei, fuhren wieder empor, senkten sich abermals, stießen noch einmal auf und setzten sich schließlich.

Eine ganze Weile saßen sie da und drehten die Köpfe hin und her, daß ihr stahlfarbiges Gefieder in der Sonne bald einen blauen, bald einen grünen Widerschein sprühte, hüpften näher, sprangen zurück, betrachteten mit schiefgehaltenen Köpfen den balglosen Fuchs, flatterten noch einmal hoch und spähten das Gelände ab, und nahmen schließlich den Fraß an, mit den klobigen Schnäbeln lange Fleischstreifen von den Keulen und Blättern reißend und dann das Gescheide hervorzerrend und verschlingend.

R. B. Lodge. *Transsylvanische Alpen, September 1908.*

Kolkrabe an einem Pferdekadaver.

A. Bachmann. *Eyrarbakki (Island), August 1904.*

Kolkrabe, am Rande eines Sumpfs marschierend.

Das Männchen, das schon vorher eine abgestandene Barbe am Allerufer gekröpft hatte, war bald satt, flog auf die Spitze der krausen Hüteeiche, putzte den Schnabel, ordnete das Gefieder, blies die Kehlfedern auf, sträubte die Kopffeder, ließ die Flügel hängen, fächerte den Keilschwanz, und nachdem es einige Male hin und her getrippelt war und auf schnurrige Weise geschnalzt, gegluckst und geschluckst hatte, fing es an, seinen Gesang von sich zu geben.

Der Hegemeister bekam vor Vergnügen einen ganz roten Kopf und sein Begleiter hielt sich vor heimlichem Lachen den Leib, denn es sah zu verdreht aus und hörte sich zu lächerlich an, wie der stattliche Vogel da auf der Spitze der Eiche mit gesträubten Kopffedern und aufgeblasenem Halse dasaß, mit den Flügeln zitterte, mit dem Schwanz wippte und auf das allerzärtlichste die seltsamsten Schnalz-, Zisch-, Triller- und Pfeiftöne, aber alle ganz leise, von sich gab, ab und zu ein merkwürdiges Schnabelklappern, den Lock- oder den Warnruf oder den Balzlaut, dazwischen flechtend.

Dann erhob er sein Gefieder, warf sich aus der Eiche, rief rauh „Krak,

A. Bachmann. *Eyrarbakki (Island), August 1904.*

Alter Kolkrabe, sein Junges atzend.

krak krak" und ruderte über die Wiese hin, und hinter ihm her stob das Weibchen, und da, wo ein runder Weidenbusch stand, stießen sie umschichtig nieder. „Ich glaube," sagte der Hegemeister, „da ist der Fuchs; ich will mich fertig machen." Er spannte den Drilling und stand auf. Eine Weile stießen die Raben nach dem Busche, dann fuhr ein schwarzes Tier heraus und flüchtete dem Walde zu.

„I, was ist denn das?" meinte der Förster; „für eine Katze ist es zu lang." Er nahm das Glas, ließ es aber schnell wieder auf die Brust sinken und flüsterte: „Konrades, lauf schnell nach der Beeke zu, es ist der Otter!"

Der Holzhauer schlich erst einige Schritte langsam den Holzweg entlang und sprang dann auf die Wiese. Mit rauhem Angstlaute stob das Rabenpaar von dannen, der Otter aber wendete und suchte das Holz zu gewinnen. Zehn Schritte davor schlug er im Feuer rundum.

„Donnerwetter!" rief der Hegemeister, „Donnerwetter, ein alter Otterrüde, seine dreißig Pfund schwer! Und da sage noch einer, der Kolkrabe ist ein schädliches Geflügel. So, nun wollen wir ihn streifen und dann haben

Dr. Heatherley. *Northumberland, April 1909.*

Junge Kolkraben im Neſt.

wir alle etwas, ich den Balg, du deinen Taler für das Rennen und die Raben einige anſtändige Mahlzeiten."

Das Rabenpaar hatte ſich nicht ſchlecht erſchrocken, als der Holzhauer aus dem Walde hervorſprang, und als es am anderen Tage dort vorüberſtrich, wo die Anſitzbank unter der Hängefichte war, beſann es ſich erſt lange Zeit, ehe es den Otterkern annahm, aber ſchließlich ging es doch daran und nach acht Tagen war von dem Fuchs und dem Otter nichts mehr übrig, als das blanke Gerippe. Drei Meilen weiter lag außerdem in einer Kiefernbeſamung ein Hirſch, der an einem alten Schuſſe eingegangen war, und obgleich die Füchſe, Dächſe und Marder nächtlicherweile ſtark dabei geweſen waren, war für die Raben immer noch genug daran zu finden.

So litten ſie ſelbſt dann keine Not, als der Nachwinter noch einmal kräftig einſetzte, und Anfang März lagen in dem Horſte auf der alten, hochſchäftigen Kiefer in der wilden Wohld fünf große, grüne, bunt geſprenkelte Eier, und nach drei Wochen, als die Wieſen ſich ſchon begrünten, der Haſelbuſch und die Erlen abgeblüht waren und der Porſt ſich immer roter färbte,

Dr. Heatherley. *Northumberland, April 1909.*

Junge Kolkraben im Neſt.

auch an den Gräben die Dotterblumen und im Fallaube die Windröschen aufſprangen, hockten fünf dickköpfige Gelbſchnäbel in dem Neſte, in deren immer hungrige Rachen die Alten hineinſtopften, was ſie nur erwiſchten, die Maus wie den Regenwurm, den Moorfroſch wie die Kreuzotter, den Hecht, der im abgelaufenen Berieſelungsgraben zappelte, wie den Junghaſen, der im Schlackſchnee umgekommen war.

Überreich an Getier allerart war das Bruch, das Moor und die Heide, und leicht war es für das Rabenpaar, Atzung für ſeine Brut zu finden, da es überall die beſten Stellen kannte, wo ein Fang zu machen war. Ab und zu gelang es ihm auch, traf es den Fuchs auf blanker Heide oder den Wanderfalken fern vom Walde an, ihnen ſo zuzuſetzen, daß ſie ihren Raub fahren ließen.

Als in dem alten Eichenwalde erſt Jungreiher in den Geſtänden hockten, gab es Fiſche in Überfluß für die Raben, und fanden ſie keine, dann kam es ihnen auch gar nicht darauf an, einen Jungreiher umzubringen und fortzuſchleppen, denn um der Altreiher Gezeter und Flügelſchlagen kümmerten

sie sich wenig und geschickt wichen sie den Schnabelstößen aus, wußten es aber meist so einzurichten, daß sie in der Ecke der Siedlung raubten, wo gerade kein Altreiher zugegen war.

In ihrem eigenen Jagdgebiete aber hielten sie scharf Auslug, daß kein fremdes Raubgeflügel dort wilderte. Wehe dem Habichte, ließ er sich dort blicken; er wurde so lange hin und her gehetzt und mit bösen Schnabelhieben so zugedeckt, daß er jedesmal schleunigst machte, daß er weiter kam, und dem Wanderfalken ging es nicht besser. Das alte Kopftier des Rudels Rotwild war es sehr zufrieden, daß die Raben da waren, denn solange einer von ihnen auf der Pappel an der Beeke saß, konnte das Rudel sich getrost am hellen Tage auf der Wiese äsen, sobald sich etwas Verdächtiges bemerkbar machte, warnte der Rabe.

Desgleichen fand es der starke Bock, der in der Forstdickung stand, äußerst bequem, daß die Raben für ihn aufpaßten, und in aller Seelenruhe äste er sich an dem Borde der Beeke entlang; sobald aber der Rabe rief, trat er in die Dickung zurück. Auch die Reiher, die da gern fischten, und der Schwarzstorch, der dort auf den Neunaugenfang ging, und das Kranichpaar, das im offenen Bruche brütete, sie alle fanden, daß es sich noch einmal so nett leben ließ, wenn die Raben zu sehen waren, die Wächter des Bruchs, deren scharfen Augen nichts entging.

Die Frösche, Mäuse, Wühlratten und Kreuzottern dagegen waren entgegengesetzter Ansicht; das Gras mochte noch so dicht und die Heide noch so hoch sein, die Augen der Raben sahen bis auf den Grund, und ehe die Maus oder die Wühlratte es sich versah, ehe der Frosch den Graben und die Otter ihr Loch erreichte, sauste der gefährliche Schnabel hernieder, und nie traf er daneben, stets fiel er auf das Genick des Beutetieres, und fortwährend flogen die Raben nach der Wohld, irgendein Futter im Schnabel, das sie der Brut zubrachten.

Die war inzwischen schon mächtig herangewachsen, hatte die Federn aus den Speilen gestoßen, ein blankes Kleid angezogen und die gelben Wülste an der Rachenspalte verloren. Sie saßen jetzt nicht mehr den ganzen Tag mit dummen Gesichtern eng aneinander gedrückt in der Horstmulde, sie wagten sich schon auf den Rand und von da auf einen Ast und von dem noch weiter hin, und dann saßen sie alle fünfe dicht nebeneinander, sahen mit scharfen Augen dahin, wo der Bussard kreiste, und dorthin, wo die Hasen hoppelten, bis sie fern über den Wiesen einen schwarzen Punkt entdeckten, der schnell größer wurde und näher kam.

Dann wurden sie aufgeregt, drängten sich auf dem Aste hin und her, zitterten mit den Flügeln, und wenn der Vater oder die Mutter ganz nahe war, dann girreten sie hungrig, bis der alte Rabe sich zu ihnen schwang, das Beutetier zerriß und ihnen die Fetzen in die weiten, roten Rachen schob,

Dr. Heatherley. *Northumberland, April 1909.*

Kolkrabe, kurz nachdem er seine Jungen gefüttert.

um wieder fortzustreichen und neue Atzung zu holen aus dem grünen Bruche oder vom braunen Moore.

„Jetzt sind die Räuke all beflogen," sagte der Hegemeister zu dem Holzhauer und wies nach der Wohld, über der sieben große schwarze Vögel in der Sonne glänzten. Auf und ab stiegen sie, zogen Kreise, schwebten herunter, stiegen empor, bis sie in der Ferne verschwanden.

Nach dem Flusse flogen sie, wo die Ukeleis laichten. Eine breite Sandbank hatte das Winterhochwasser in dem Flußbette aufgebaut, und zwischen ihr und dem sandigen blitzte und klatschte es. Bequemer konnten es die Raben nicht haben. Alle sieben schritten in das seichte Wasser hinein, warteten mit schief gehaltenen Köpfen, bis ein Fisch heranschwänzelte, und dann, wupp, war er gefaßt und stolz hüpfte der junge Rabe damit auf das Ufer und führte ihn sich zu Gemüte.

Lernten sie heute fischen, so brachten ihnen morgen die Alten den Mäusefang bei und tags darauf die beste Weise, wie man der Kreuzotter Herr wird, ohne ihren Giftzahn fühlen zu müssen. Auch wie man die flinken

Dr. Heatherley. *Northumberland, April 1909.*

Aus der Heimat der Kolkraben: Rabe, zum Nest fliegend.

R. Kearton. *Swansea (Wales), April 1907.*

Kolkrabe, von einem Küstenfelsen Umschau haltend.

Grillen und die großen grünen Heuschrecken fängt, lernten sie, und wie man es anstellen muß, die schnelle Maus zu erbeuten und den Maulwurf und die Reitmaus aus der Erde zu ziehen.

Aber auch die Stellen, wo die Jäger das Gescheide von Bock und Hirsch hatten liegen lassen, wiesen die Eltern den Kindern, und die Gräben, in die sich ein Hecht verläuft, zeigten sie ihnen, und die Kuhle vor dem Dorfe, wo die Bauern das Vieh hinfuhren, das ihnen gefallen war.

Nicht immer gibt es überall Mäuse, Frösche, Fische und Schlangen, und was ein richtiger Kolkrabe ist, der muß sich ohne Schwierigkeit auch dann

R. Kearton. *Swansea (Wales), April 1907.*

Kolkrabe am Meer.

durchzuschlagen verstehen, wenn das Moor und das Bruch ganz vom Schnee zugedeckt sind und nirgendswo fette Heuhüpfer und dicke Regenwürmer anzutreffen sind.

Darum ist es gut, daß man überall draußen Bescheid weiß, damit man nicht, wie das Krähenvolk, gezwungen ist, in den Dörfern und in den Städten umherzulungern und auf Miststätten und Kehrichthaufen nach Abfällen zu stöbern, denn einmal ist das gefährlich, weil dem Menschen niemals zu trauen ist, und dann treiben sich dort die Krähen in hellen Haufen umher.

Zweierlei ist es nämlich, dem der vorsichtige und stolze Rabe immer aus dem Wege geht, der Nähe des Menschen und irgendwelcher Gesellschaft. Niemals wackelt er, wie die Krähe, hinter dem Pfluge her, und erst wenn der Bauer mit seinem Gespanne abzog, schreitet er die Furchen ab und vertilgt den zarten Engerling, den ledernen Drahtwurm und die saftige Graseulenraupe und auch manche Maus.

Aber niemals, außer in der Paarungs- und Brutzeit, mag er Gesellschaft um sich haben, und nicht einmal mischt er sich in die bunten Schwärme der anderen Rabenvögel, wie sie wintertags daherziehen, die Luft mit Getöse erfüllend. Einsam und allein lebt er das Jahr über, gleich als passe es sich für ihn, Wodes heiliges Tier, nicht, sich mit dem geringen Volke abzugeben, und seinesgleichen sagt ihm erst recht nicht zu, denn wo zwei sind, und nur Fraß für einen, da wird jeder bloß halb satt.

So lebten denn die sieben Raben jeder für sich; das Weibchen blieb dem Bruche treu, das Männchen strich nach dem Marschlande, die fünf Jungen aber verteilten sich in der Welt; eins fing sich in einem Tellereisen, eins knallte ein Schießer vor dem Uhu herunter und ließ sich der Untat halber noch in der Zeitung rühmen, ein dritter fraß einen Giftbrocken und mußte elendiglich verenden.

Ein Männchen und ein Weibchen blieben allein von den fünf Jungen übrig, und irgendwo fanden sie im Hornung Anschluß und sorgten im Märzen dafür, daß Wodes Wappengeflügel nicht ganz aussterbe in den deutschen Gauen, die Schießwut, Verfolgungswahnsinn und elende Gewinnsucht von Jahr zu Jahr mehr veröden, dem Gesetze zum Trotze, nach dem der Rauk zu schonen ist, weil er ein so stolzes Geflügel ist und so selten ward.

Der Kuckuck.

Von Else Soffel.

Bald nach Mitternacht fing er an: Kuckuck, kuckuck, kuckuck. Ein leises „cha, cha" ging voraus und ein heiseres Gelächter hinterdrein, das man sonst nicht hörte. Man hörte es aber in der Stille der Nacht — es klang wie das böse Gelächter eines alten Sünders. Der graue Jakob hört es auf seinem harten Bett im Waldhaus und ihm war, als hört' er sich selber lachen.

Was fängt man nicht alles an, des Nachts, wenn kein Schlaf in die alten Augen kommt und nur die alten Gedanken gehn wie ein Rad im Kopf herum — immer dieselben. Der Alte zählt den Kuckucksruf und denkt schier, er wär' ein bissel ungrad im Kopf, denn wie er das erste Hundert voll hat, ist der Malefiz noch net fertig mit Rufen, man glaubt's schier nimmer.

Wie aber der Kuckuck noch immer weiter ruft und wieder einmal so eigen tut hinterher, da weiß der Alte nimmer, wo er steh'n blieben war mit Zählen, und wie er sich drauf besinnt, weiß er auf eins nimmer, was er zählen sollt', und wie er's noch mal lachen hört, ist's gar nimmer der Kuckuck, sondern der Hannes, mit dem der Jakob früherszeiten arbeiten gangen is und er fragt ganz laut in die Stub'n nein: „Hannes, bist du's?" Denn nachts kommen die alten Geschichten.

Aber die Stub' ist still und der Alte hört seine eigene Stimm' blos mehr von weither, denn er schläft ein. Durch's Fenster kommt der Waldgeruch streng und frisch, es geht gegen Morgen. Das blasse Licht, was den Jakob allemal nicht schlafen läßt, ist weg und der Zaubervogel auch, die Stube schaut wieder ganz anders aus. Noch eine Stunde und draußen blinkt's vom Tau, die Erde duftet, die Sonne glüht in die obersten Zweige der Eiche vor dem Wald und die Vögel musizieren drinnen, als wollt' einer den andern überschrei'n.

In die sonnige Eichenkrone kommt ein Vogel geschossen. Er bäumt auf einem schwanken Zweig auf, dort kippt er fast über, mit Flügeln und Schwanz muß er arbeiten, um sich zu halten. Drunten geht steifbeinig der Jakob auf die Eiche los, er will ins Holz. Der freut sich, wie er den Raubvogel da oben glanzen sieht!

Mit einemmal aber drückt der „Sperber" den Kopf nieder, schlägt den Schwanz hoch und die Flügel auseinander und ruft: Kuckuck, kuckuckuck! Der Alte ist voll Staunen. Sechzig Jahr' ist er alt word'n und hat net

F. B. Lodge. *Enfield, August 1909.*

Junger Kuckuck.

g'wißt, daß der Kuckuck so ausschaugt! Dann bleibt er steh'n und fängt an zum Zählen. Auf einmal schaut er auf. Der Baum ist leer, kein Zweig rührt sich mehr. Aber tief aus dem Wald, fern, ganz fern ruft's noch: Kuckuck, kuckuckuck und ein roter Vogel schießt über den Jakob hin, wendet bei der Eiche wie ein Falk ins Holz, und ist verschwunden.

Der Jakob denkt noch über den Fall nach, als der rote Vogel schon lang im Wald ist, im tauig frischen Wald, wo das Moos duftet und die Bäume tropfen und der helle Morgen fast noch grau durch die schweren Zweige dämmert.

Mit leisem ki ki stob er herein, als wollt' er jemanden foppen. Der Gefoppte ist der Kuckuck, der hat schon die halbe Nacht und den ganzen Morgen gerufen und gelockt und sich bald heiser geschrien.

Kuckuck, kuckuckuck ruft er eben wieder, aber es klingt heiser und abscheulich und das Weibchen lacht ki ki ki — nie, nie, nie. Denn mit solchem Ruf legt er keine Ehre bei ihr ein. Kuckuck, kuckuck! Jetzt wieder! Ganz wütend und hitzig, aber es gerät nicht besser und er wird wieder ausgelacht, ki ki, ki ki ki — es wendet um die Bäume, streicht unter dunkeln Tannenzweigen durch, verschwindet hinaus auf die Blöße. Ki ki, ki ki ki! Der Blaugraue mit den feuerroten Augen wird ganz toll. Er ruft vom Baum, wobei er den Schwanz fächert und Verneigungen macht, er ruft im Flug ihr nach, — er ruft zweisilbig und dreisilbig, durch den ganzen Wald geht es, um alle Bäume herum, ins Dickicht hinein.

Plattmönch und Waldlaubvogel und die sonst im hohen Wald wohnen sind gestört und setzt sich der Blaue einmal auf einen Ast, um auszuschnaufen, so hassen sie auf ihn, wie auf den kleinen Kauz, den Rundkopf und Friedensstörer, der den ganzen Wald in Aufruhr bringt mit seinem Wesen.

Man traut dem Kuckuck nicht und noch weniger seinem feuerroten Weib, das man so oft in aller Morgenfrühe an fremden Nestern gesch'n. Die kleinen Vögel haben jetzt das Wort im Wald und sie zetern auf ihn, die Meisen, die ohnehin gern laut sind, das Rotkehlchen schimpft und der sanfte Plattmönch kommt herzugeflogen und sieht sich den Sonderling wenigstens an.

Der läßt sich vom Baum fallen, schießt ein Stückchen geradaus, dann um die dicke Buche herum, von wo ihm die Goldamsel nachruft, und ist im Freien.

Hinaus folgen sie ihm nicht.

Vom braunen Acker jubiliert die Lerche in die Höhe, eine Rötelmaus rennt vom Waldrand gegen das Feld zu, dann noch eine. Sonst läßt sich niemand seh'n.

Der Kuckuck fällt in die Eichenkrone ein, es ist sein Lieblingsplatz, zu dem er immer kommt. Kuckuck, kuckuckuck, lockt er schon wieder.

Aber er lockt ins Blaue, sie läßt sich nicht sehen. Der Mittag kommt heran, der Frühlingslärm im Wald ist für ein Stündchen eingeschlafen. Sogar das Mittagswindchen schläft, die Bäume, die Vögel schlafen — es ist auch heißer, als sonst um diese Zeit im Jahr.

Nur Kuckuck, kuckuck ruft's aus dem Wald.

Und noch einmal: kuckuckuck —

Das war am 12. April, es war ein zeitiges Frühjahr und man hörte den Kuckuck bald überall. Aber man sah ihn nicht, er rief immer von ferne. Er narrt die Leute und lockt sie, nur wenige haben ihn gesch'n und die ihn sahen, kennen ihn nicht, die Kinder spielen Versteckens unter seinem Namen. Nie ist er da, wo er ruft, aber immer scheint er nahe.

So bleibt er der Zaubervogel, der sich unsichtbar machen kann, der sich im Herbst in einen Sperber verwandelt und Alten wie Jungen weissagt, den jeder nennt und keiner kennt. Der Frühjahrsbote und Hochzeitsverkünder, der Betrüger und der Betrogene*), der Geheimnisvolle, der den Wiedehopf zum Knecht und alle kleinen Vögel zu dienstbaren Geistern haben soll.

Seinen Namen hat sich der Kuckuck selber gegeben. Kuckuck ruft er und Kuckuck heißt er überall, oder wenigstens nicht weit davon. Die japa-

*) Der treulose Ehemann, cuculus, — anderseits auch der Ehemann einer treulosen Frau, cocu im Französischen.

Stephainsky. *Tilloweit. (Ober-Schl.), Juli 1909.*

Junger Kuckuck im Dickicht.

R. B. Lodge. *Enfield, August 1909.*

Junger Kuckuck.

nische Mutter nennt ihn ihren Liebling: kakko, wenn er zur Zeit des Festes der ersten Pflaumenblüte ruft und der Tartare begrüßt ihn: kukua, kukue, wenn er dem strengen Kaukasus, seinem hochgelegenen Aul den Sommer kündet. Zärtlich nennt ihn der Russe: kukushka, Kuckuckchen und die Dalmatinerin deutet nach weißschimmernden Bergen, wo aus der schwerduftenden macchia, von blühenden Ginsterfeldern herab sein Ruf ertönt: Kuka vica! Der Kuckuck ist wieder da!

Ja, er ist wieder da, der Kuckuck.

Die Kinder singen Lieder von ihm, die jungen Mädchen zählen wie viel Jahre sie noch ledig sind und die Alten, wie viele sie noch zu leben haben.

Auf dem holperigen Brachacker vor dem Wald, wo die Eiche steht, hat er sein rotes Weib gefunden, nachdem sie ihn so lange gefoppt. Des Morgens ganz früh war die Hochzeit, die Tautropfen glitzerten an allen Sträuchern und der Zaunschlüpfer war still und emsig unterwegs nach den Spinnen, die überall in feuchten Netzen hingen. Die zwei verdarben's ihm freilich, und er fing an laut zu zetern und zu knicksen, denn er kann sie nicht leiden.

Aber sie kümmerten sich nicht drum. Mit kuckuck, und ki ki ging die Vermählung vor sich, es war viel Lärm vorher und hinterdrein und dann flogen sie miteinander. Der Kuckuck blieb im Revier, aber sein rotes Weib streifte auch außerhalb und lockte mit leisem ki ki und lockte und foppte noch manchen Kuckuck.

Der Zaunkönig schlüpfte unterdessen durch Dorn und Dickicht und suchte ein Nistplätzchen, nährte sich von allerhand Schönem im Fallaub und wo er's sonst fand, schnurrte sein Liedchen und dachte nicht, daß es ein schlimmes Jahr geben sollte. Heute morgen hat er unter einem alten Wurzelstock die rechte Kinderwiege entdeckt, das macht ihn froh, er setzt sich auf einen halbhohen Zweig und singt eine Strophe — zum Spiel und Schlafnest findet sich wohl auch noch ein Mausloch.

Da — im Dickicht raschelt's, ganz leise kommt das Kuckucksweib vor das Unterholz.

Was sie hier zu suchen hat!

Der Zaunkönig wippt ärgerlich: zerrr, zerrr — das Kuckucksweib tut heimlich und macht sich davon. Sie kommt auch heute nicht wieder. Aber morgen wohl und übermorgen auch, immer des Morgens und immer am Boden oder im niedrigen Gesträuch, als suchte sie etwas.

Dem Zaunkönigpärchen verdirbt sie jedesmal die gute Laune, aber nachher vergessen sie's wieder, singen hell ihr Liedchen und sind noch mal so eifrig am Nest.

Wer möchte auch jetzt ärgerlichen Dingen nachhängen, wo es überall im Moos und Laub wimmelt von Larven und Püppchen, wo an jeder Blattseite ein Räupchen sitzt und die Sonne scheint den ganzen lieben langen Tag!

Aber eine unangenehme Nachbarschaft sind die Kuckucksleute doch und aufpassen muß man.

Es war Morgen, als Zaunkönig das feuerrote Weib wieder einmal vor dem Wald heraußen fand und diesmal richtig beim Nest.

Freilich stob sie gleich davon, ins Dickicht hinein, aber was leuchtet vor dem Nesteingang auf der Erde? Im hellen Zorn pickt der Zaunkönig dagegen, halb ärgerlich, halb verlegen. Die Schale ist jedoch rauh und hart, Zaunkönig richtet nichts aus. Noch einen Augenblick bleibt er davor sitzen, ratlos, dann drückt er sich still ins Gebüsch.

Als sein Weibchen später wieder zum Nest kam, war nichts zu sehen, aber im Neste lag — ein Ei?? Betreten und still besieht sich die kleine Mutter das große Ei vom Neströnde aus — fremd ist ihr dabei zumute.

Aber es liegt in ihrem Nest und so setzt sie sich darauf und legt den nächsten Tag eines dazu, freilich viel kleiner und dann wieder eines und so weiter, jeden Tag, bis das Nest übervoll und kein Platz mehr war. Das Kuckucksweib blieb von da an weg — es suchte die andere Waldseite ab, ob es kein Zaunkönigneſt mehr fände. Auf die hatte sie's abgesehen — es lag ihr so etwas im Blut, wie ein Erinnern an kleine braune Zieheltern. Als sie keines fand, machte sie dem Rotkehlchen bange, das mit kohlschwarz blitzenden Augen schnickerte, so oft es den roten Vogel sah.

Niemand will die Kuckuckseier haben.

Baumgart. *Köpenick (Wendenschloß), Juli 1908.*

Kuckuck im Nest der Weißen Bachstelze.

Das Nest steht in einer Blumenschale.

Baumgart. *Köpenick (Wendenschloß), Juli 1908.*

Kuckuck im Nest der Weißen Bachstelze.

Das Rotkehlchen war klug. Es traute der Sache nicht, es traut nicht dem großen Ei, das neben dem seinen im Nest lag und als es sich den Sachverhalt recht betrachtet hatte, mit schief gehaltenem Köpfchen, eine ganze Weile lang, Verlegenheit und Frage, Zorn und Verdacht in den klugen Augen, ließ es die ganze Brut fahren und baute neu, unter moosigem Wurzelstock, tief im Waldinnern, wohin niemand kam.

Das feuerrote zweijährige Kuckucksweib zog indes durch den Wald, der Liebe nach von einem Revier zum andern, lockte und lachte ki ki den Männchen voran, die sich um sie stritten, wildscheu und unmütterlich, und flog des Morgens mit leisem Flügelschlag heimlich von Gebüsch zu Gebüsch, nach Nestern für die unbequemen Eier.

Leicht war es nicht, sie unterzubringen, siebzehn, gar zwanzig Eier, die sie nacheinander legte bis Juli. Und viel kleine Kuckucke sind auch nicht aufgekommen. Ein Ei bekam der Waldlaubvogel, aber als er gesehen, was er ausgebrütet hatte, ein fremdes Ungeheuer, das das ganze Nest füllte und auf seinem Rücken die Hauskinder hinausdrängte, die tot am Boden

Steenhuizen. *Naardermeer, Juni 1906.*

Junger Kuckuck im Nest des Schilfrohrsängers.
Einen Tag vor dem Ausfliegen.

lagen, jeden Morgen eines, da ließen sie den Vielfraß schreien und die toten Jungen liegen. Ein Ei zerbrach, als die Kuckucksmutter von der Singdrossel aufgescheucht, rasch wegfliegen mußte, das eben gelegte Ei im Schnabel. Die Bachstelze bekam eines, die zog geduldig und verwundert den Wechselbalg auf in eines verlassenen, übermooften Springbrunnens Steinzierat. Ja sie blieb länger als sonst über den Herbst, weil der große Schreier noch immer in ihrer Nähe seinen Schlund sperrte und lärmte ziß, ziß, ziß, zirk, zirk. So folgte sie ihm, wie eine dumme kleine Mutter ihrem ungeratenen Bengel folgt und fütterte ihn. Der Förster holte sich einen, der den ganzen Wald alarmierte. Auf einer Jungfichte fand er ihn sitzen und das Rotkehlchen trug ihm Futter zu, dasselbe Rotkehlchen, das erst nicht daran gewollt hatte und ausgezogen war. Es war wohl ein Verlassener — Rotkehlchen hatte ihn erst neugierig besehen, als es ihn fand beim Futtersuchen im Mooswinkel und dem unglücklichen Fremdling eine weiche, grüne Raupe in den Rachen gesteckt, die es eben gefunden hatte, dann ein Stück Regenwurm. Zuerst gelegentlich,

dann aus mitleidigem Herzen in dem guten Glauben, daß er gestopft werden müsse. So fand ihn der Förster; Rotkehlchen brachte eben Futter zu und das Tannenmeischen trieb sich rat- und ruhelos über dem Schreier in den Nadelzweigen herum mit verlegen fragendem zit zit?

Aber damit war es noch nicht alle — noch immer stöberte der rote Vogel nach Nestern umher, obwohl der Wald sich schon leise auf den Herbst besann und das Kuckuck immer mehr aus der Ferne klang.

Als es mit dem letzten Ei nicht wußte, wohin, da trug es das dem Staren ins Nest in großer Not. Es mußte aber auf dem Weg liegen bleiben, der Star kam zuvor und trieb den Hausierer fort. Später sah er das unzerbrochene Ei liegen, kam herunter und schritt zur Inspektion. Das heißt, er stellte den Schnabel darauf und öffnete ihn dann weit. Als das zu keinem weiteren Resultat führte, rollte er es mit dem Schnabel vor sich her, und ging bedächtig und schlau dahinter, wie hinter dem Bauern auf dem Feld.

So sind von den vielen Jungen nur ein Drittel aufgekommen. Denn Raubvögel griffen auch noch zwei oder drei weg, die sich durch ihr gar arges Geplärre verrieten. Die wenigen sahen einander nicht ähnlich. Die einen waren dunkel, die andern hell.

Sie zogen auch bald weg und mauserten nicht mal im Lande. Wurg — kok schrien sie, bevor sie weggingen, aber mit hellem kuckuck kehrten sie zurück, im aschblauen Federkleid mit hell gesperberter Brust und feuerroten Augensternen. Und die jungen feuerroten und die alten grauen Weibchen mit ihnen.

* * *

Es liegt ein Stück alter Föhrenwald auf der Hochebene, da und dort mit dunkeln Fichten durchsetzt und wenigen Rieseneichen. Merkwürdig ist der alte Wald und einzig in seiner Art — mit dem jungen, uniformierten Stangenholz, was sonst die Ebene bedeckt, darf man ihn nicht in einem Atem nennen – er ist ein Stück trotziger Vergangenheit, an das sich niemand wagen darf als das Schicksal selbst. Alter Familienbestimmung zufolge blieb er seit langem erhalten, wie er war.

Da ist das Schicksal selber gekommen. Denn der Riesentrotz der Bäume schien Vermessenheit.

Es kam nicht mit Sturm und Gewittern, um die höchsten Häupter zu treffen. Nicht einzelne wollt' es vernichten — es wollte den ganzen Wald. So hieß es den trägen Abendwind eines Schmetterlingsflugs Richtung verändern. Was mag ein Schmetterling dem Wald bedeuten? Es war ein kleiner Schmetterling, der sich an den rauhen Stamm einer vielhundertjährigen Eiche setzte. Aber er war das Schicksal selbst, das sich einschlich, leise und unbemerkt.

W. Farren. *Cambridge, Juni 1904.*

Kuckuck als Pflegling des Rotkehlchens, nach Futter schreiend.

Er blieb nicht allein, er hatte viel tausend Brüder, ebenso weiß wie er, oder auch dunkler gezeichnet — die lockte er an. Und sie bevölkerten den stillen Wald mit ihrem weichen leisen Flügelschlag, daß es im Dämmer aussah, als fiele Schnee zwischen den Bäumen.

Die saßen bei Tage träge, nur hin und wieder scheuchte ein Vogel sie auf, dann taumelten sie müde zwischen den sommerheißen bunten alten Stämmen hin; sie flogen des Nachts und lagen im Herbst tot und verbraucht am Boden.

Stephainsky. *Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909.*

Junger Kuckuck, der vor kurzem das Nest verlassen.

Nicht in einem Sommer war der alte Wald zu fällen, der von nichts wußte und sich nicht wehrte.

In den Ritzen der Rinde zwischen weißgekräuselten Flechten lag jetzt sein Schicksal gebettet, in seinem eigenen Leib zog er's heran.

Als die heißen Sommertage wieder kamen, tönte eine sonderbare Musik im Walde, ein leises Rieseln und Rinnen. In die dunkeln Föhrenkuppen, in die mächtigen Eichenkronen war es heraufgestiegen, zerfetzt, zerrissen, beraubt und verkommen trotzten sie schweigend. Die Mittagssonne lag heiß und brütend zwischen gelichteten Wipfeln, ein wüster Teppich kleinen grünschwarzen Gekrümmels bedeckte den Boden, mit den fahl leuchtenden Flügeln toter Schmetterlinge untermischt. Verstummt der dunkle Oratoriengesang der Amsel, der Singdrossel leuchtendes Lied — nur die Gespenstermusik längs der Stämme, der rinnende Kot von Millionen unsichtbarer Geschöpfe — die wälzen sich nachts in Massen an den Riesenleibern in die Höhe, zernagen die Nadeln und Blätter, mit denen sie nach Luft und Sonne gegriffen, rauben ihnen den Atem, ersticken sie. Der Wald will sterben.

Stephainsky.

Kuckuck, auf der Spitze einer Jungfichte.

Stephainsky. *Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909.*

Eben ausgeflogener Kuckuck.

Wer hat es den Kuckucken gesagt?

Ein Vogel kommt in den Wald gestrichen und noch einer. Bald sind es viele. Die feuerroten Augen blicken unstet, die schwachen gelben Füße haften unsicher an der Borke. Sie greifen tief in die Risse der Rinde und ziehen heraus, was dem Baum Leben und Atem nahm: die gefräßige, haarige Raupe. Jetzt ist die Reihe an ihr. In wenigen Stunden sind Hunderte vertilgt.

Den Baum töten sie — der Vogel lebt von ihnen. Nichts besseres weiß er sich, um seinen Magen auszupolstern. Und selten sind sie in solcher

Menge. Der Kuckuck hat nicht viel Mitesser, die andern Vögel verschmähen den haarigen Fraß, wie sie die Weißlingsraupe und die vom Bären verschmähen, sich nichts aus dem wurmförmigen Gewimmel der Prozessionsspinnerraupen machen, die doch billig sind. Umso besser für den Kuckuck — von Brachkäfern wird er nicht satt und von dem, was sonst für ihn wächst. Er hat heut' sein Festessen. Und der Wald hat einen Rächer. Der ihn freilich nicht mehr rettet.

Gegen Abend hat sich das Gevögel verflogen. Der Wald ist allein. Die Dunkelheit wird kommen — nicht länger muß er sein Sterben zur Schau tragen. In einer entlegenen Ecke, wo neben Fichten mit breit ausladenden Ästen dichtes Unterholz und wenige junge Stämmchen in die Höhe schießen, von der Riesenkuppe eines alten Föhrenrecken überdacht, hat ein Turteltaubenpaar sein Nest. Von dorther tönt in das Abendschweigen ein einsamer Kuckucksruf in dumpfer gedämpfter Quart, als hab' er sich der Trauer des Waldes angepaßt. Er klingt in den Gespensterwald, den ein letzter trüber Schein erhellt, wie eine Abschiedsklage, fern verhallend: Sommer ade!

Und die glatten, weichen, feueräugigen Turteltäubchen, die sanften, kleinen Kuckucksskameraden gurren ein leis beruhigendes turr turrr in das dunkel gefärbte Abschiedsläuten des Freundes, der ihnen morgen vorauszieht in ferne Länder.

R. Voigtländer. Machern bei Leipzig, Sommer 1909.

Junger Kuckuck im Nest.

Der Reiher.

Von Fritz Bley.

In der kleinen Kapelle von Schloß Steenloo verhallen die letzten feierlichen Klänge. Der hochwürdigste Bischof, der selbst die Messe gefeiert hatte, schreitet, geführt von den beiden Chorknaben in weißem Linnenhemde, von den Stufen des Altares herab. Unter dem vollen Ornate trägt er nach ausdrücklichem Gesetze der geistlichen Fürsten Stiefel und Sporen und von der Ecke des Altares nimmt er nun seinen Liebling „Ger", den kühnen Islandfalken, dessen schlohweißes Gefieder im Scheine der geweihten Kerzen noch herrlicher geleuchtet hatte. Geleitet vom Nachspiel der Orgel verläßt der Graf Steenloo das Gotteshäuslein und schreitet über den Schloßhof, wo sich der Bischof ihm anschließt, zum Tore hinaus und über die Zugbrücke in den Vorhof, wo die edeln Rosse ihre Reiter und Reiterinnen erwarten. In flottem Trabe zieht die fröhliche Gesellschaft hinaus zur Falkenbude. Der klare Himmel und die windstille Heuluft versprechen einen schönen Tag. Der Pikör schmettert seine hellen Fanfaren und, da die Jagd dem Reiher gilt, die schönste von allen, den Ruf „zur Königsbeize" in den herrlichen Morgen hinaus.

Zur Linken des Kirchenfürsten reitet des Grafen blonde Tochter. Ihr Isabellenhengst aus spanisch-arabischem Blute zeltert und zäumt sich bei wie eine biegsame Gerte. Die feine Mähne ist ihm in Zöpfe geflochten, am Stirnriemen trägt er goldene Ginsterblüte. Die junge Gräfin trägt am Hütchen die schwarzen Schopffedern vom letzten Reiher und auf langem, bis zum Ellenbogen des grünen Tuchkleides reichendem gesticktem Handschuh ihre starke „La Reyne". Auch die meisten Jagdteilnehmer haben sich von ihrem Lieblingsfalken nicht getrennt.

Mit der Mehrzahl der für die heutige Beize bestimmten Jagdfalken sind aber die berittenen Falkner und Cageträger bereits vorausgezogen zur Falkenbude, heute zu der am Heidewäldchen unter Wind vom Reihergestände im Elsenbruche. Die Jagdgesellschaft trabt an den sogenannten „Meeren", rückständigen Altwässern ehemaliger Rheinbetten, hin, über hölzerne Brücken und weiche Dämme, über Landbänke und durch molsche von stehendem Gewässer versumpfte „Veene". Im dichten Pflanzenwuchse dieser Wildnis des ohne Damm ungehindert seinen Weg zum Meere nehmenden Niederrheines, in den Weidenhegern und Erlenbrüchen, den Eichenkämpen und Rohrwäldern herrscht ringsum reges Leben. Kiebitze jagen klagend auf und nieder. Wild-

A. Taylor. *Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907.*

Junger Fischreiher, ruhend.

enten stehen vor den Hufen der Pferde auf und umkreisen die lustige Gesellschaft.

Da erschallt jubelnder Zuruf: man ist am Ziele. Die Herren heben ihre Damen aus dem Sattel und die Falkenwärter eilen herbei, um die Pferde abzunehmen und hinter das Blockhaus zu führen, wo sie angebunden werden. Die Damen und Herren aber legen ihre Falken nun auch mittels der Langfessel an den in den Boden eingeschlagenen Gabeln fest und treten dann in die offene Halle ein, wo das Wartemahl aufgetragen wird.

Man braucht sich nicht zu beeilen. Die Reiher fischen jetzt mit ihren schon flugbaren Jungen an den Ufern der „Meere", oft viele Meilen weit. Von dort kehren sie am Nachmittage gegen den Wind zum Elsenbruche in ihr Gestände zurück.

Schon hat dort der Pikör am Drei-Eichen-Hügel seine Warte zu Pferde bezogen, während die Gesellschaft dem leckeren Mahle und guten Weine zuspricht. Plötzlich aber, gegen drei Uhr, springen alle auf. Der Pikör ist abgesessen und wendet den Kopf seines Pferdes gen Nordwest als Zeichen,

A. Taylor. *Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907.*

Junge Fischreiher im Horst. Ruhend, und Futter erwartend.

A. Taylor. *Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907.*

Junger, flügger Fischreiher.

daß der Reiher von dort geflogen kommt. Mit dem Rufe „à la vol! à la vol!“ sind die Herren zu ihren Pferden geeilt, schnell helfen sie den Damen in den Sattel. Dann jagen alle so geräuschlos wie möglich dem Schauspiele zu.

Der Reiher hatte an einem von dichtem Röhricht bestandenen Wasserloche guten Fang gemacht. Dort planschten junge Karpfen, die er mit Leichtigkeit ergreifen und dann einen nach dem andern überschlucken konnte. Feine Leckerspeise! Gesättigt kam er trägen Fluges angestrichen und sah plötzlich die Reiter auf sich zueilen. Er hob sich etwas, da er dem Frieden nicht traute, und strich schnell über sie hinweg, um den Wald zu gewinnen. Die Falkner ließen ihn einigen Vorsprung gewinnen. Dann sah er, wie sie einen Falken abhaubten und auswarfen und nun merkt er, daß es auf ihn abgesehen ist. Schnell entkröpft er sich und sendet einen kalkigweißen Strahl auf die letzten nun zur Stelle kommenden Reiter hinunter. Der Falke streicht pfeilschnell unter ihm am Boden hin und sucht ihn zunächst einzuholen. Mit vorgestrecktem Halse trachtet der erleichterte Reiher ihm zuvorzukommen; da steigt der Falke in rasend schnellem Kreise auf, um über ihn zu kommen. Jetzt merkt der Reiher, daß es Ernst wird. Gegen die furchtbare Schnelligkeit dieses Feindes wird er machtlos; wenn der ihn übersteigt und mit scharfem Stoße sich auf ihn herabstürzt, ist er geliefert. Und schon sieht er, wie der Falke ihm näher und näher kommt und den Vorsprung bald eingeholt hat. Da bleibt dem Reiher keine Wahl mehr, als zu wenden. Mit heiserem Angstschrei sucht er unter dem Winde sein Heil. Doch nun kommt der ihm gewährte Vorsprung dem Falken zugute, der mit jauchzend hellem Schrei sich hinaufschraubt. Jubelnd und den Falken mit hellen Zurufen anfeuernd schauen die Reiter und Reiterinnen diesem Mann gegen Mann ausgefochtenen Kampfe der scharfen Flieger zu, die mit der Schnelligkeit des Gedankens nun aneinander kommen. Über Stock und Stein, durch bültige Haide und quatschendes Bruch geht unten die Jagd dahin, bei der alle Geistesgegenwart von Roß und Reiterin aufgeboten werden muß. In wilden Schraubenwindungen, Hieben, Paraden und Finten tobt oben der Kampf. Zuweilen ein Klageschrei des Reihers, ein heller Jubelruf des Falken. Stoß um Stoß weicht der Reiher aus und der in die Tiefe sausende Falke muß dann nach schneller Wendung seine Kraft verdoppeln, um den Gegner wieder einzuholen. Nur einem Meister der Königsbeize gelingt es, allein diesen Kampf gegen den immer wieder ausweichenden Reiher zu bestehen. Aber jeder Fehlstoß verdoppelt seinen zornigen Mut, und schließlich gelingt es ihm, den Reiher zu binden. Mit festem Griffe hat er ihn am Halse gepackt und wie eine einzige große Federkugel fallen beide nun zu Boden, indessen das Reiterfeld heranstürmt, in dem jeder und jede als erster zur Stelle sein will, um dem Reiher die schwarzen Schopffedern zu rauben.

W. Farren. *Near Mildenhall (Suffolk). Juli 1904.*

Junge Reiher im Horſt.

Kaltblütig saust der Falke mit seinem stürzenden Opfer herab. Aber ehe er den Boden erreicht, läßt er, um nicht beim Aufschlagen alle Knochen zu brechen, den Reiher los, schwingt sich dann mit kurzer Volte über ihm ein und packt ihn abermals am Halse, ehe ihm der Reiher den spitzen Schnabel entgegenzustrecken vermag.

Da ist auch der Falkner heran. Er ergreift mit vorsichtigem doch schnellem Griffe den Reiher und reicht dem Falken eine Taube, die er ihn auf dem Reiher kröpfen läßt.

Dann wird der Sieger wieder aufgehaubt und zur Tage getragen, dem Rahmengestelle, auf dem seine Gefährten des Kampfes mit dem nächsten Reiher harren.

Schon hat ein anderer Falkner mit „Matador" die Warte bezogen. Doch ehe die Reiter und Reiterinnen zur Halle zurückkehren, gibt es eine Feier besonderer Art. Dem Reiher ist der Schopf geraubt und ein Stückchen Holunderholz auf den spitzen Schnabel geklemmt. Jetzt wird ihm ein Messingring um den Ständer gelegt, in den Ort und Tag der Jagd eingeschlagen sind, und unter dem Handschuhschütteln der Jagdgesellschaft wirft der Falkner den unverletzt gebliebenen Reiher in die Luft, wo der Ermattete nach kurzem Sichbesinnen, so schnell seine Schwingen ihn tragen wollen, dem heimischen Gestände zueilt.

Die Jäger und Jägerinnen haben nicht lange Zeit, beim funkelnden Weine von Rüdesheim diese ereignisvolle Beiz zu erörtern — „à la vol! à la vol!" Der Falkner ist abgesessen. Wieder wendet er den Kopf seines Pferdes nach Nordwest. Der Nachmittag fällt, und die Reiher streben ihren Horsten im Gestände zu. Als der Abend herabsinkt, liegen zwei auf dem Plane, und zwei andere streben mit dem Ringe der Besiegten ihrem ersten Gefährten nach.

Wo das Röhricht eines Altwassers um Baumstümpfe und Geknäck rauscht, die vor Jahren das Hochwasser hier abgelagert hatte, steht eine Vollblutstute und starrt leise wiehernd in das bleiche Gesicht ihres Reiters, dem ein Blutstrom entquillt. — —

* * *

Verklungene Zeiten! Noch bis ins 19. Jahrhundert hinein hat die von den Franken eingeführte Falknerei sich in Holland erhalten, und die Schule von Valkenswaard hat ihre Meister an alle Höfe Europas entsandt. Am Niederrheine hat die Jagd auf den „hohen Flug", die allein den Namen der Beizjagd verdient, unter dem holländischen Einflusse geblüht, namentlich war Kurfürst Clemens August ihr ergeben, dessen schöne Falkenbilder im Schlosse zu Brühl am Rhein uns von dem fröhlichen Federspiele um 1736

M. Behr. *Aken, April 1910.*

Alter Reiher am Horst.

erzählen. Die durch G. Schöpffer unlängst bewirkte Übersetzung des herrlichen Werkes „de arte venandi cum avibus", das der Staufenkaiser Friedrich II. ihr widmete, hat die Anteilnahme für sie gewiß aufs neue stark geweckt. Aber an ihrer Wiedereinführung ist bei allem Werte, den sie für die Pflege des Reitergeistes haben würde, heute wohl schwerlich noch zu denken. Das alte Sprichwort: „Hunde, Wildpret, Federspiel — bringt kein Nutz und kostet viel!" ist zwar sehr philisterhaft, gilt aber im Zeitalter der fortschreitenden Kultur, die jeden Strom reguliert und jeden Bach gerade legt, jedes Altwasser mit Schutt ausfüllt und jede Wiese salzt und walzt, noch viel stärker als zur Zeit seines Entstehens. Denn eben diese Kultur duldet den nicht mehr, der doch zur Königsbeize am unentbehrlichsten war: den Reiher! Die letzten Gestände am Niederrheine sind längst auf kümmerliche Reste zusammengeschrumpft. Die Fischereivereine setzen Belohnungen über Belohnungen auf die Vertilgung dieses Feindes der Teichwirtschaft und Wildfischerei aus. Jeder Fischer stellt ihm nach, jeder Hilfsjäger legt ihm Eisen, jeder Schießer schwört ihm den Tod! Aber längst ehe diese

37*

Nützlichkeitsfanatiker ihn für rechtlos und friedelos erklärten, hatte die Beizjagd selbst für seine Vernichtung gesorgt. Denn um immer mehr Reiher zur Verfügung zu haben, deren Wehrhaftigkeit und Flugkraft allein der Falkenjagd ihren hohen Reiz und eigenartigen Zauber aufzuprägen vermochte, hatte man schließlich die entlegensten Gestände ausgejagt, so daß zur Anlage von besonderen Reiherhäusern geschritten werden mußte, in denen der Nachwuchs sorgsam aufgezogen wurde. In England, und namentlich auch in dem mit fischreichen Wildbächen gesegneten Schottland werden noch heute viele „heronries", d. h. Reihergestände, auf großen Besitzungen gehegt. Aber die Beizjagd wird dort nur noch auf den „niederen Flug", das heißt mit Sperbern auf Rebhühner, die der Hund vorsteht, ausgeübt. Den Namen Beizjagd verdient dieser Betrieb kaum, da man mit dem Hühnerdrachen fast den gleichen Erfolg erzielt: die Hühner zum Halten zu bringen.

In jenen englischen Reihergeständen haben die sonst so scheuen Vögel aber begreiflicherweise eine gewisse Vertrautheit angenommen. Noch liebenswürdiger tritt diese in Rotterdam hervor, wo die im Zoologischen Garten freibrütenden Reiher zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden sind. Nicht immer waren sie von dieser so rings umschlossen, als jetzt. Ihre Vorfahren, die im Jahre 1870 sich neben dem neuerbauten großen Vogelhause auf einer Ulme ansiedelten, vermutlich angezogen von den im großen Gitterhause brütenden Fisch- und Nachtreihern, fanden ihre Nahrung in allernächster Nähe der wasserreichen Umgebung; denn der „Rotterdamsche Diergaarde" lag damals noch außerhalb der Stadt. Inzwischen hat diese sich aber immer weiter ausgedehnt und den Garten in ihre Mitte genommen. Damit ist es für die alten Reiher, denen im Garten selbst nicht das geringste Futter verabreicht wird, eine saure Arbeit geworden, ihre schreienden Jungen großzuziehen. Weit über das Straßennetz der Stadt hinweg müssen sie zu den Landseen, Tümpeln und Wassergräben der Umgegend ihren viele Kilometer weiten Weg nehmen, um im Kropfe den Jungen ihr aus Mäusen, Fröschen, Weißfischen und Aalen, gelegentlich auch einmal aus einem Barsche bestehendes Futter zuzutragen. Das Gestände besteht heute aus etwa 80 bis 100 Nestern, die, zu je fünfen bis zehn auf einer Krone, auf Ulmen, Roßkastanien, Robinien und Pappeln neben dem großen Fluggitterhause gebaut sind. Selbstverständlich ziehen im Herbste alle diese freibrütenden Reiher fort. Aber sehr frühzeitig stellen sie sich wieder ein und kämpfen dann hartnäckig um die alten Nester. Es ist, als ob sie wüßten, daß ihnen weitere Neubauten nicht erlaubt werden können. Sonst wäre nämlich der ganze Garten bereits ein einziges Reihergestände geworden! Man hält sie kurz; aber in der jetzigen Begrenzung ist die Reiheransiedelung ein Liebling von ganz Rotterdam. Und wenn diese Reiher über das weite Häusermeer vollen Kropfes von der Maas heranstreichen, so verleihen sie dem Stadtbilde ein ganz eigen-

H. van Zanden. *Rotterdam, Mai 1907.*

Brutkolonie des Fischreihers im Zoologischen Garten von Rotterdam.

artiges Gepräge, das man am allerletzten in Holland, der alten Heimat der Falkner, zu finden erwarten durfte.

* * *

Träge schlängelt der Seelenverkäufer sich durch das Gewirr von Rohrplatten, Gell- und Kriechweiden hin. Vom See ist nichts zu sehen. Kreuz und quer liegen am Rande der schmalen Kahnfurt vom Sturme gebrochenes Astwerk und entwurzelte Stämme. Dazwischen abgestorbenes Röhricht, verwesende Wasserpflanzen, auf stinkendem Wasser die Blatt-Teller der Wasserrosen, über die Rallen laufen und Wasserhühner dahinhuschen. Wo das Frühjahrswasser bereits zurückgetreten ist, sprießt über zertretenen Muscheln ein Teppich saftigen Grases auf, der Wildschwänen, Saatgänsen, zahllosen Entenarten zur Äsung dient. Weiter draußen öffnet sich das Wildnisparadies: schwimmende Inseln mit schaukelndem Weidendickicht, Farren und vermodernden Stämmen, von denen Scharben mit tosendem Donner aufstehen, um kurz darauf doch an der gleichen Stelle wieder einzufallen. Schwarz heben sich ihre Scharen vom rötlichen Himmel ab; der Abend sinkt mit spielenden Lichtern

M. Steckel. *Konstantinopel, Mai 1910.*

Reihergestände.

M. Steckel. *Konstantinopel, Mai 1910.*

Reihergeſtände.

M. Behr. *Aken, Oktober 1909.*

Fischreiherspur im nassen Elbsande.

auf das violette Wasser hernieder, auf dem die Inseln der bleichen Seerosen schwimmen. Droben um die Karstberge flammt und glüht es. Selbst die Adler streichen nun mit gewaltigem Schlage ihrem Horste im massigen Geäste der Schilfinseln zu: Kaiseradler und Seeadler atzen ihre Jungen und Schreiadler und Zwergadler schwingen sich ein. Auf dem Aste einer alten Schwarzpappel, an deren Stamm er sich tagsüber gedrückt hatte, rückt ein Uhu hin und her, knappt ein paarmal und lüpft die Schwingen.

In den Kronen der Erlen und Pappeln wird es allmählich still. In scharfem Umrisse schneiden die zu ihren Jungen heimgekehrten Reiher in den farbentrunkenen Abendhimmel hinein: Edel-, Silber- und Purpurreiher, Löffel- und Nachtreiher und vor allen unser Graureiher, der sich mit Kormoranen und gelegentlich auch mit durchziehenden Pelikanen schreiend und polternd um seine Horste streiten mußte. Im ersten Frühjahre schon besserte er sie aus, und so sparrig sie aussehen, so sturmfest sind sie gebaut, so weich

R. Kearton. *Cumberland, Juni 1900.*

Junger Fischreiher.

C. Reid. *Wishaw (Schottland).*

Fischreiher im Wasser.

inwendig mit feinen Zweigen ausgelegt. Aus den drei oder vier blaßblaugrünen Eiern schlüpften dickköpfige stachelkielige Junge aus, die nun schon groß und kaum mehr zu sättigen sind. Gierend standen sie auf den Horsträndern und benachbarten Zweigen, bis sie sahen, daß die Eltern, die jetzt bis abends spät noch zum Fange ausfliegen, herangerudert kamen. Zitternd und mit den halbbefiederten Schwingen schlagend klettern sie auf die höchsten Astspitzen, wo die Alten aus schwerhängenden Kröpfen ihnen den Fraß einwürgen. Ist das ein Geschnatter, ungeduldiges Schlucken und Schnappen, Flattern, Gieren und Schrillen in dieser großen Kinderstube am Utavo Blato! Bis der letzte heißhungrige Schreihals genug hat, den struppigen Kopf unter den Fittich oder unter das wärmende Kleid der Mutter schiebt und allmählich auch das Gepolter der heimkehrenden Krähen verstummt unter dem sanften Frieden der Nacht. Mit bleichem Glanze umspielt der Mond die dunkeln Massen des Röhrichts und die von Nebeln umschleierten Seerosenhalden.

M. Behr. *Aken, April 1910.*

Fliegende Fischreiher. In der Nähe der Kolonie.

Da rückt der Uhu noch etwas weiter ab vom Stamme seiner Schwarzpappel, verdreht den Kopf, duckt ihn, wirft ihn vor und zurück, streicht ab und gleitet lautlos über das Gewirr dahin in weichem Fluge dicht über dem Wasser, dann wieder um dichtbesetzte Baumkronen. Plötzlich ein Quäken, Kreischen, Knäken, Schnattern, ein Trommeln und Rauschen von aufbrausenden Vogelmassen, als sei das ganze Utavo Blato verhext, ein Schwirren, Klingeln und pfeifendes Kreisen, tosend klatschendes Einfallen. Über den Kronen der Erlen und Pappeln fuchtelt und sauft es, schwarze Schatten schießen im Mondlichte hin, weiße Hälse leuchten auf; selbst der Königsadler auf dem Eichenhorste ist erwacht und hat den breitstirnigen Kopf aufgereckt. Doch allmählich beruhigt sich das Gewirr, die Stimmen verhallen, aus wildem Kreischen wird leises Schnattern, heimliches Raunen, verstecktes Schelten, bis das letzte Zwiegespräch verstummt.

Hell spielt das Mondlicht um tote Stämme, leise rauschende Kronen und bleiche Nebel, die über träumende Wasserrosen gaukeln. Aus der Ferne tönt der Ruf des wilden Jägers herüber, des nächtlichen Herrschers der Luft. Dumpf und grausig: Schuh-hu! Schuh-hu! Er reißt in dieser schlimmen Stunde die Ente auf der Platte, schlägt die Krähe im Geäste und greift die Natter im Moor. Die Schermaus, die über die Blänke schwimmt, muß sterben, und den Rohrsänger im Schilfe erspäht des Räubers die Nacht durchfunkelndes Licht. Und doch, wer wollte ihn missen hier in dieser grausigen Urwildnis des Utavo Blato?

* * *

Moore. *Andalusien (Spanien), Mai 1902.*

Fischreiher, im Wasser watend.

Die Zukunft des Reihers ist ernstlich in Frage gestellt. In Bosnien und der Herzegowina weniger durch die Gesetzgebung, als durch die mit viel gutem Kultureifer betriebene Entwässerung der Sümpfe. Soweit in dem ehemals unter türkischer Herrschaft stehendem Gebiete der Koran gilt, ist die Vogelwelt ja hinreichend geschützt; auch die anderen Bekenntnisse stehen ihr nicht feindlich gegenüber. Auch an Nistgelegenheit fehlt es nicht. Aber die eigenartigsten Wildnisse, selbst das Utavo Blato, sind von der Entwässerung bedroht. Um so dankenswerter ist, daß die Regierung, einer auf dem Botanikerkongresse 1905 gegebenen Anregung Othmar Reisers, des verdienten Kustos am K. K. Landesministerium zu Sarajewo, folgend, das Urwaldgebiet an der Klekovaca planina im Bezirke Bosnisch-Petrovac in Größe von 800 Hektar vor jedem Arthiebe und jeder Jagd geschützt hat. Hoffentlich wird dies gute Beispiel auch in Ungarn Nachahmung finden, dessen einst so reicher Vogelwelt im Gebiete der Theiß anderenfalls der Untergang droht. In Preußen hat sich die Königliche Forstverwaltung der Vielverfolgten angenommen, auch des Reihers, den das Vogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Fischende und sich putzende Reiher.

für vogelfrei erklärt hat und auf dessen Erlegung der Fischerei-Verein noch immer Prämien aussetzt. Neuerdings plant man, die Insel Hiddens-Oe westlich von Rügen zum Vogelschutzgebiete zu erklären. In der Mark Brandenburg mit ihren 6000 Fischgewässern und ihren vielen königlichen Hochwaldungen findet der Reiher noch immer in mäßigen Grenzen verständnisvolle Duldung, zumal seit die Meinung von seiner unbedingten Schädlichkeit durch den Nachweis widerlegt ist, daß er neben kleinen Fischen auch Frösche, Mäuse und Pflanzenteile als Nahrung wählt. In London gehört ein Reihergestände an der Themse zu den Lieblingsbildern des englischen Volkes. Als die Parkverwaltung die alten vom Kote der Reiher zum Aussterben gebrachten Eichen

M. Steckel. *Rossitten, September 1909.*

Reiher im Röhricht.

vor drei Jahren fällen lassen wollte, erhob sich ein Entrüstungssturm, im Parlamente wurde eine Interpellation eingebracht, und die Reiher behielten ihre alten Horste auf den kahlen grauen Kronen. In jedem Frühjahre treiben sie dort, aus weiter Ferne heimgekehrt, ihre drolligen Balzflugspiele. Drunten auf dem Strome heulen die Sirenen der Ostindienfahrer und läuten die Glocken der von lustigem Volke belebten Stromdampfer. Auf der „Clackton Girl" bläst ein Hochlandschotte den Dudelsack. Auf der „May flower" singt ein Barde zur Harfe gälische Lieder. Droben um die alten Eichen zappeln in sinnloser Aufregung und Liebesraserei die Reiher mit den Ständern, peitschen sich mit den Flügeln, kitzeln sich mit den stahlharten Schnäbeln, schießen in unwiderstehlicher Komik in der Luft Kobolz. Krächzen, heiseres Stöhnen, Husten und dazwischen gellendes Siegeskreischen. Drunten im Parke schmettert der Fink

seinen Reiterzug und pfeift die Amsel ihre helle Strophe. Ein jeder singt das alte unerschöpfliche Lied der ewigen Sehnsucht auf seine Weise. Auch der spindeldürre Fischer dort oben auf dem sparrigen Horste im abgestorbenen Eichengeäste.

O Lenzesglück, o Liebestraum!

Lummen und Alke.

Von Alf Bachmann-München.

Es ist ein düsterer Wintertag. Der Sturm heult seit drei Tagen aus Westen, rast über die schmutziggrünen Wogen der Nordsee und wälzt die Wassermassen über die langen Sandriffe, die den ostfriesischen Inseln vorgelagert sind. Am Horizont verschwimmen Himmel und See in einen weißlichgrauen Ton, und in den Prielen, die langen Sandinseln entlang, schwimmt in großen Haufen gelblichgrauer, dicker Schaum, der langsam ans Ufer treibt; dort packt ihn der Sturm, reißt ihn in Fetzen, rollt ihn die Düne hinauf, jagt mit ihm ein weites Stück durch die Luft und läßt ihn endlich in die starren Sanddornfelder fallen, die zwischen altem Schilf und braunen Gräsern die Dünentäler bedecken. Dann wühlt sich der Sturm in die Dünen hinein, wo er eine unbewachsene Stelle findet, treibt den weißen Sand wirbelnd in die Höhe, entführt ihn über die nasse Außenweide und streut ihn ins Wattenmeer herunter. Und er rast weiter, rührt das flache Wattenmeer auf, so gut er kann und saust an den Scharen von Watvögeln und Enten vorbei, die, ihre Köpfe gegen die Windseite gewandt, mit angezogenem Halse still dasitzen auf den miesmuschelbestandenen Sandbänken. In seinem Brausen verhallt das tausendstimmige Rott-rott-rott der Ringelgänse, die dort das Seegras abweiden. Nun springt er wütend, heulend und pfeifend über den Deich, reißt einen morschen Bretterzaun um, hebt das Dach von einem Holzschuppen und wirft einem Bauern den alten Kirschbaum aufs Haus, daß die Sparren krachen. Aber draußen auf See ist's doch am ärgsten. Der Dampfer, der, von Rußland kommend, nach Westen steuert, wühlt seine Nase tief in eine Welle hinein und wirft große Wassermengen auf seinen Rücken, wie eine badende Riesenente. Der Schornstein ist mit einer weißen Salzkruste überzogen, und der dicke Rauch wird hinuntergedrückt auf die Wogen. Und wie es dem Kapitän zu toll kommt und das Rollen immer schlimmer wird, läßt er die Seile durchschneiden, mit denen die Terpentinfässer auf Deck festgebunden sind, und bald hüpfen in langer Reihe die Fässer taumelnd hinter dem Schiffe her. Doch die Nacht wird noch fürchterlicher. Dichte Schneemassen fliegen horizontal übers Meer, so daß auf zweihundert Schritt keine Laterne mehr zu sehen ist und sämtliche Leuchttürme erloschen zu sein scheinen. Die Flut staut sich mächtig zwischen den Inseln, läßt das Wasser nicht hinaus aus dem Wattenmeer, und wenn die Ebbe eingesetzt hat, springen die Meereswogen in rasendem Kampfe gegen die Wellen des ausströmenden Watts. So toben die brutalen

Schrammen. *Juni 1909.*

Fliegende Tordalke.

Gewalten noch einen Tag und eine Nacht, als wollten sie alles verschlingen. Zwischen den Dünen bilden sich neue Durchbrüche, durch die sandige, tiefe Wasserbäche wie Gebirgswässer entlang laufen vom Watt zur See; die Außenweide ist ein schmutziger See geworden und die Brunnen der armen Insulaner, die an der Wattseite wohnen, werden mit Salzwasser gefüllt.

Endlich erhellt sich der Himmel langsam. Der Wind kommt mehr aus Nordwesten, wird schwächer und schwächer, das Watt beginnt allmählich zu fallen und am Nordstrand tritt das Meer schon etwas zurück vom Fuße der Dünen. Die öden, gleichmäßigen Halmpflanzen, die die Menschen in langwieriger Arbeit im Sommer pflanzten, um die schmalen Inseln gegen die Wut des Meeres zu verteidigen, hat er herausgewühlt, daß die Wellen sie wegschwemmten. Die Dünen sind weißgefleckt von kleinen Schneefeldern, und der Schnee, der von der Seeseite herangeweht wurde gegen die unabsehbare Reihe von Holztrümmern, Tang, Kisten, Fässern und Bambusstangen, die das fallende Wasser zurückließ, liegt als nasser Matsch da, vermischt mit Sand und Schaum. Dazwischen liegt eine verendete Ringelgans, naß und sandig, mit struppigem Gefieder; dort eine zweite. Dann kommen wieder, zwischen Tangmassen und Schaum, einzeln und zu mehreren, Stummelmöwen und Stockenten, Sturmmöwen, Seetaucher und Pfeifenten. Hier liegt zusammen mit allerlei Arten Enten, besonders Sammet- und Trauerenten, die kaum mehr kenntlich sind in dieser elenden Verfassung, ein brauner Baßtölpel. Aber zwischen all den Opfern, die der Orkan zur Strecke brachte, und die viele Kilometer weit den Strand bedecken, liegen zu vielen, vielen Tausenden die

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1908.*

Junger Tordalk.

Leichen eines ganz eigentümlichen Wasservogels von Krickentengröße. Der ganze Vogel ist dunkelbraun, nur die Unterseite glänzend weiß. Der Körper ist von oben und unten platt zusammengedrückt. Die gelbbräunlichen Füße sitzen ganz hinten unter dem keilförmigen Schwanze, der Hals ist kurz. Das Sonderbare an dem Tier ist aber der Schnabel. In der Verlängerung des flachen Schädels sitzt ein seitlich stark zusammengedrückter schwarzer Schnabel, wie aus glänzend poliertem Ebenholz, der mit einem weißen Furchenstreifen geziert ist. Das ist der Tordalk, ein vorzüglicher Schwimmer und Taucher, der sein Leben auf der See verbringt und tauchend seine Nahrung sucht. Er verabscheut das Süßwasser und geht außerhalb der Brutzeit nur gezwungen ans Land. Lieber schläft er draußen auf See. Dann steckt er seinen Schnabel unter die Flügel und läßt sich von den Wellen schaukeln. Wenn der Herbst kommt, zieht er in unübersehbaren, lose aneinander gereihten Scharen den dänischen Gewässern zu, überwintert aber auch an der Nordsee und an den Küsten des Ozeans; zu dieser Jahreszeit ist er auch bei den Kanarischen Inseln angetroffen worden. Vertreibt ihn ein ungewöhnlich strenger Winter früh aus seiner nördlichen Heimat, dann kommt er wohl schon im August zu uns. Die Erscheinung des fliegenden Tordalks ist merkwürdig genug, und er unterscheidet sich im Fluge stark von seinen Verwandten, den anderen Alken und Lummen, denen er in Gestalt und Farbe sonst sehr ähnelt, denn sie sind alle miteinander schwarz und weiß und ziemlich von derselben Größe. Der raubvogelartige Schnabel hebt sich scharf von der Luft ab und der hintere Teil des Vogels ist manchen spitzschwänzigen Enten ähnlich. Den Kopf senkt

C. J. King. *Scilly-Inseln.*

Ein Trupp Tordalke.

er fliegend etwas vor, und die kurzen, schmalen Flügelchen müssen so schnell bewegt werden, daß man ihre Form kaum mehr erkennen kann: sie scheinen nur noch zu zittern. Dazu geht der Flug reißend vorwärts, und wenn die kilometerlange Kette einfällt, dann setzt sich der vorderste Vogel zuerst aufs Wasser, der zweite fliegt über ihn hinweg, läßt sich vor ihm nieder, der dritte vor dem zweiten und so fort, und wenn sie nun alle schwimmen, dann bilden sie wieder eine endlose Reihe auf dem Meere. Früher war dieser kleine, schwarzweiße Wintergast auch zur Brutzeit auf Helgoland in Mengen zu sehen. Jetzt sind es nur noch wenige Paare, die von Mai bis Juni am Felskegel der Nordspitze zwischen ihren Freunden, den Lummen, brüten. Im Sommer nennt sie der Helgoländer Korrid, im Winter, wenn sie durch weißliche Färbung am vorderen Hals und Kopf verändert sind, Dogger. Aber auch diese letzten werden sich bald eine andere Heimat suchen müssen, wenn erst die lange Riesenmauer gebaut sein wird, die zum Schutze gegen die anprallenden Wogen um die Insel gezogen werden soll. Sonst brütet er überall an der Küste des nordatlantischen Ozeans, in Skandinavien und Großbritannien, östlich geht er noch bis Gotland. Nach Norden zieht er nicht sehr weit hinauf; auf Spitzbergen ist er z. B. nicht gefunden worden, doch bewohnt er die Nordküsten

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1909.*

Tordalke in Gesellschaft von Scharben und Papageitauchern.

von Asien und Amerika in enormen Mengen, auch die großen Buchten von Kanada und um Grönland herum. Seine südlichsten Brutplätze liegen an den bretonischen Gewässern. Im Februar oder März erscheint er an der Küste, auf deren Felsen er zu brüten gewohnt ist und verläßt sie erst im August oder September, um allmählich südwärts zu ziehen.

Wie ist es nun möglich, daß ein Vogel, der so ganz und gar dem hohen Meere angehört, schon nach einem mehrtägigen Sturm in der traurigsten Verfassung, mit leerem Magen und bis zum Skelett abgemagert, zu ungezählten Tausenden verendet oder doch gänzlich erschöpft, an den Strand getrieben werden kann?

Er ist ganz und gar darauf angewiesen, sich durch Tauchen kleine Fische, wie junge Heringe, Sprotten, Sandaale und Stichlinge zu erjagen. Nun muß es wohl vorkommen, daß die flache Nordsee, die ja nirgends über zweihundert Meter tief ist — also nur wenig tiefer als die oberbayrischen Seen — bei anhaltenden Westwinden bis zum Grunde aufgewühlt und undurchsichtig wird; dann sehen die tauchenden Vögel die Fische, die sie teils auf dem Meeresgrunde ergreifen, teils von unten nach der Oberfläche jagen und so erbeuten müssen, überhaupt nicht mehr. Das schöne Fettpolster, das sie sich als eiserne Ration

38*

aus ihrer Heimat mitbrachten, zehrt sich auf, und wenn der kleine Körper erst einmal durch Hunger entkräftet ist, treibt er bald matt und willenlos in die Brandungswellen hinein. Zu schwach geworden zum Fliegen, ertrinkt der unermüdliche Schwimmer, der kleine, elegante Taucher elend in dem flachen Wasser. Und er wußte doch sonst in einer Tiefe von 50—60 Metern auf dem Grunde des Meeres im grünen Halbdunkel des Seetangs den klugen Fisch zu überlisten. Kühn und geistesgegenwärtig entging er wohl hundertmal in seinem Leben mit knapper Not dem Rachen des Katzenhais, dem großen, schiefen Maul des gierigen Heilbutts, in dessen Fischgründe er so geschickt hinabtauchte, als sei er selbst ein Raubfisch. Und wie schnell mußte die Jagd beendet sein in der Tiefe! Wenige Minuten nur konnte er, ohne zu atmen, dort unten leben, und ehe die kurze Frist verstrichen, mußte er in rasender Geschwindigkeit, mit den Flügelchen rudernd und den Füßchen steuernd, hinaufschwimmen ans Tageslicht, um sich die Lungen wieder mit frischer Luft zu füllen.

Und jetzt wird er hier ein Opfer des Elementes, ohne das für ihn kein Leben zu denken war. Ein jämmerlicher Anblick ist's, ihn nun so, zu fast unkenntlichen Ballen geworden, daliegen zu sehen zwischen ebensolchen Enten, deren Federn bei Lebzeiten wie Juwelen leuchteten. Struppig und verworren ist das herrliche Gefieder, das sie täglich viele Stunden lang wuschen, ordneten und putzten, bis auch die kleinste Feder sauber, glatt und gut eingefettet an ihrem Platze lag.

Wie ein dummer und brutaler Jäger hat das ungastliche Meer die schönen kleinen Flüchtlinge aus dem Norden hingemordet und sie achtlos auf den Strand geworfen. Niemandem kommen sie zugute. Wohl werden einige der matten, noch lebenden Tierchen von den Insulanern erlegt und gegessen; auch kommt hier und da eine Schar Nebelkrähen, die hier überwintern, und tut sich an dem Fleisch der Vögel gütlich. Es ist eine angenehme Abwechslung für sie, statt der roten Sanddornbeeren und der Feldmäuse einmal frisches Vogelfleisch zu fressen. Aber die größte Zahl verkommt und verwest ungenutzt.

Außer den Tordalken liegen zwischen den Enten und Gänsen noch andere Hochseevögel, die ebenfalls zu Tausenden hier den Tod fanden. Das sind die Trottellummen. Etwas größer als die Tordalken, haben sie einen schwachen, spitzen Schnabel, der seitlich zusammengedrückt ist. Kopf, Rücken, Flügel und der Stummelschwanz sind dunkelbraun, die ganze Unterseite ist weiß, an den Flanken mit dunklen Streifen. Die Füße bräunlich. Das Braun des Nackens geht wie ein Ringelchen fast bis an den vorderen Hals; die Unterseite des Kopfes ist im Winter weiß. Im Sommer ist Hals und Kopf gleichmäßig braun. Dieser Vogel ist an der deutschen Nordseeküste, wenigstens auf See, auch im Sommer eine tägliche Erscheinung. An dem sogenannten Lummenfelsen auf Helgoland brütet er auch jetzt noch und bleibt dort bis

Ende Juli. Während der Brutzeit wird er gesetzlich geschützt, aber gegen Ende Juli findet an einem näher festgesetzten Tage vom Boot aus ein Schießen statt, bei dem die von dem Felsen in rasendem Fluge abschwirrenden Vögel meist vorbeigeschossen werden. In Gesellschaft von Trauerenten treiben sie sich dann später in Flügen von 10—50 Stück auf der Nordsee umher. Im Herbst bekommen sie noch Besuch von vielen Artgenossen vom Norden her und erscheinen wohl auch in den Balgen des Wattenmeeres. An Land scheinen sie nur zu gehen, wenn sie erschöpft sind. In Massen brüten sie an der

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1907.*

Junger Tordalk neben zerbrochenen Eierschalen.

norwegischen Küste, auf den Hebriden und Orkaden, den Shetlands und Faröern, auch im südlichen Island. Ihre südlichsten Brutplätze liegen an der portugiesischen Küste. Auch die meisten Trottellummen sind Zugvögel und wandern in ungeheuren Scharen von ihren nordischen Vogelbergen aus, um dem dunklen Winter ihrer Heimat zu entgehen. Doch einige können sich auch nach der Brutzeit von diesen wilden Küsten nicht trennen. Zwischen schwimmenden Eisschollen treiben sie sich dann an der Küste umher, um ihre Nahrung zu suchen, und manch eine friert wohl mit den Füßchen auf dem Eise

fest und wird dem Kolkraben zur Beute, der die Küste absucht, oder der großen Raubmöwe, die immer gleich bei der Hand ist, wenn's etwas zu morden gibt.

* * *

Dünner weißer Nebel hüllt die Felswände der Westman-Inseln ein, und die Morgensonne scheint nur schwach hindurch auf die grünen Matten, die auf den Höhen zwischen steilen Wänden überall hervorschimmern. Die hohen Basaltfelsen werfen ihren Schatten schräg durch den feinen Nebeldunst hindurch bis weit hinaus aufs Meer, und malen ihre Silhouetten zackig auf die Wände der benachbarten Klippen. Das Erdreich ist aufgeweicht vom Regen, an den fetten, hohen Grashalmen hängen noch die blanken Tropfen und bis hinein in die Felsritzen, wohin der violette Storchschnabel sich vor den Stürmen des Ozeans verkrochen hat, trieft und blinkt jeder Stein und jedes Blatt. Und wohin der Regen nicht dringen konnte, da hat der Wind den Schaum des Meeres hinaufgeweht. Durch hohe Kamine und nach oben enger werdende Felsschluchten heulte er hindurch und besprühte alles dort oben mit dem Salzwasser, das tief unten in den Buchten kocht und brodelt. Doch die Sonne steigt höher und höher. Der Sturm legt sich ein wenig, und alles, was sich verkrochen hatte vor seiner Gewalt, kommt wieder hervor. Die Sturmvögel kümmerten sich nicht um das Wetter. In ihren schwarzen Höhlen saßen sie trocken und warm und schliefen still. Die anderen Vögel, die bei Tage hier oben für ihr Ei oder ihr Junges zu sorgen haben, kriechen, sobald es irgend geht, hervor und kämpfen mit Energie gegen die Gewalten, die es ihnen oft genug recht erschweren, sich ihre Nahrung zu suchen. Unter einer steilen Wand auf dem plattgetretenen, beschmutzten Grase liegt ein junger Polarsturmvogel. Das fette, unbehilfliche Ding war zu vorwitzig; als die Mutter kam, um ihm Nahrung zu bringen, hatte es sich ein klein wenig zu weit vorgebeugt und im nächsten Augenblicke lag es schon mit gebrochenen Gliedern, hundert Meter tief abgestürzt, auf einem Felsenvorsprung. Nun sammeln sich die Fliegen um den toten Körper und eine Bachstelze, die etwas tiefer unten in einer Felsenritze ihr Nest hat, ist rennend und springend dabei, die Insekten mit dem Schnäbelchen zu ergreifen. Als das Kleine abgestürzt war, dauerte es lange, bis die Mutter begriffen hatte, daß es wirklich tot sei. Immer wieder trug sie ihm Nahrung zu, schob es sanft mit dem Schnabel hin und her und lockte leise. Das alles nützte aber nichts. Dann setzte sie sich auf den toten Körper, um ihn zu erwärmen. Schließlich versuchte sie es mit Strenge: sie hieb das kleine tote Ding einmal über das andere mit dem hakigen Schnabel und strich endlich ab, um jedoch nach kurzer Zeit wieder zurückzukehren und alle die Wiederbelebungsversuche von neuem zu beginnen.

Die unzähligen Felsenvögel, die hier an den Küsten dieser reichen Fischgründe alljährlich den Sommer verbringen, beleben Luft und Wasser, Strand

Zwei Tordalke, ſich ſchnäbelnd. In Geſellſchaft von Trottellummen und Scharben.

und Stein in sinnverwirrender Weise. Da geht's hinunter ins Meer und wieder hinauf auf die Galerien und Vorsprünge, in die Klüfte und Löcher und auf die Rasenmatten. Von jeder Stelle, wo sich eine kleine Mulde zeigt, die geräumig genug ist, um das Ei zu fassen, damit es nicht hinabrollt in die Tiefe, hat im Frühling eine Möwe oder ein Alk, eine Lumme oder ein Polarsturmvogel Besitz ergriffen, und nun nimmt das Schreien und Knurren, Kreischen, Beißen und Zanken kein Ende mehr, bis das letzte Junge imstande ist, auf dem Meere seine Nahrung selbst zu suchen.

Der fette Erdboden auf der Höhe ist überall unterminiert. Die Eingänge der Höhlen, die wie Kaninchenbauten aussehen, sind zum Teil in sonderbarer Weise schillernd tapeziert. Es sind blaue, flache Schmarotzerinsekten, die in enormen Mengen die Wandungen bedecken. Wem mag diese unappetitliche Wohnung gehören? — Aus dem Innern kommt ein leise flötender Ton, der in kurzen Zwischenräumen von einem erstaunt klingenden gedehnten Ha beantwortet wird. Dann kommt's näher und näher, und im Eingange der Höhle erscheint ein sonderbares, schwarz-weißes Vögelchen, so sauber, so glänzend und frisch geputzt, als komme es soeben aus dem Bade und nicht aus einem schwarzen, finsteren, mit tausend Schmarotzerinsekten besetzten Erdloch. Wie ein kleiner, wunderlicher Zwerg in schwarzem Frack, weißer Weste, roten Schuhchen und schwarzer Halsbinde steht es jetzt vor seiner Behausung. Das sonderbarste an ihm aber sind die Augen. Zwei merkwürdige, blaugraue Schwielen, eine kleine, horizontal unter jedem Auge, eine andere dreieckige über demselben, die hornartig herausstehen, geben dem Auge einen bedenklich-ängstlichen Ausdruck, dessen Komik noch dadurch verstärkt wird, daß die Augenlider selbst glühend rot gefärbt sind. Das ganze Gesichtchen ist hellgrau, unter dem Kopfe läuft ein schwarzes Halsbändchen um den Hals herum. Alle übrigen Teile des Körpers sind braunschwarz, bis auf die schneeweiße Unterseite. Unter der sehr niedrigen Stirn ragt der große, scharfe Schnabel hervor. Er ist wie ein Papageienschnabel hakig gebogen, aber seitlich ganz zusammengedrückt. Auch die Farbe ist höchst wunderlich. Vorn leuchtet er lebhaft rot, weiter hinten blaugrau und außerdem ist er noch mit ein paar hochgelben Hohlkehlen verziert. Das kurze Schwänzchen ist kaum zu sehen, um so auffallender sind aber die in entzückendem Siegellackrot leuchtenden kleinen Schwimmfüßchen, die ganz unten am Hinterleib sitzen. Ziemlich aufrecht sitzt er da, sieht erstaunt umher, als sei er noch niemals am Tageslicht gewesen, putzt sich und schnurrt leise sein Orr-Orr. Endlich dreht er sich um und watschelt wieder hinein in seine Höhle, als ob er etwas vergessen hätte.

Dieser sonderbare Vogel ist der Lund oder Seepapagei. Er lebt mit vielen Tausenden seiner Artgenossen zur Brutzeit hier oben und zieht sein Junges mit größter Sorgfalt auf. Das Brutgeschäft macht er sich wirklich nicht leicht. In der lockeren Erde, die aber oft von Wurzelgeflecht und

C. J. King. *Scilly-Inseln.*

Tordalk und Papageitaucher.

Steinchen dicht durchfilzt ist, gräbt das Männchen im Frühjahr mit Schnabel und Füßen so eifrig an seiner Höhle, daß es alles darüber vergißt und der Hinzukommende es mit der Hand fangen kann. Stößt es beim Graben auf einen Felsen, so wird um diesen herum weiter gewühlt und die Erde hinausgeschafft, bis ein anderthalb bis zwei Meter tiefer, krummer Gang fertig ist. Nie darf das Tageslicht hineinfallen in das Innere seiner Höhle. Auch darf nicht durch ein zweites Loch Zugluft entstehen. Diesen Bau bewohnt der raufluſtige Vogel immer ganz allein mit seiner Gattin, die ihm gegen Anfang Juni ein einziges, rauhschaliges, dickbauchiges Ei legt. Wohl schleppen sie manchmal Wurzeln, alte Halme, Tang und ähnliche Stoffe hinein, doch wird ein eigentliches Nest nicht gebaut. Das Ei, das auf gelblich-weißem Grunde blaßgrau gekritzelt ist, hat im Verhältnisse zum Vogel eine enorme Größe. Es ist größer als das größte Entenei, trotzdem das Tierchen selbst nur etwa so groß wie eine Krickente ist! Etwa fünf Wochen bebrüten die beiden Gatten abwechselnd ihr Riesenei, und wenn dann nach dieser langen Zeit endlich das grauflaumige Junge erscheint, dann geht die Arbeit erst recht an. Das Kleine

C. J. King. *Scilly-Inseln.*

Papageitaucher und Tordalke, ruhend.

wächst langsam heran und unaufhörlich müssen ihm aus der Tiefe des Meeres Fischchen heraufgeholt werden. Nur bei ganz schlechtem Wetter ziehen sich die Alten in die Höhle zurück, sonst wird Tag und Nacht gefischt und nur um Mitternacht herum ruhen sich die ermüdeten Vögel einige Stunden aus.

So zanksüchtig und bissig diese Tiere sind, so rührend nehmen sie sich gegenseitig der verlassenen Eier und Jungen an. Sobald durch irgendeinen Unglücksfall die beiden Alten umkommen, ehe das Ei ausgebrütet ist, findet sich auch schon eine barmherzige Nachbarin, die, vielleicht selbst kinderlos, das langweilige Geschäft übernimmt, und wenn das Junge die Schale schon gesprengt hatte, dann kommt es nicht elend um in seiner Höhle, sondern alsbald erscheinen hilfreiche Freunde, die das kleine Ding so reichlich mit Sprotten und Tobiasfischchen versorgen, als sei es ihr eigenes.

Manchmal, wenn keine lockere Erde auf den Felsen ist, so daß das Graben von Höhlen nicht angeht, wird das Ei auch unter alte Wracktrümmer, Felsstücke oder Steinplatten gelegt. Aber im allgemeinen ist der Seepapagei so abhängig von der Bildung der Küste, daß er oft seine Jungen fern von seinen Fischgründen aufzieht. Dann kommt es ihm zu statten, daß er ein vorzüglicher Flieger ist, wenn es nottut. In geradem, schwirrenden Fluge muß er dann von seinem Bau aus manchmal 50, ja 100 Kilometer weit fliegen, bis er die Nahrung findet, deren sein Junges bedarf.

Wenige Meter von der Höhle, in der unser Lund verschwand, ist eine zweite, vor deren Eingang ein anderer umhertrippelt, indem er knurrend mit Hals und Kopf viele Verbeugungen macht. Er biegt den Hals, dreht das Köpfchen fast wie eine Eule nach rechts und links und scheint auf etwas zu

C. J. King. *Scilly-Inseln.*

Ausgedehnte Brutkolonie des Papageitauchers. Hunderte von Vögeln bei ihren Nisthöhlen.

warten. Nicht weit vom Eingang stürzt eine Felswand senkrecht ab ins Meer. Auf der Kante sitzen eine Reihe anderer Lunde, die nichts zu tun haben. Sie putzen sich, beißen einander, knurren und drehen dann, umhertrippelnd, zwischendurch immer wieder ihre weiße Unterseite dem Meere zu. Da gesellt sich eine sonderbare Erscheinung zu ihnen. Vom Meere herauf durch den feinen Nebel hindurch kommt einer ihrer Genossen im Bogen heraufgeschwirrt, setzt seine roten Füßchen auf die Felskante, legt die Flügel an und dreht sich nach rechts und links. Aber von seinem Unterschnabel ist nichts zu sehen. Wie ein langer, silberglänzender Bart hängt's zu beiden Seiten herunter in bleistiftdicken, zugespitzten Fransen. Die anderen begrüßen ihn, ohne viel Spektakel zu machen, dann trippelt er weiter durch das nasse Gras und macht immer wieder halt, um sich nach rechts und links umzusehen. Endlich ist er vor seiner Höhle angekommen. Es ist das Männchen. Gerade so gefärbt wie seine Gattin, ist er etwas stärker und breiter. Bei seinem Jagdzuge ist er auf einen Schwarm Tobiasfischchen gestoßen und wieder und immer wieder tauchend hat er eines nach dem anderen erbeutet. Und jedesmal, wenn ihm ein neuer Fang gelungen war, tauchte er auf und ordnete schwimmend seine Beute, bis rechts und links vom Schnabel die silberbläulichen Aalfischchen gleichmäßig herunterhingen. Vor der Höhle dreht er sich um, wartet ein wenig und dienert, ehe er hineinwatschelt zu seinem Kleinen, das ihn wieder mit leisem Flöten empfängt. Das Weibchen ist nun ihrerseits zum Fischen gegangen. Sie geht bis an den Rand des Abgrunds, breitet ihre kurzen, schwarzen Flügelchen aus, streckt die Füße nach hinten und die roten Schwimmhäute wie einen Fallschirm weit voneinander gespreizt, wird das schwarz-weiß-rote Vögelchen grauer und grauer und versinkt im sonnenbeschienenen Nebel zwischen den Massen der ewig auf- und abwogenden anderen Vögel.

Nicht weit von dem beliebten Aussichtspunkte, auf dem sich die Seepapageien vor und nach der Jagd treffen, hat auf einem der schönsten, höchsten und geschütztesten Plätze, auf einem steilen Felszahn seit vielen Jahren ein Mantelmöwenpärchen sein Nest. Das sollten die Lunde eigentlich schon lange wissen; ebenso sollten sie es wissen, daß in den tiefen Höhlen ihre Eier und Jungen vor diesem rücksichtslosen Räuber unbedingt sicher sind und daß er ihnen selbst auch nicht viel anhaben kann. Aber als soeben die alte Mantelmöwe mit einer unkenntlichen Masse im Schnabel um die Felsecke herum vor dem Winde angesegelt kam, da stürzte die ganze Gesellschaft kopfüber hinab in den Nebel, als wäre ihr letztes Stündlein gekommen.

Von den Nordostküsten Amerikas bis Nowaja Semlja, soweit offenes Land sich findet, brütet der Lund überall, wo es geeignete Nistplätze und Fischgründe gibt. Südwärts geht er hinunter bis zu den normannischen Inseln. Dort sind die südlichsten bekannten Brutplätze. Neben der Grillteiste ist er wohl der verbreitetste und zahlreichste der Felsenvögel. Im stillen Ozean wird er durch

C. J. King. *Scilly-Inseln, Mai 1908.*

Papageitaucher und Scharbe.

eine verwandte Art vertreten. Als echter Hochseevogel verläßt er das Brutgebiet, sobald die Jungen flügge sind, und treibt sich schwimmend auf dem Meere umher, bis die Frühlingssonne wieder den Schnee auf den Felsen seiner Heimat schmelzen macht und die Küsten eisfrei werden.

In einer kleinen flachen Bucht, die bis hinauf, wo in dem Rasen die Seetangfetzen verfaulen, mit faustgroßen Rollsteinen bedeckt ist, gehen drei Kolkraben spazieren und suchen zwischen dem Auswurf des Meeres etwas Genießbares. Der riesige Vogelberg sorgt dafür, daß sich die kleine Familie nicht anzustrengen braucht, um sich den Magen zu füllen, denn überall liegen zwischen Gras und Steinen herabgerollte Eier und abgestürzte junge Vögel. Aber der Kolkrabe liebt die Abwechslung, und da gerade Ebbe ist, stillt er diesmal seinen Hunger mit Seetieren.

Die Brandung, die unten an den Felsen tobt, wird durch vorliegende Klippen und Inselchen gebrochen, und die Wellen laufen nur wenig hinauf aufs Ufer, um dort zischend im Gewirr der Steine zu versinken. Eine Schaffamilie ist vom Innern der Insel hierher gelaufen, und alt und jung nascht von den salzigen Seetangblättern, ohne sich weiter um die Raben zu kümmern. Auf dem Wasser und in der Luft ertönt überall das Kreischen der Stummelmöwen. In gaukelndem Fluge schweben sie über den Felsen, fliegen hinauf zu ihren weiß gekalkten Seetangnestern, die hier an dem windgeschützten Platze schon wenige Meter über dem Meeresspiegel in den ausgewaschenen Höhlungen der Felswände stehen. Wie ein riesenhafter Taubenschlag sieht's hier aus, wo die zierlichen Vögel mit ihren dunklen Augen jeden neuen Ankömmling mustern, während sie auf dem Neste sitzen und brüten. Zwischen Polarsturmvögeln und Möwen, die auf dem Meere überall friedlich umherschwimmen, taucht hie und da einer der Seepapageien auf, um Luft zu holen. Das kleine Schwänzchen aufgerichtet, schwimmt er dann, alles beobachtend, umher. Die roten Füßchen, mit denen er lebhaft rudert, tauchen dabei öfters aus dem dunkelgrünen Wasser auf. Dann öffnet er auf einmal die Flügel, springt ein wenig in die Höhe und verschwindet mit dem Schnabel voran im Wasser, wo er mit geöffneten Flügeln rudernd, dem Grunde zusteuert.

Im Windschutze der hohen Basaltwände, wo riesige Steinbrocken untermischt mit Erde und Felstrümmern jeder Größe in wildem Durcheinander liegen, hat sich abseits von dem lärmenden Getriebe der eigentlichen Vogelstadt eine kleine Gesellschaft von etwa zehn Paaren ruheliebender Vögel angesiedelt, die hier in den Ritzen der Felsblöcke und zwischen all dem Schutt und den Kräutern ihre Jungen großziehen. Es sind Grill-Lummen, kleine schwarze Vögel, von der Größe der Seepapageien. Nur ein rein weißes Schild ziert die Flügel. Der schwarze Schnabel ist seitlich zusammengedrückt. Hier sitzen sie dicht am Meere in einer kleinen Gesellschaft beisammen. Es ist Ebbe, und auf dem dunklen Seetang leuchten die gelbroten Füßchen doppelt schön. Jetzt

W. Farren. *Farne Islands, Mai 1905.*

Felsen, von riesigen Mengen Trottellummen und Möwen bewohnt.

streckt die eine den Hals nach vorn, öffnet den Schnabel weit und gibt einen hohen, sanften Ton von sich, der wie ein leises „iihp" klingt. Wer diesen Ton zum erstenmale hört, ist leicht geneigt, ihn für den Ruf des Wiesenpiepers zu halten. Mitte Juni hatten die Weibchen ihre zwei Eier gelegt. In Gestalt und Größe etwa Hühnereiern gleichend, haben sie auf blaugrünlichem Grunde viele rötliche und schwarzbraune Tüpfeln und Flecken. Beinahe vier Wochen brüteten dann die Gatten abwechselnd, bis endlich die grauflaumigen Jungen die Schale durchbrachen. Sie werden nun von den Eltern mit kleinen Fischchen und Krebstieren geatzt. Auch hier muß wieder besonders das Tobiasfischchen herhalten, mit dem in der Hauptsache alle Lummen- und Alkenkinder groß-gezogen werden.

Von Neufundland bis Bornholm, von Labrador bis zum Weißen Meere ist die Grill-Lumme, die auch wohl Teiste genannt wird, an allen Küsten einer der häufigsten und zahlreichsten Brutvögel.

Nicht weit von dem Platze, wo die Teisten von ihrem Neste hinabwatscheln ins Meer, um wie andere Lummen dem Fischfang obzuliegen, sitzen zwei Seepapageien auf einem flachen, mit Gras bewachsenen Felsen. Flatternd und knurrend scheint sich der eine vergeblich zu bemühen, davonzufliegen, während sein Gefährte beständig durch Locken und Hin- und Herflattern versucht, ihn zum Mitkommen zu bewegen. Doch alle Bemühungen sind umsonst, und nach vielen Stunden sitzen die beiden noch immer stumm beieinander. Eine fest zusammengedrehte Pferdehaarschlinge, die von isländischen Knaben auf dem Steine befestigt war, hält dem armen Kerl das eine Füßchen fest, das durch das unaufhörliche Zerren schon ganz ausgerenkt ist, und nun wartet das Männchen, das gar nicht begreifen kann, warum seine Gattin heute nicht nach Hause gehen will, geduldig an ihrer Seite, bis die Knaben kommen und dem Gefangenen den Kopf umdrehen.

Die Vogelfelsen haben ihre Etagen wie die großen Mietshäuser in den Städten, und mit Zähigkeit halten die einzelnen Vogelarten an der Gewohnheit fest, in einer bestimmten Höhe zu brüten. Während die Sturmvogelarten und die größeren Möwen meist die obere Region bevorzugen, und auch die Lunde gern ihren Bau auf den höchsten Rasenplätzen anlegen, fühlt sich die Grill-Lumme am wohlsten, wenn sie aus dem Versteck, in dem sie ihre Kleinen ausgebrütet hat, direkt ins Meer gelangen kann. Ähnliche Bedingungen machen die Kormorane und die Eiderenten, wenn sie im Frühling auf Wohnungssuche gehen. Auch die Stummelmöwen beziehen gerne die Parterrewohnungen, wenn sie nur so hoch liegen, daß ihnen bei schwerer Brandung die Nester nicht weggerissen werden. Doch legen sie ihre Nester auch gern auf etwas höher gelegenen Galerien an, wo sie in Gesellschaft von einigen Lummenarten und Alken brüten. Da ist vor allem die Trottellumme, die in dieser Region neben der Stummelmöwe den Ton angibt. Während diese

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1907.*

Lummen und Tordalke in Gesellschaft von Papageitauchern und einer Scharbe.

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1901.*

Papageitaucher und Tordalke.

 Copyright 1910, R. Voigtländers Verlag in Leipzig.

kleinste der Lummen im Winter kaum je einen Laut von sich gibt, scheint es ihr zur Paarungszeit nicht möglich zu sein, während der Tagesstunden auch nur einen Moment den Schnabel zu halten. Sobald sie ihren Einzug halten und sich ihre Plätze wählen auf den nackten vegetationslosen Rändern, die sich an den Felswänden hinziehen, beginnt das Zetern und Schnarren. Alle Töne sind auf ein endloses Krrrrrrrrrr gestimmt. Nur scheint jedes Individuum diesen Laut in seiner Weise abzuändern und anders zu betonen. Und wenn sie das Ei ausgebrütet haben, das nur durch die Exkremente der Alten vor dem Hinabrollen bewahrt wurde, dann mischt sich noch in das unaufhörliche Geplärre der Eltern das flötende Pfeifen der Kleinen, und erst gegen Ende August verstummt endlich der Lärm. Dann ziehen die Alten fort und die Jungen, die in der Nähe der Brutplätze überwintern, bleiben allein zurück.

Zwischen den Trottellummen, die auf dem Meere umherschwimmen, taucht hier und da ein Vogel auf, der, hier in geringerer Anzahl brütend, in Gestalt und Benehmen leicht mit ihm verwechselt werden kann. Das ist die dickschnäbelige Lumme. Man hat die Trottellumme, die übrigens schon den Übergang zu den Alken bildet, zum Unterschied von ihr auch wohl die dünnschnäbelige genannt.

Ihre Stimme ist auch nicht schöner, wie die ihrer Verwandten; doch zieht sie das ewige ärr und örr nicht so lang aus wie die Trottellumme. Auch ruft sie nicht so oft und nicht so anhaltend wie diese. Auch diese Lumme legt nur ein einziges Ei, das allerdings die Größe eines Puteneies hat.

Eigentlich ist die dickschnäbelige Lumme mehr im Norden, rund um den Pol herum zu Hause und besonders in Grönland, wo sie die einzige Vertreterin ihrer Familie ist, wohnt sie im Sommer zu vielen Millionen. Die Eskimos ziehen die Brusthäute mit den Federn ab, um sie zu gerben. Dann werden sie aneinander genäht und das Ganze gibt die wärmsten, weichsten und schmiegsamsten Kleidungsstücke.

Der Nebel hat sich ganz verzogen, aber die Luft ist noch dunstig und das Blau des Himmels hat einen milchig grauen Schleier. Hoch oben, weit über den höchsten Felsspitzen, spielen zwischen einigen Polarsturmvögeln kleinere Vögel in der Luft umher. Es sind Tordalken, die dort oben ihre Kreise ziehen. Dann flattern sie hinab und mit raschen Flügelschlägen geht's an den Felswänden vorüber und wieder hinauf in die sonndurchwärmte, weißliche Luft. So fliegen die Lummen niemals und auch bei den Alken scheint es eine Art Balzflug zu sein, der nur zur Brutzeit ausgeführt wird. Schon seit dem Februar treiben sich diese Vögel hier umher. In den mittleren und höheren Regionen der Vogelfelsen, wo sich neben weiten Vorsprüngen tiefe, wagerechte Spalten und Nischen gebildet haben, legt das Weibchen im Juni sein Ei. Ohne besondere Kolonien zu bilden, brüten sie da friedlich zwischen den Stummel-

C. J. King. *Scilly-Inseln.*

Tordalke und Papageitaucher.

möwen. Am liebsten sind auch ihnen solche Plätze, die geschützt genug sind, um Gras und Kräuter hervorbringen zu können. Unter den schönen Seevogeleiern sind die Eier des Tordalken, besonders wenn sie stark gefleckt sind, wohl die allerschönsten. Der weißliche Grund ist rauher gekörnt, wie bei den Lummen, sonst ähneln sie den Lummeneiern sehr. Auch ihre Jungen suchen das Meer schon lange, ehe sie flugbar sind, auf. Selten hört man die Stimme der Alten. Ab und zu ertönt ein rollendes Groa oder ein Krrr, aber im allgemeinen scheinen diese Vögel nicht das Bedürfnis zu haben, das Orchester der Bewohner der Vogelberge noch zu verstärken.

Außer einigen Raubvögeln hat der Tordalk kaum Feinde. Bei der weiten Verbreitung der Alken und Lummen, an den zum Teil unbewohnten Küsten der arktischen Länder kommt der Mensch als Feind nicht sehr in Frage. Wie der Genuß aller dieser Felsenvögel dem armen Nordländer, der jahraus jahrein von Fisch, Schaffleisch und allerlei tranigem Getier leben muß, eine ersehnte Abwechslung bieten, so wird auch der Tordalk, seine Eier und seine Jungen dort, wo die Menschen ihn nur irgendwie erreichen können, mit allen

39*

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juli 1907.*

Tordalke und Papageitaucher.

Listen erbeutet. In den Buchten, in denen diese Vögel tauchend ihre Nahrung suchen, spannen z. B. die Norweger große Netze aus, die ihnen den Rückzug abschneiden; auch fängt man sie mit Schlingen und Käschern von den Eiern weg. Das Fleisch des Tordalken übertrifft übrigens an Wohlgeschmack das aller anderen Felsenvögel. Da dieser Alk der nächste Verwandte des ausgerotteten Riesenalks ist, kann man sich leicht vorstellen, wie wichtig der letztere, der gewiß ganz ähnlich schmeckte, für die Hochseefischer war, die an den Bänken Neufundlands fischend, monatelang bei Fisch, Pökelfleisch und Schiffszwieback ihre schwere Arbeit verrichten mußten.

Es ist eine warme Augustnacht. Aus den Fenstern einer am Strande gelegenen Hütte dringt schwacher Lichtschimmer. Auf dem Tisch des behaglichen Wohnraumes steht eine kleine Petroleumlampe; an der Wand hängen Photographien und eine alte Lithographie, Hamlet und die Schauspieler darstellend. Über dem offenen Feuer hängt ein Kaffeekessel. Am Tische sitzen drei Männer, die sich bei Kaffee, Schwarzbrot, gerolltem Hammelfett und sauren Walfischflossen munter unterhalten. Die alte Mutter schleicht auf

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1908.*

Tordalk und Papageitaucher.

dicken, wollenen Strümpfen herein. Von ihrem linken Arme hängt eine merkwürdige Masse herunter. Jetzt geht sie zum Feuerplatz, kniet nieder und legt etwas auf die Glut, das wie ein verdorrter brauner Vogel aussieht. Es ist ein geräucherter Seepapagei. Brennmaterial ist hier auf dieser Insel ein schwer zu beschaffender Artikel. Bäume gibt es nicht, Torf ist auch nur vom Festland zu beschaffen, und das Treibholz bildet mit sonstigem Strandgut das Fixum des Arztes. Der wenige Kuhmist auf der Insel wird in dem feuchten Klima selten so trocken, daß man mit ihm heizen kann, und da muß denn unser Lund wieder herhalten. Die Brust- und Bauchfedern werden in die Betten gestopft, und dann werden die Vögel geräuchert, nachdem man sie mit den krumm gebogenen Flügeln so aneinander gehakt hatte, wie sich bei uns die jungen Leute unterfaßten, als man noch den Schunkelwalzer tanzte. Der groteske Gesichtsausdruck, der dem Vogel den Namen Larventaucher eingetragen hat, ist diesen braunen Mumien auch im Tode geblieben.

Als der Morgen dämmert, brechen die Männer auf, und schwer bepackt geht einer nach dem anderen über die Planke, die vor dem Hause über einer

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1909.*

Trottellummen.

Das untere Bild zeigt zwei Vögel in zärtlichem Tête-à-tête.

C. J. King. *Scilly-Inseln, Juni 1908.*

Trottellummen, teils in Gesellschaft von Scharben und Tordalken.

O. Grabham. *Bempton-Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1908.*

Junge Trottellumme.

Pfütze liegt; in dieser modern Haufen von Dorschköpfen, Fischreste und Vogeleingeweide. Nun geht's hinab ins Boot. Ein Fäßchen Süßwasser, ein paar lange Seile, Käscher an Stangen, Brot, Kaffee, geräucherte Lundbrüste und Hammelfleisch wird an Bord verstaut, und nach kurzem Rudern landen sie drüben an der Halbinsel, wo die meisten Vögel nisten. Nach schwieriger Kletterei ist alles oben in einem kleinen Zelte untergebracht; dort sind Federbetten hergerichtet, in denen sich die drei Vogelfänger des Nachts verkriechen können. Wochenlang bleiben die Männer hier oben und jeder Vogel, der irgendwie für sie erreichbar ist, wird ergriffen und hängt gleich darauf mit umgedrehtem Halse am Ledergürtel. Junge und alte Seepapageien werden mit der Hand aus den Höhlen gezogen, Tausende werden mit einem Instrument, das wie ein riesiges Schmetterlingsnetz aussieht, in der Luft gefangen, wenn sie, vom Meere kommend, über den Rand des Abgrunds ihrer Nisthöhle zuflattern. Doch schwieriger als die Seepapageien sind die Lummen und Alke zu erbeuten, die auf den schmalen Gesimsen nisten. Manchmal kann man sie kletternd von der Seite her erreichen; aber Tritt und Griff muß sicher sein.

Bempton Cliffs (Yorkshire

Eiersammler bei ihrer gefahrvollen Tätigkeit.

Der angeseilte Mann wird hinabgelassen.

Der Mann hat ein Nest gefunden und gibt ein Haltezeichen mit der Hand.

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1908.*

Eiersammler bei ihrer gefahrvollen Tätigkeit.

Das gefundene Nest wird seiner Eier beraubt. Die Beute.

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1908.*

Dreihundert gesammelte Lummeneier.

Wer nicht jeden seiner Muskeln in der Gewalt hat, wenn er, mit der Brust an die senkrechte Felswand gedrückt Schritt für Schritt auf dem schmalen Bande sich entlang schiebt, um sich herum die geängstigten Vögel, tief unter sich das brausende Meer, — der kehrt schweißgebadet und schaudernd um, ohne auch nur einen Vogel erbeutet zu haben. Einige wenige Insulaner betreiben Jahr für Jahr dieses Geschäft.

Die unteren Etagen der Vogelberge werden vom Boot aus erstiegen und beraubt, und nur die exponiertesten Bänder, die auf keine andere Weise zu erreichen sind, müssen mit Hilfe des Seiles bezwungen werden. Der Mann, der sich an dem Seile herabläßt, muß versuchen, einen Felsvorsprung zu erreichen, von dem aus er dann kletternd weitergelangt. Auf ein Zeichen hin lassen ihn die Männer, die das Seil halten, weiter hinab, und wenn er schließlich ganz unten angekommen ist, wird er von einem Boote in Empfang genommen. Selbstverständlich kann auch der verwegenste und geübteste Vogelfänger nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Vögeln erbeuten. Trotzdem nehmen an einzelnen Brutplätzen besonders diejenigen Vogelarten

W. Farren. *Farne Islands, Juni 1905.*

Trottellummen und Heringsmöve.

allmählich ab, die am beliebtesten sind. Das sind vor allem die Lummen, Alke und Seepapageien. Die Eiderente hingegen, deren Ausnützung durch den Menschen wirklich rationell betrieben wird, nimmt an Zahl zu, statt daß sie sich vermindert.

In Norwegen erbeutet man übrigens den Lund auch mit Hilfe von kurzbeinigen Hunden, die man in den Bau schliefen läßt. Es muß ein Köter mit viel Schneid und Erfahrung sein, dem es auf die Dauer Freude machen soll, seine Nase in die enge, dunkle Röhre dem Vogel mit dem starken, kantigen Schnabel entgegenzuschieben. Und tatsächlich sind auch geübtere Hunde oft froh, wenn sie auch ohne Beute mit schweißenden Lefzen das Tageslicht glücklich wieder erreicht haben. Gelingt es dem Hunde, den Lund zu packen, dann zerrt er ihn heraus und bringt ihn lebend seinem Herrn.

* * *

Der Winter hat begonnen, und mit den Rottgänsen und Strandläufern, Enten und Brachvögeln sind auch allerhand Räuber mitgekommen vom Norden

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1907.*

Brütende Trottellummen.

Neben dem mittelsten Vogel ist ein Ei sichtbar.

her, die in den fetten Jagdgründen der Nordseeküste ein behagliches Leben führen.

Die Abendsonne scheint rötlich durch die dunstigen Wolken. Strandläufer ziehen in kleinen und großen Schwärmen übers Watt, und in Gesellschaft von Tausenden sitzen Austernfischer in langen, schwarzweißen Massen am Strande. Die kommende Flut bedeckt die Sandbänke im Watt und zwingt die dort versammelten Vögel, aufzufliegen. Viele von ihnen kommen an den Rand der Außenweide, die zwischen Dünen und Wattenmeer sich hinzieht, und lassen sich dort nieder.

Die sichelförmigen Fittiche zurückgebogen, jagen zwei flinke Zwergfalken dicht über die Wiese dahin, um einen Regenpfeifer zu schlagen oder einen ihrer nordischen Landsleute, eine Schneeammer. In großen Scharen fliegen diese, hell lockend, in ewiger Unruhe von einem Platze zum anderen, um die Samen aus den Salzpflanzen zu picken.

O. Grabham. *Bempton Cliffs (Yorkshire-England), Juni 1907.*

Trottellummen, in ihrer Mitte eine Ringellumme.

Weit hinten, in der Nähe der äußersten Dünen, sitzt ein brauner, großer Seeadler auf einem Stück schwarzem Seetorf, von dem aus er die flache Gegend weithin übersehen kann. Er hat heute noch kein Weidmannsheil gehabt und sich auch wohl noch nicht sehr darum bemüht, denn gestern, am Montag, hat er einen Hasen gekröpft, der am Sonntag in den Dünen krankgeschossen worden war. Er strengt sich nicht an, wenn's nicht dringend nötig ist, und auch heute Abend gedenkt er eine möglichst wenig aufregende Jagd abzuhalten. Langsam streckt er seinen Hals weit vor, öffnet den Schnabel und ruft: Krah — krah — krah. Dann wird der Ton heller und höher und geht in ein schnelles Kri-kri-kri über. Jetzt steigt er behaglich herab von seinem Sitze, breitet die riesigen Schwingen aus und mit schwerfälligem Fluge, ruhig und gelassen die Flügel schlagend, geht's hinaus übers Watt. Schwanz und Schnabel sind etwas gesenkt, die fürchterlichen Fänge angezogen. Weit draußen auf dem

R. B. Lodge. *Farne Islands.*

Trottellummen und brütende Dreizehenmöven.

Wasser schwimmt eine kleine Gesellschaft Lummen, die er von weitem schon gesehen hat. Er beeilt sich nicht sonderlich, kümmert sich auch heute nicht um die anderen Vögel, die sich im Notfall fliegend vor seinem Angriff zu retten suchen würden, sondern steuert geradenwegs auf die kleine Lummengesellschaft zu. Einen Augenblick halten diese im Schwimmen inne und, sowie sie gewahr werden, daß der hohe Besuch ihnen gilt, verschwindet eine nach der anderen, um sich tauchend zu verbergen. Aber das Wasser ist klar und flach, der Grund ist hell, und das grüne Seegras, das da unten in einzelnen Büscheln wächst, ist viel zu kurz, um sich darin zu verbergen. Das alles weiß der Adler, und mit Entsetzen merken es jetzt auch die Lummen. Den keilförmigen Schwanz weit ausgebreitet, kreist er jetzt, von der Abendsonne beschienen, in gemächlichem Fluge über der Stelle, wo die Vögel verschwanden. Da erscheint eine der Lummen mit dem Kopfe über der Wasserfläche, holt schnell Atem und

W. Köhler. *Helgoland, Juli 1909.*

Partie des Lummenfelsens vom Meer aus gesehen. Trottellummen haben alle Vorsprünge und Nischen besetzt.

taucht mit geöffneten Flügeln weiter, immer dicht über dem sandigen Grunde; jetzt nähert sich ihr der große braune Räuber, begleitet fliegend ihren Weg, den Blick unverwandt auf sein Opfer geheftet, bis nach wenigen Minuten das arme geängstigte Tier auftauchen muß, um von neuem Luft zu schnappen. Da legt er die Flügel etwas an, streckt die geöffneten Fänge vor und stößt hinab. Doch die Lumme in ihrer Todesangst war schneller als er. Immer weiter muß sie schwimmen in der Hoffnung, eine tiefe Stelle zu erreichen, wo sie sich dem Auge des grausamen Gegners entziehen könnte. Aber das Meer bleibt flach, und der braune Schatten da oben begleitet stumm und unabwendbar jede ihrer Bewegungen. Noch einmal gelingt es ihr, dicht neben den Fängen ihres Feindes einen Atemzug zu tun, – dann wird sie matter und matter, und als sie nun, zum Tode erschöpft, halb erstickt wieder hinaufkommen muß, — da schlagen sich die scharfen Klauen in den kleinen Körper hinein, noch ehe sie den Wasserspiegel erreichte. Noch ein krampfhaftes Um-sich-Beißen — dann läßt sie ihr spitzes Köpfchen herabfallen, das Blut rinnt aus dem geöffneten Schnabel, und der Adler fliegt mit gelassenen Flügelschlägen, das Meer fast mit den Spitzen der Schwingen berührend, dem Lande zu, um eine einzeln stehende Düne zu erreichen, die ihm seit Wochen zum Schlafplatz dient. Auf ihrer Spitze liegen die Knochen und der zerzauste, mit Sand beklebte Hasenbalg, der Rest der gestrigen Abendmahlzeit.

Fr. Moore. *Scilly-Inseln, Juni 1910.*

Schwimmende Papageitaucher.

Die Uferschnepfen.

Von Dr. Ernst Schäff.

Die behäbigen, schwarzbunten Kühe und Rinder von Emmo Oltmanns haben es gut auf den weiten, sonnenbeglänzten, grünen Weiden da drunten in Ostfriesland. So weit das Auge blickt, nichts als fettes, grünes Gras, in dem man, wenn man ein Rindvieh ist, so recht behaglich den ganzen lieben Tag fressen kann, und wenn das Vermögen und der Magen nicht weiter reicht, dann legt man sich recht bequem und gemütlich in die Sonne, kaut wieder und sieht den wunderlichen, dünnhalsigen und langbeinigen Vögeln zu, die kein Gras fressen, sondern Regenwürmer, Schnecken und anderes derartiges Unzeug, das ein richtiges Rindvieh überhaupt gar nicht ansieht. Da stelzen zwischen dem Vieh die gravitätischen Brachvögel, die quecksilbernen Kiebitze, die nervösen Kampfhähne und die phlegmatischen Uferschnepfen oder Limosen (Limosa limosa [L.]) umher, eine gemischte Gesellschaft, aber friedfertig und verträglich, obwohl sie sich eigentlich in Bezug auf die Nahrung Konkurrenz machen. Aber es ist genug für alle da und so kann es sich unsre Limose, die in ihrem großenteils rostroten Hochzeitskleid, die Oberseite schwarzfleckig, der Bauch weiß, der abgestumpfte Schwanz schwarz mit weißer Wurzelhälfte, von allen ihren anderen langbeinigen Mitbewohnern der Marschwiesen leicht zu unterscheiden ist, im allgemeinen recht bequem machen und das tut sie auch ganz gern. Nur wenn sie Hochzeitsgedanken im Kopfe hat, und das pflegt ja bei jedem normalen Vogel alljährlich im Frühjahr der Fall zu sein, dann gerät auch bei der Uferschnepfe das Blut in Wallung, sie wird aufgeregt, laut und beweglich, sogar hastig — oder wenn ihre Nachkommenschaft, sei es im Ei oder nach dem Ausschlüpfen, bedroht ist, dann macht Angst und Sorge den Vogel ebenfalls beweglicher und lebhafter. Bald nach ihrer etwa Anfang April, später als beim Kiebitz, erfolgten Rückkehr aus dem warmen Süden fühlt sich die Limose, wenn sie sich in ihrem Aufenthaltsort etwas umgesehen und eingelebt hat, bewogen, ihren Gefühlen durch laute Rufe Ausdruck zu geben, die wie „grutto", „grieta" oder „gretav" lauten, Umschreibungen, die vielfach von den Landleuten als Namen für den Vogel selbst gebraucht werden. Bald finden sich mehrere Genossen ein, die alle ihrem Herzen Luft zu machen sich veranlaßt fühlen, dabei aber auch, wenn ein oder mehrere Vertreter des sogenannten schöneren Geschlechts anwesend sind, sofort aufeinander eifersüchtig werden und sich in der Luft jagen und bekämpfen. Hierbei entwickeln sie bedeutende

de Wolff. *Geldersche Vallei (Holland), Mai 1910.*

Dunenjunge der Schwarzschwänzigen Uferschnepfe.

Schnelligkeit und Gewandtheit, so daß dies Jagen und Kämpfen einer Anzahl Uferschnepfen ein anziehendes Bild gewährt, wobei freilich das andauernde, immer wiederholte „grutto . . ." auf die Länge etwas auf die Nerven fällt. Charakteristisch für den Balzflug der Limose ist die sehr eigentümliche und auffällige Gewohnheit des balzenden Männchens, sich im Fluge plötzlich auf die Seite zu werfen, einen Flügel steif in die Höhe zu recken und mit dem andern umherzuschlagen, sich dann auf die andre Seite zu werfen und es wieder mit dem entsprechenden andern Flügel ebenso zu machen wie vorher. Dies Spiel wird mehrfach wiederholt. Außerhalb der Paarungs- und Brutzeit pflegt unser Vogel langsam und gemächlich zu fliegen.

Wenn sich nach vielem Geschrei und lärmenden Flugspielen die Paare zusammengefunden haben, so wird der „häusliche Herd" bezw die Kinderstube, meist in recht sorgloser und nachlässiger Weise hergerichtet. Im hohen Grase versteckt, gern in der Nähe irgendeines Tümpels, steht das höchstens mit einer dürftigen Auskleidung von trocknen Halmen versehene, oft selbst dieser geringen Auspolsterung entbehrende Nest recht verborgen, so daß es meist nur zufällig

40*

de Wolff. *Geldersche Vallei (Holland), Mai 1910.*

Schwarzschwänzige Uferschnepfe ihre Jungen deckend.

gefunden wird. In dies Versteck nun legt das Limosenweibchen seine vier, selten nur drei Eier, die in Form und Farbe recht bedeutend variieren. Sie erinnern zwar an Kiebitzeier und werden auch sehr oft mit solchen und anstatt solcher auf die Märkte großer Städte gebracht, da man sich ja leider immer noch einbildet, Kiebitzeier wären eine ganz besondere Delikatesse, und sich nicht entblödet, dem nützlichen und schon bedenklich seltener werdenden Vogel, sowie manchen seiner Genossen die Eier fortzunehmen. Um wenigstens einige Mitteilungen über Farbe und Form der Limoseneier zu geben, möge gesagt sein, daß ihre Grundfarbe ein mehr oder minder dunkles Olivengrün ist, mit verwaschenen grauen Unterflecken und braunen, am stumpfen Ende des Eies dichter stehenden Oberflächenflecken. Wie der Grundton, so wechseln auch die Flecke in Bezug auf den Farbenton, die Zahl und die Verteilung. Auch die Form der Eier ist verschieden, sie ist bald mehr gestreckt, bald mehr bauchig. Nähert sich ein Mensch dem Neste der Uferschnepfe, so gibt es große Aufregung! Hin und her fliegt das aufgestörte Weibchen über dem Eindringling, immerfort seinen Angstruf, der wie „tiderit" klingt, mit dem

de Wolff. *Gelderſche Vallei (Holland), Mai 1910.*

Schwarzſchwänzige Uferſchnepfe zu den Jungen gehend.

Ton auf der erſten Silbe, ausſtoßend. Auch das Männchen beteiligt ſich an dem Spektakel, wenn auch vorſichtigerweiſe aus einiger Entfernung. Was ein geriſſener Kuhjunge iſt, der findet ſelbſtverſtändlich das Neſt und läßt ebenſo ſelbſtverſtändlich die Eier nicht liegen. So geht manches Gelege verloren. Wenn aber alle Gefahren während der Brutzeit glücklich überſtanden wurden, dann entſchlüpfen den Eiern die zarten, bunten, oberſeits auf licht gelblichbraunem Grunde dunkel längsgefleckten, unterſeits zur Hauptſache weißen Jungen, die anfänglich etwas wackelig auf ihren langen, weichen Beinen ſtehen, aber ſich bald kräftigen und früh der Mutter folgen, die ſie lehrt, ihre Nahrung ſelbſt zu ſuchen und ſich bei drohender Gefahr zu verſtecken. Unterdes ſucht die Mutter nach Art mancher andern Vögel den Feind zu täuſchen, indem ſie ſich krank oder lahm ſtellt, auf dem Boden dicht vor ihm herflattert und ihn häufig genug wirklich weit von dem Platz fortlockt, wo die Jungen ſich verbargen, um dann mit einem Male raſchen Fluges zu ihnen zurückzukehren und ſie ſchleunigſt weiter wegzuführen. So geht allmählich der Sommer ſeinem Ende entgegen, die jungen Uferſchnepfen ſind

R. Zimmermann. *Lewitz (Mecklenburg), Juni 1910.*

Schwarzschwänzige Uferschnepfe im Jugendkleid.

groß geworden wie ihre Eltern, aber sie tragen zunächst ein ganz anders aussehendes Federkleid als jene, an Kopf, Hals und Oberseite graubräunlich, ohne eine Spur des schönen rostroten Tones, der das Frühjahrskleid der alten Limosen so sehr ziert. Aber auch die Alten legen, wenn die Reisezeit naht, ihr auffallendes Gewand ab und kleiden sich einfacher, ganz ähnlich wie ihre Kinder im ersten Kleide. So begeben sie sich auf die Reise, schon von August an, aber sie beeilen sich keineswegs, machen vielmehr häufige Stationen, besonders gern am Meeresstrande, wo sie neben vielen andern entfernteren Verwandten auch ihre nächsten Vettern, die rostroten Limosen, antreffen.

Diese wohnen viel weiter nordwärts, im höchsten Norden von Europa und Asien, ziehen aber alljährlich in großer Zahl bei uns durch und gehören zur Zugzeit zu den häufigeren Gästen am Meeresstrande, während sie das Binnenland weniger lieben. Auch sie treffen schon im August bei uns ein, müssen also ihre ferne Heimat schon sehr zeitig verlassen. Auf den Watten der Nordsee, wo sie gern längeren Aufenthalt nehmen, leben sie wie die andern Strandvögel, ziehen bei Ebbe weit hinaus bis an den Rand des Wassers und weichen vor der steigenden Flut langsam zurück, so langsam, daß ihnen das Wasser oft bis an den Leib reicht, bis sie sich endlich entschließen, weiter zu fliegen. Die rostrote Uferschnepfe wäre mit der schwarzschwänzigen leicht zu verwechseln, da sie ihr in Gestalt, Größe und auch in der Hauptfarbe sowohl im Sommer als auch im Herbst und Winter sehr ähnelt. Doch weist sie ein sehr charakteristisches Merkmal auf, das ist die

Schwanzfärbung, die aus schwarzer und weißer Bänderung besteht. Der Name „rostrote Uferschnepfe" würde an und für sich gerade so gut auf die schwarzschwänzige Limose passen, aber er ist nun einmal eingebürgert. Mit andern Strandvögeln verträgt sich die recht phlegmatische nordische Limose sehr gut, denn man sieht ihre lange Gestalt auf den Wellen ebenso oft zwischen den Scharen der Tringen, Steinwälzer usw. wie neben den sie an Größe überragenden Brachvögeln. Steigt die Flut bis an ihre obere Grenze, so ziehen sich die Scharen der lappländischen Limose bis auf hoch gelegene,

R. B. Lodge. *England, September 1898.*

Rostrote Uferschnepfe.

freie Umschau gewährende Orte, denn solche suchen diese Vögel stets auf, und pflegen hier der Ruhe oder sie spazieren auf den Wiesen umher und durchsuchen hier flache Tümpel und sumpfige Stellen. Wenn sie nicht direkt auf dem Zuge sind und sehr weit fort wollen, fliegen sie meistens ziemlich dicht über dem Boden und nur mäßig rasch; auf dem Zuge selbst aber fliegen sie hoch und schnell und gewähren dann ein ganz andres Flugbild als sonst. Ihr Lockruf klingt etwas heiser, etwa wie „gäib"; wenn eine größere Schar, die im Herbst recht wohl mehrere hundert Vögel enthalten kann, durcheinander ruft, so ergibt es eigenartige Laute, die sich kaum beschreiben

M. Behr. *Amrum, September 1908.*

Roſtrote Uferſchnepfen bei der Nahrungsſuche.

laſſen. In Bezug auf das Leben zur Brutzeit, auf die Eier uſw. ſtimmen beide Uferſchnepfen ſo ſehr überein, daß es ſich erübrigt, für die Limosa lapponica noch beſondere Angaben zu machen. Letztere iſt als Brutvogel bei uns noch nicht nachgewieſen worden; ihre ſchwarzſchwänzige Verwandte dagegen brütet, wie erwähnt, nicht ſelten in Oldenburg, Oſtfriesland, Holland, weniger häufig im öſtlichen Norddeutſchland, dagegen wieder zahlreich im ſüdöſtlichen Europa. In Nordrußland und Sibirien fehlt ſie ſchon, geht alſo viel weniger weit nordwärts als die roſtrote Limoſe.

Der Steinkauz.

Von Else Soffel.

Im Häuschen des Gütlers, das wie ein Schwalbennest an die Parkmauer geklebt ist, puppenhaft klein, mit fast flachem Dach, unter dem die Fensteraugen heimlich blinken, liegt eines krank. Als der Abend da ist, zieht der Mond mit den Wellen des alten Kanals der Heide zu. Dort liegt er still auf weiten Plätzen, hängt als schimmernder Nebel um nackte Zweige.

Der Kauz weiß nichts davon, daß das Kind des Gütlers krank ist. Aber als sie es zwei Tage drauf hinaustragen, wo mitten im Feld weit vom Ort der einsame Gottesacker und das uralt-kleine Kirchl beieinanderliegen, da wundert sich niemand drüber.

War doch der Totenvogel alle Nacht dagewesen, so viel auch die Mutter Wallfahrten gelobt hat und hat vor den Fenstern gerufen: komm' mit, komm' mit – auf den Kirchhof. Gerade vor dem Fenster, wo das Annerl gelegen hat. Da hat's halt mitgehn müssen, das arme Ding. —

Aber der Gütler ist ein guter, alter, oberbayrischer Katholik, dem beim Glauben auch noch der Aberglaube geblieben. Und als er nicht lange darnach im Holz um Mittag den Kauz im alten, ausgehöhlten Lindenstamm zu fassen kriegte, nahm er ihn mit und nagelte ihn lebend daheim ans Scheunentor.

Armer Kauz! Es war nur das Lampenlicht gewesen, dem du zugeflogen! Das letzte im Dorf und deinem Wald am nächsten! Und daß du der Ohreule geholfen, die Feldmäuse auf dem Herbstacker des Bauern in Schach zu halten, das hat er euch schlecht gedankt!

Der Norden ist dunkel und hat düstere Märchen. Im Süden ist's besser, Kauz. Deine Vorfahren waren die Vögel der weisen Schirmherrin von Athen. Und dein Name hat noch heute dort einen andern Klang als im Norden, ein Abglanz aus Minervas Tagen liegt darauf. Dein Bruder ist der wohlgelittene Mitbewohner der Höfe und Häuser, der sagenhafte Pförtner verfallener Paläste, deren Dach der offene, dunkle Himmel des Südens ist. Zwischen mürbem Gestein, aus dessen Verfall brennende Blüten sprießen, macht er ernsthafte Bücklinge und schaut mit den Augen eines einsamen Sonderlings auf den Fremden. Oder träumt mit halbgeschlossenen Augen, alt und pludderig im Gefieder, in einem Mauerloch um Mittag.

R. Paul. *Vivarium.*

Steinkauz mit geschlagenem Vogel.

Man muß wohl selber so eine Art Kauz sein, um den Kauz zu mögen. Alles ist hinter ihm her, Menschen und Getier. Glaubt er sich einmal ruhig und sicher an einem Fleckchen zum Genuß der Sonne, so hat ihn sicher ein Feldsperling oder sonst einer entdeckt und zetert, bis der ganze Wald es weiß und sein Frieden dahin ist.

Was sich bei Nacht nicht wehren kann, schimpft bei Tage aus sicherer Entfernung; wie eine Wolke umschwirrt das Gevögel den Kauz, bis er sich endlich hebt und in trägen Bogen, schläfrig und unwillig den Platz verläßt.

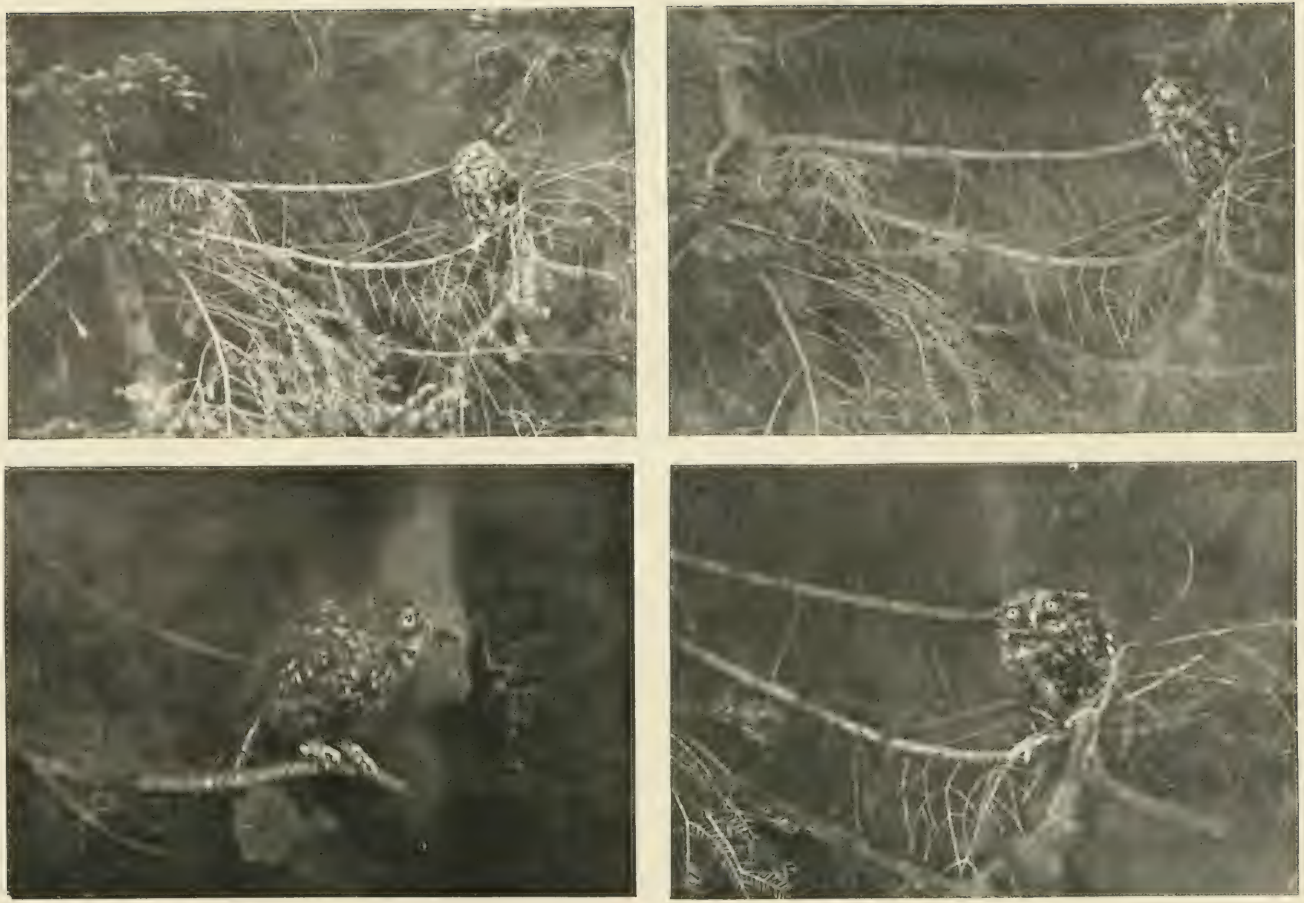
K. Soffel. *Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910.*

Steinkauz im Dickicht.

Er fliegt ein Stück zwischen den Bäumen, dann am Waldrand hin, bis er an die Blöße kommt, wo das Harz am frischen Schnitt der Stumpfe festgetrocknet ist und die Föhren schwer in der Mittagssonne duften. Dort probiert er's noch einmal auf einem alten Knorren, den das aufgeschichtete Schlagholz verbirgt. Prachtkäfer kommen unter der lose deckenden Rinde ans Licht, und machen sich im Holzmehl zu schaffen, das leise rinnt, das Gras ist still wie die Wolke und die blendweiße Straße – es geht kein Lüftchen. Nur der Häher meldet einmal. Aber es ist nichts weiter los und die Birksträucher, die plötzlich ein Wind erschreckt hat, sind wieder zurückgesunken in Schlaf. Da geht's dem Kauz auch einmal gut. Er schließt die Augen so weit, daß sich die Wimpern berühren und schüttelt sich, daß alles lose hängt und die Sonne durchkann. Die Bauchfedern decken noch die graubehaarten Zehen, die Flügel liegen nur halb an.

„Was ist das weiß-grau-braune, regloſe, undeutliche Etwas dort auf dem Stumpf?" Der Kauz erweitert mißtrauisch den Augenspalt, ohne sich zu rühren. In den gelben Sternen sitzt die Pupille als winziger, schwarzer Punkt. Und ein Stückchen Mittagstraum deckt die müden Lider, die sich langsam wieder schließen. Der Störenfried ist vorbeigegangen. Der Nachmittag spinnt seinen Faden zu Ende, langsam leise.

Als die Sonne um die Waldecke geht, macht sich der Kauz schlank und



K. Soffel. *Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910.*

Steinkauz in später Dämmerung in der Nähe seines Nestes sein Wesen treibend.

Steinkauz in später Dämmerung in der Nähe seines Nestes sein Wesen treibend.

Rüdiger. *Reichenbach (O.-L.), Juli 1908.*

Steinkauz.

hebt wieder die Flügel. Er streicht über die Lichtung, fliegt über die Straße, dann wieder im Föhrenwald, wo die Ohreulen zu Hause. Kommt wieder an eine Blöße, wieder ins hohe Holz. Jenseits liegt die Heide. Er hält sich aber um diese Zeit im Schutz der Bäume; die Heide sieht ihn nur des Nachts.

Es ist immer das gleiche Bild stundenweit hier, die Landschaft hat nur ein Gesicht, nur einen Gedanken immer wieder und ist still, so still. Als ob sie sich besänne. Was sie denkt ist Vergangenheit, sie hat früher viel gesehen.

Einmal öffnet sich der Wald, eine weite Lichtung liegt da, die er auf allen Seiten umschließt: grasige Heide und Jungholz, hohe, schlanke Glocken stehen im Grün, ein Kirchl liegt da, alt, uralt und vollständig allein, denn das Dorf, zu dem es gehörte, liegt verschüttet, verfallen unter dem hohen, dünnen Gras.

Alle Jahr einmal soll noch Gottesdienst hier sein und dazwischen wird

Rüdiger. *Reichenbach (O.-L.), Juli 1908.*

Steinkauz, im Begriff abzustreichen.

der Platz und das Kirchl von einem einsamen Gänger entdeckt und eine Zeitlang wie ein heimlicher Schatz besucht. Dann ist es wieder verlassen und sieht nur den Kauz. Es führen grasüberwachsene Steingänge vom Kirchl weg, in einer Mulde liegen mürbe Blöcke, von Pflanzen überwuchert, Königskerze und Natterkopf wachen vor einem dunkeln, niedrigen Torbogen.

Es wohnt niemand hier außer dem Kauz, und sein Futter braucht er auch nicht weit zu holen, es hausen genug kleine Dunkelleute in dem Gemäuer und im nahen Wald. Aber ihm gefällt es, des Abends das Holz zu verlassen, um auf der weiten, freien Heide im kühlen Mondlicht zu baden. Lautlos fliegt er dann, anders als am Tage und hält sich niedrig; wenn es schwarz über den knappen Boden schnellt, daß man nicht weiß, was man eben gesehen, faßt er die Maus. Er ruft den Mond an und fliegt dicht an die Fenster des Einzelhofs zur ebenen Erde, alle Abend, wenn die Bäuerin das Licht angezündet hat. Außer ihm ist dann niemand draußen, nur fern von der andern Seite, wo das Holz an Äcker stößt, klagt es herüber, kommt näher und verklingt einmal dort, einmal da. Das ist die Ohreule, die ihre Jungen lehrt. Und am Waldrand rispeln die Mäuse. Der Kauz sitzt am Boden und hat eine vor. Er schüttelt sie fest, wirft den Kopf zurück und schnappt, um sie besser in den Schnabel zu kriegen. Er hilft mit einem Fuß nach, gebraucht die Zehen geschickt wie Finger. Er legt den Kopf nieder, daß er und der Rücken eine Linie bilden und durchsucht scharf das schattenhafte Halbdunkel. Im Holz kracht es, es schiebt sich durchs Gebüsch. Dazwischen hält's still. Nun ist's außerhalb der Bäume, der

G. Wolff. *Bentorf, Mai 1909.*

Drei Wochen alte Steinkäuze.

Schatten fällt auf den Heideboden, bewegt sich sachte vorwärts. Der Kauz macht ihm einen Bückling, fährt dann wieder in die Höhe, schreit gell und kurz, ein zorniges Gebell, die Maus läßt er, schwebt am Rand des Holzes leisen, weichen Flugs und ist fort. Als das Licht blaß und grau wird, Wald und Haus nüchtern dreinsehen, tut sich die Tür vom Heidehaus auf, die Holzpantoffel der Bäuerin klappern auf den paar Pflastersteinen. Sie legt die Fensterladen zurück, dann tut sie, mit dem Handrücken die Augen reibend, einen schläfrigen Blick nach dem Wald zu und nach Osten. Sonst pflegt der Totenvogel drüben aufzufliegen, um die Zeit, wenn sie aus dem Haus tritt. Heut' ist er schon heim. Sie hat wohl verschlafen. Oder — hätt's am End' nichts Gut's zu bedeuten?

Die Heide kennt den Kauz zu jeder Jahreszeit. In Sommernächten und im Herbstnebel · sogar im Winter. Dann ist's freilich bös. Unter den Mäusen hat im Herbste die Seuche aufgeräumt, außerdem auch der Kauz selbst und die Ohreule. Und Vögel sind nicht viel geblieben. Wie dann die Heide still ist, so totenstill. Als wär' sie nun wirklich endlich gestorben. Man weiß erst, daß sie im Sommer doch gelebt hat. Sie wird den Kauz noch zwingen, fortzuziehn.

Aber wenn sie aufwacht, die Heide, wenn der Frühling wiederkommt und das knappe Gras grün wird, wenn er Hartröserl mitbringt und gelbes

R. Paul. *Vivarium.*

Steinkauz.

R. Paul. *Vivarium.*

Steinkauz.

Fingerkraut und im Wald drin den Seidelbast und die Erika, dann lockt die Heide auch den Kauz wieder. Und diesmal fliegt er nicht allein.

Alle Nacht fliegt er hinter einem zweiten und ruft zärtlich „kü ück, kü ück", fliegt ihr voraus — denn es ist die Erwählte - - wiegt und zeigt sich. Das geht viele Abende und Nächte so, die Erwählte ist spröd und es freut sie, von fern den Bewerber zu locken und weg zu sein, wenn er angeflogen kommt.

Aber eines Nachts endlich fliegen und jagen sie zusammen, er bringt ihr die schwere, trächtige Waldmaus, die er rasch erbeutet hat und den Vogel, und sie tut zärtlich und läßt sich füttern.

Not um einen Platz für das Nest haben sie auch nicht, sie finden zehn für einen in dem alten Gemäuer um das Heidekirchl; in kurzer Zeit ist es zusammengetragen und in eine Mauerlücke geschichtet, von oben deckt es der Stein, langes Gras hängt drüber, verdeckt die runden, rauhen, weißen Eier dahinter.

Gegen den Sommer, wenn die Ohreule mit den Jungen fliegt, lockt der Kauz auch die seinen zum erstenmal bis vor die Bäume auf die Heide hinaus und lehrt sie fangen und haschen. Mancher Maus haben sie schon den Garaus gemacht und manchen schlafenden Vogel im Dorngesträuch und in den Hecken, die über dem toten Dorf wuchern, aufgestöbert.

Sie brauchen die Alten nicht mehr.

Kothe. *Vivarium.*

Steinkauz.

Aber sie fliegen noch miteinander, es ist zuweilen ein tolles Gerufe des Nachts auf der Heide. Und dazu klagt die Ohreule von drüben mit ihren Jungen und das Mondlicht tut gespenstisch. Die Bäuerin schreckt's aber nimmer. Der Kauz ist alle Nacht ums Haus geflogen, bald nach dem Licht „kenten". Schier schaurig hat's manchmal getan. Aber der Bauer ist doch wieder g'sund word'n. Wird wohl do' unser Herrgott der Letzt' sein und net der Totenvogel.

K. Soffel. *Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910.*

Steinkauz.

Verzeichnis und Erläuterung der Bilder.

Seite

Waldkauz

(Syrnium aluco L.).

Aufnahmen von Stephainsky, Bartels, R. B. Lodge, K. Hecht, Stephanescu.

Waldkauz, alter Vogel im Gezweige. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1908, Titelbild 1
Waldkauz. Eben ausgeflogener Jungvogel. Tillowitz, Juni 1908 . . . 2
Waldkauz, alter Vogel. Tillowitz, Juni 1908 3
Waldkauz, alter Vogel. Tillowitz, Juni 1908 5
Waldkauz im verschneiten Wald. Westpriesnitz, März 1908 6
Waldkauz am Eingang zu seiner Schlafhöhle. Vivarium 7
Junger Waldkauz, Dunenkleid mit herauswachsenden Schwung- und Steuerfedern (2 Bilder). Grellenberg . . 8 u. 9
Alter Waldkauz, auf einem Dachsparren schlafend (2 Bilder). Kudsir (Ungarn). . . . . 10 u. 11
Alter Waldkauz, sich sonnend. Kudsir (Ungarn) 12
Waldkauz, eben ausgeflogener Jungvogel. Tillowitz, Juni 1908 . . . 13

Sumpfohreule

(Asio accipitrinus Pall.).

Aufnahmen von R. B. Lodge.

Sumpfohreule. Nest mit Gelege. Norfolk, Juni 1898 19
Sumpfohreule. Middlesex, September 1898 21
Sumpfohreule. Middlesex, September 1898 25

Seite

Rußbraune Seeschwalbe

(Sterna fuliginosa Gm.).

Aufnahmen aus Nordamerika von H. K. Job. Die Aufnahmedaten waren nicht mehr zu ermitteln.

Flugbild, ein Tier 29
Flugbilder. Bird Key, Florida . . . 34
Flugbild, viele Tiere. Bird Key, Florida 35

Das auf Seite 31 gegebene Bild stellt nicht Seeschwalben, sondern eine Möwenart dar.

Flußseeschwalbe

(Sterna hirundo L.).

Aufnahmen von Steenhuizen, L. Heatherley, M. Behr.

Flußseeschwalbe. Nest mit Gelege. Texel (Holland), Juni 1905 39
Flußseeschwalbe am Nest. Ein Ei abnorm gezeichnet 41
Brütende Flußseeschwalbe. Texel (Holland), Juni 1905 42
Brütende Flußseeschwalbe 43
Brütende Flußseeschwalbe 45
Junge Flußseeschwalben. Texel (Holland), Juni 1905 46
Fütternde Flußseeschwalbe 47
Fütternde Flußseeschwalbe 48
Flußseeschwalbe, ihr Junges mit einem Sandaal fütternd 49
Flugbild der Flußseeschwalbe. Norderooge, 15. Juni 1907 50

Küstenseeschwalbe

(Sterna macrura Naum.).

Aufnahmen von Steenhuizen, M. Behr.

Brutkolonie der Küstenseeschwalbe. Insel Schoe van Holland . . nach 48
Junge und alte Küstenseeschwalben bei Sturm. Amrum, September 1908 . 51

41*

Raubseeschwalbe

(Sterna caspia Pall.).

Aufnahmen von M. Behr.

Seite

Dunenjunge der Raubseeschwalbe. Sylt, Juni 1907 55
Flugbild der Raubseeschwalbe. Sylt, Juni 1907 57

Zwergseeschwalbe

(Sterna minuta L.).

Aufnahmen von Steenhuizen.

Zwergseeschwalbe am Nest. Texel (Holland), Juni 1905 58
Brütende Zwergseeschwalbe. Texel (Holland), Juni 1905 59

Brandseeschwalbe

(Sterna cantiaca Gm.).

Aufnahmen von Steenhuizen, M. Behr.

Brandseeschwalbe. Gemeinsame Brutkolonie mit Lachmöwen. Insel Schouwen (Holland), Juni 1904 65
Fliegende Brandseeschwalben. Norderoogen, August 1908 69

Schwarze Seeschwalbe

(Hydrochelidon nigra L.).

Aufnahme von Steenhuizen.

Schwarze Seeschwalbe. Brutvögel auf ihren schwimmenden Nestern. Naardermeer (Holland), Juni 1906 . . 75

Weißbärtige Seeschwalbe

(Hydrochelidon hybrida Pall.).

Aufnahme von R. B. Lodge.

Nest und Gelege der Weißbärtigen Seeschwalbe. Südliches Spanien, Mai 1907 77

Weißflüglige Seeschwalbe

(Hydrochelidon leucoptera Schinz).

Aufnahme von R. B. Lodge.

Weißflüglige Seeschwalbe, brütend. Ungarn, Mai 1906 79

Noddi

(Anous stolidus L.).

Aufnahmen von H. K. Job.

Seite

Noddi am Nest. Bird Key (Florida) . 82
Flugbild des Noddi. Bird Key (Florida) 83

Amerikanischer Scherenschnabel

(Rhynchops nigra L.).

Aufnahmen von F. M. Chapman.

Am. Scherenschnabel, brütend. Ein frisch aus dem Ei geschlüpftes Junge birgt sich im Schatten der Strandpflanze. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 86
Gelege des am. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 86
Zwei Eier und ein eben geschlüpftes Junges des am. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 87
Zwei frisch geschlüpfte Junge und zwei Eier des am. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 87
Drei junge Scherenschnäbel „sich drükkend". Küste von Texas, Juli 1902 . 89
Flugbild des amerik. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 90
Flugbild des amerik. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 91
Flugbilder des am. Scherenschnabels. Küste von Texas, Juli 1902 . . . 93

Nebelkrähe

(Corvus cornix L.).

Aufnahmen von R. Hilbert, H. Schumann, K. Spengler, F. Heatherley, Rüdiger, M. Steckel, M. Behr, R. Zimmermann.

Nebelkrähen über Gehölz fliegend. Rathenow, Januar 1908 99
Nebelkrähe, Flugbild. Rathenow, Januar 1908 103
Abstreichende Nebelkrähe. Rathenow, Januar 1908 105
Flugbild der Nebelkrähe (2 Momente). Bismark i. Altm., Oktober 1905 . . 107
Junge Nebelkrähen, im Nest. Rothehütte, Mai 1908 109
Nebelkrähe, die Jungen fütternd. Schottland, Mai 1906 110
Nahezu flügge Nebelkrähen. Schottland, Mai 1906 111

Seite

Nebelkrähe, auf Treibeis Futter suchend. Ostpreußen, November 1908 . . vor 121
Nebelkrähe, im Gezweige. Reichenbach, März 1908 113
Nebelkrähe, auf dem Treibeis Futter suchend. Ostpreußen, November 1908 111
Nebelkrähe, auf Treibeis. Ostpreußen, November 1908 115
Nebelkrähe, auf einem Hausdach (2 Bilder). Rathenow, Februar 1909 118 u. 119
Nebelkrähe, im Schnee laufend. Rathenow, Februar 1909 120
Spur der Nebelkrähe im Schnee. Cöthen, Februar 1909 121
Nebelkrähe, Futter suchend. Cöthen, März 1909 125

Rabenkrähe

(Corvus corone L.).

Aufnahmen von R. Zimmermann, M. Behr.

Junge Rabenkrähe. Rochlitz, Mai 1909 124
Junge Rabenkrähe, im Waldesdickicht. Cöthen, Mai 1908 . . . . nach 96
Junge Rabenkrähe. Rochlitz, Mai 1909 125

Nordamerikanische Krähe.

Photograph unbekannt.

Aufnahme entstammt der Zeitschrift Country Life in America.

Nest und Gelege 131

Saatkrähe

(Corvus frugilegus L.).

Aufnahmen von O. Pfaff, M. Behr, R. B. Lodge, J. Atkinson, Heatherley, W. Köhler.

Nebel- und Saatkrähen als Wintergäste in den Stadtanlagen, 3 Bilder. Connewitz, Februar 1909 132. 133. 134.
Abstreichende Nebel- und Saatkrähen. Connewitz, Dezember 1908 . . . 135
Saatkrähenkolonie. Sibigh, September 1908 137
Saatkrähen beim Nest. Middlesser, Mai 1896 140
Brütende Saatkrähe. Headingley 1909 141
Nest und Gelege der Saatkrähe. Middlesser, Mai 1896 143
Junge Saatkrähe. Headingley, Juni 1909 145
Futtersuchende Saatkrähe. Norfolk . 147
Ein Flug Saatkrähen, eine Schwenkung ausführend. Tegel, April 1909 . . 149
Ein Flug Saatkrähen. Tegel, August 1908 151

Buchfink *(Fringilla coelebs L.).*

Aufnahmen von M. Steckel, R. B. Lodge, R. Schelcher, R. Paul, Kearton, Int. Pub. Co., London, O. Pfaff.

Buchfink, Männchen, singend. Königshütte, April 1909 154
Buchfinkennest mit Gelege. Middlesser, Mai 1896 155
Buchfink, Weibchen, seine Jungen wärmend. Dresden, Mai 1909 . . . 158
Buchfink, Männchen bei seinen Nestjungen. Glogau, Mai 1908 . . . 159
Buchfink, Männchen am Nest mit Jungen. Glogau, Mai 1908 . . . 161
Buchfink, Weibchen am Nest mit Jungen. Glogau, Mai 1908 162
Buchfink, Männchen, den Jungen Futter bringend. England. (Datum nicht mehr bekannt.) 163
Junge Buchfinken, vor kurzem ausgeflogen, bei der Fütterung. (Der Photograph sowohl, wie die näheren Daten waren nicht mehr zu ermitteln) 164
Junger Buchfink, vor kurzem ausgeflogen. Leipzig, Juli 1909 . . . 165

Kormoran

(Phalacrocorax carbo L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge, v. Jan, C. J. King.

Brütende Kormorane. Farne Island, Juli 1895 168
Kormorane auf den Scilly-Inseln, August 1907 169
Kormorane, Charakteristische Stellungen von. Scilly-Inseln, August 1907 171
Junge Kormorane im Nest. Scilly-Inseln, August 1907 172
Kormorane auf ihrem Rastplatz. Scilly-Inseln, August 1907 173
Junge Kormorane im Nest. Scilly-Inseln, August 1907 174
Kormoran, sich putzend. Scilly-Inseln, August 1907 175

Seite

Junge Kormorane im Neſt. Scilly-Inſeln, Auguſt 1907 177
Junge Kormorane im Neſt. Scilly-Inſeln, Auguſt 1907 179
Kormoran am Raſtplatz. Scilly-Inſeln, Auguſt 1907 180
Kormoran, das Gefieder putzend . . 181
Kormoran, Ruheſtellung. Scilly-Inſeln, Auguſt 1907 181
Kormorane, an ihrem Raſtplatz. Scilly-Inſeln, Juni 1907 182
Kormorane, bei ihren Neſtern in Geſellſchaft von Möwen. Scilly-Inſeln, Sommer 1907 183
Kormorane auf den Scilly-Inſeln, Juni 1907 185
Junge Kormorane im Neſt, Scilly-Inſeln, Juni 1907 186

Rotkehlchen

(Erithacus rubeculus L.).

Aufnahmen von Intern. Publ. Co. London, J. Atkinſon, Stephainsky, Graf zu Münſter, R. B. Lodge, K. Soffel.

Neſt und Gelege des Rotkehlchens . . 188
Rotkehlchen, zwei verſchiedene Stellungen. Yorkſhire 1909 189
Zwei junge Rotkehlchen auf einem Baumſtumpf. Yorkſhire 1909 . . 190
Rotkehlchen, alter Vogel mit Futter anfliegend Yorkſhire 1909 190
Junges, noch nicht ausgefärbtes Rotkehlchen. Tillowitz (Ober-Schl.), Auguſt 1909 191
Singendes Rotkehlchen. Moritzburg, Februar 1910 192
Rotkehlchen am Neſt. Yorkſhire 1909 193
Rotkehlchen auf einem Pfahl (2 Bilder). London, April 1900 193
Rotkehlchen, Bücklinge machend. Bozen, Sommer 1910 194
Rotkehlchen, im Schnee nach Futter ſuchend (2 Momente). Yorkſhire 1909 195

Wendehals

(Iynx torquilla L.).

Aufnahmen von K. Soffel, R. Paul, de Wolff, W. Farren, Duncan.

Junge Wendehälſe, am Eingang zur Neſthöhle auf Futter wartend. Zara (Dalmatien), Mai 1909 197
Dreiviertelflügge Wendehälſe, in der Nähe ihrer Höhle. Zara (Dalmatien), Mai 1909 198
Wendehals, am Neſteingang mit Futter im Schnabel. Glogau, Juli 1909 (links) 199
Wendehals, mit Futter beim Niſtloch anfliegend. Wageningen, Juli 1909 (rechts) 199
Wendehals am Neſtloch. Near Mildenhall, Juni 1905 201
Halbflügge Wendehälſe (2 Bilder). Zara (Dalmatien), Mai 1909 202
Wendehals. New Foreſt 203

Hühnerhabicht

(Astur palumbarius L.).

Aufnahmen von M. Behr, K. Regel, H. Röhrig, Stephainsky, R. B. Lodge.

(Berichtigung: Die Bilder auf Seite 206, 208 und 214 links ſind nicht von H. Röhrig ſondern von K. Regel.)

Habichthorſt mit flüggen Jungen. Brambach, Juni 1908 205
Junge Habichte im Horſt. Würzburg, Juni 1909 206
Habichthorſt mit erwachſenen Jungen. Reſte eines Eichhörnchens auf dem Horſt. Würzburg, Juni 1909 . . 207
Habichthorſt mit erwachſenen Jungen. Würzburg, Juni 1909 208
Habichthorſt mit Jungen (2 Bilder). Würzburg, Juni 1909 209
Habichtweibchen, nach kreiſendem Buſſard äugend. Tillowitz (Ober-Schl.), Mai 1909 211
Alter Habicht auf geſchlagenem Kaninchen. Norfolk, Auguſt 1899 . . . 213
Habichthorſt mit Jungen (2 Bilder), die Tiere in verſchiedenen Altersſtufen darſtellend. Würzburg, Juni 1909 . 214
Stoßender Habicht. Revier Schiedlow, Baby-Lug, April 1910 215

Baumläufer

(Certhia familiaris L.).

Aufnahmen von M. Behr, Dr. Bethge, Stephainsky, Graf zu Münſter, W. Köhler.

Baumläufer, in die Niſthöhle ſchlüpfend (links). Cöthen, April 1908 . . . 217

Seite

Baumläufer, an einem Stamm hochkletternd (rechts). Töthen, April 1908 217
Baumläufer am Niſtloch (2 Bilder). Poritz, Juli 1909 218
Baumläufer, in einem Holzſtoß ſein Weſen treibend. Futter im Schnabel. Tillowitz (Ober-Schl.), Mai 1909 . 219
Alter Baumläufer, mit Futter zu Neſt kletternd (links). Guteborn, Revier Ruhland. Juni 1909 220
Junge Baumläufer im Neſt (rechts). Guteborn, Revier Ruhland, Juni 1909 220
Baumläufer, Unrat aus der Niſthöhle ſchaffend. Poritz, Juli 1909 . nach 216
Eben flügger Baumläufer (2 Bilder). Saatwinkel, Mai 1909 221

Hausrotſchwänzchen

(Erithacus titys L.).

Aufnahmen von H. Röhrig, K. Regel, Stephainsky, K. Spengler, K. Soffel, H. Siegle.

Berichtigung: Das Bild auf Seite 225 iſt nicht von H. Röhrig, ſondern von K. Regel.

Brütender Hausrötel. Würzburg, Juni 1909 224
Hausrötel, mit Futter, auf dem Weg zu den Kleinen. Würzburg, Juli 1909 225
Junger Hausrötel (links). Tillowitz (Ober-Schl.), Auguſt 1904 226
Junger Hausrötel (rechts). Rothehütte, Juni 1908 226
Junger Hausrötel, erſchreckt. Cosmos und Damian (Südtirol), Juli 1909 . 227
Hausrötelweibchen am Boden hüpfend (links). Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1909 228
Hausrötelweibchen in einem Spalier (rechts). Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1909 228
Hausrötel von einer Latte aus Inſektenjagd treibend. Cosmos und Damian (Südtirol), Juli 1909 . . . 229
Neſt und Gelege des Hausrötels. Pforzheim 231

Eichelhäher

(Garrulus glandarius L.).

Aufnahmen von Stephainsky, K. Soffel, Dr. Bethge, P. Roſenius, Graf zu Münſter.

Brütender Eichelhäher. Tillowitz (Ober-Schl.), Mai 1909 233
Junger Häher, nach Futter ſchreiend (2 Bilder), Bozen, Juli 1909 . . . 234
Eichelhäher, Futter ſuchend und Umſchau haltend. Weißer Hirſch b. Dresden, Dezember 1905 235
Junger Häher, auf Futter wartend. Bozen, Juli 1909 236
Eichelhäher auf einer Zweigſpitze (oben). Tillowitz (Ober-Schl.), April 1909 . 237
Häher, Futter ſuchend (unten). Bozen, Juli 1909 237
Junge Häher im Neſt. Schonen (Schweden), 1906 238
Junger Häher, eben ausgeflogen. Bozen, Juli 1909 239
Häher bei ſeinen Jungen. Bei und nach dem Füttern (2 Bilder). Revier Ruhland, Juli 1909 240
Zwei Eichelhäher, Geniſt durchſuchend. Weißer Hirſch b. Dresden, Dezember 1905 241
Häher, den Unrat der Jungen entfernend. Revier Ruhland, Juli 1909 . 242

Rauchſchwalbe

(Hirundo rustica L.).

Aufnahmen von M. Steckel, X. Siegle, R. B. Lodge, R. Paul, K. Spengler, K. Soffel.

Nach dem Süden ziehende Rauchſchwalben, auf Telegraphendrähten ausruhend. Roſſitten, September 1909 . 244
Verſammlung von Rauchſchwalben vor dem Wegzug. Pforzheim, September 1909 245
Neſt und Gelege der Rauchſchwalbe. Middleſex, Juni 1899 246
Rauchſchwalbe, beim Füttern der Jungen. Glogau, Juni 1908 247
Ruhende Rauchſchwalbe. Rothehütte, September 1909 249
Rauchſchwalbe, in einer Stube niſtend (2 Bilder). Siebeneich-Bozen, Juni 1908 250
Vier junge Rauchſchwalben auf Futter wartend (links). Siebeneich-Bozen, Juli 1909 251
Zwitſchernde Rauchſchwalbe (rechts). Thelmitz, Mai 1908 251
Rauchſchwalbe, auf einem Pfahl ruhend. Fallingboſtel, Mai 1907 252
Kaum flügge Rauchſchwalbe, auf einer Bettdecke ſitzend. Siebeneich-Bozen, Juni 1908 253

Mehlschwalbe

(Delichon urbica L.).

Aufnahmen von K. Spengler, Dr. Bethge, W. Farren, Sainsbury, R. Paul.

Junge Mehlschwalben auf einem Fenstersims. Rothehütte, Juli 1908 nach Seite 248
Mehlschwalbe am Nest. Poritz, 1909 . 254
Drei eben ausgeflogene Mehlschwalben. Mildenhall (Suffolk), Juli 1904 . . 255
Flügge Mehlschwalben beim Nest. Yorkshire 1909 256
Mehlschwalbe am Nest, die Jungen fütternd. Glogau, Juni 1908 . . . 257
Mehlschwalbe am Nest. Poritz, Juli 1909 259

Zwergrohrdommel

(Ardetta minuta L.).

Aufnahmen von M. Behr, R. B. Lodge.

Zwergrohrdommel am Nest (2 Bilder). Trebbichau, Juli 1908 261
Zwergrohrdommel im Röhricht. Charakteristisch-groteske Stellung. Montenegro, April 1906 262
Zwergrohrdommel im Röhricht. Schreckstellung. Montenegro, April 1906 . 263
Zwergrohrdommel, alter Vogel, seine Eier wendend (links). Trebbichau, Juli 1908 264
Zwergrohrdommel, sich auf die Eier setzend (rechts). Trebbichau, Juli 1908 264
Junge Zwergrohrdommel im Nest. Trebbichau, Juli 1908 266
Nest und Gelege der Zwergrohrdommel. Trebbichau, Juli 1908 267

Heidelerche

(Lullula arborea L.).

Aufnahmen von R. Tepe, W. Farren, Stephainsky.

Junge Heidelerchen im Nest. Bloemendaal bei Harlem 269
Heidelerche, ihre Jungen fütternd. Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1909 . . 270
Heidelerche, zum Nest gehend. Near Mildenhall (Suffolk), April 1909 . 271
Heidelerche im Gras. Tillowitz (Ober-Schl.), April 1908 273
Heidelerche. Tillowitz (Ober-Schl.), April 1908 274

Wasserralle

(Rallus aquaticus L.).

Aufnahmen von W. Farren.

Wasserralle, im Begriff sich auf die Eier zu setzen. Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909 276
Wasserralle beim Nest. Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909 278
Wasserralle am Nest. Hickling-Broad (Norfolk), Juni 1909 279

Wasseramsel

(Cinclus cinclus L.).

Aufnahmen von Sainsbury, K. Spengler, A. Taylor.

Nest und Gelege des Wasserschmätzers (links). Yorkshire 1909 282
Nest mit Eiern und Jungen der Wasseramsel. Rothehütte, Mai 1909 (rechts) 282
Junge, eben flügge Wasserschmätzer. Near Gisburne (Yorkshire), Juni 1908 283
Wasseramsel, eben aus dem Wasser kommend. Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1909 284
Wasseramsel auf einem Stein, mitten im Bach. Near Clitheroe (Lancashire), Juli 1908 285
Junge Wasseramsel. Near Clitheroe (Lancashire), Mai 1907 287

Weidenlaubsänger

(Phylloscopus rufus Bchst.).

Aufnahmen von K. Soffel, J. Atkinson, M. Behr, O. Grabham.

Männchen, Weidenlaubsänger, in der Nähe seines Nestes (2 Bilder). Bei Terlan (Südtirol), Mai 1908 . . . 289
Weibchen, Weidenlaubsänger, beim Nest, welches diese von Waldrebe umsponnen. Siebeneich-Bozen, Mai 1908 290
Brütender Weidenlaubvogel. Walton Hall (Wakefield), Juni 1904 . . . 291
Nest und Gelege des Weidenlaubvogels. Trebbichauer Busch, Juni 1906 . . 292
Männchen, Weidenlaubsänger am Schlafplatz in der Nähe des Nestes. Siebeneich-Bozen, Juni 1908 nach 288
Weidenlaubvogel am Nest (oben links). Yorkshire, Juni 1905 297

Fitislaubsänger
(Phylloscopus trochilus L.).

Aufnahmen von J. Atkinson, W. Wilson, R. Paul, R. B. Lodge.

Seite

Fitislaubvogel, mit Futter im Unterholz umherhüpfend (3 Bilder). Pool (Yorkshire), Juni 1907 293
Fitislaubsänger im Gezweige. Skipton in Craven (Yorkshire), Juni 1906 . 294
Fitislaubsänger, vor dem Nesteingang (2 Bilder, oben links u. rechts). Glogau, Juni 1908 295
Fitissängers Nest und Eier (unten links). Middlesex, Mai 1898 295
Fitissänger, seine Jungen fütternd (unten rechts). Pool (Yorkshire), Juni 1907 295
Fitislaubsänger am Nest (unten links). Enfield, Mai 1896 297

Berglaubsänger
(Phylloscopus bonellii Vieill.).

Aufnahmen von K. Soffel.

Berglaubvogel im Gezweige. Siebeneich-Bozen, Mai 1908 296
Berglaubvogel am Boden in der Nähe des Nestes hüpfend (oben rechts). Siebeneich-Bozen, Mai 1908 . . . 297

Waldlaubsänger
(Phylloscopus sibilator Bchst.).

Aufnahmen von O. Grabham.

Waldlaubsänger beim Nest (unten rechts). Yorkshire, Juni 1902 . . 297
Brütender Waldlaubvogel. Yorkshire, Juni 1902 298

Kornweih
(Circus cyaneus L.).

Aufnahmen von Steenhuizen.

Acht Tage alte Kornweihen im Nest. Naardermeer bei Amsterdam, Juni 1906 300
Zwei Wochen alte Kornweihen, der Fuß eines Bläßhuhns liegt auf dem Horstrand. Naardermeer bei Amsterdam, Juni 1906 301
Nahezu flügge Kornweihen im Nest. Naardermeer bei Amsterdam, Juli 1906 303

Grauer Steinschmätzer
(Saxicola œnanthe L.).

Aufnahmen von W. Farren, O. Grabham, Stephainsky, W. Wilson, M. Behr.

Steinschmätzermännchen am Nest. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 . . 306
Steinschmätzerweibchen am Nest. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 . . 307
Steinschmätzerweibchen mit Futter im Schnabel. Yorkshire, Juni 1906 . 308
Steinschmätzermännchen am Nest. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 . . 309
Steinschmätzerweibchen auf einem Holzstoß im Wald. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1909 310
Junge Steinschmätzer, mit den Resten des Nestflaums im Gefieder. Skipton in Craven (Yorkshire), Juni 1906 . 311
Vier junge Steinschmätzer in einer — geöffneten — Karnickelröhre. Amrum, Juni 1907 312

Sperber
(Accipiter nisus L.).

Aufnahmen von A. Taylor, W. Wilson, R. Kearton, Stephainsky, W. Farren, M. Steckel.

Sperberpärchen am Horst. Whalley (Lancaster), Juli 1908 314
Sperberhorst mit Gelege. Barden (Yorkshire), Mai 1906 316
Alter Sperber, am Horst mit Jungen. Westmoreland, Juni 1907 317
Sperber mit geschlagenem Rotschwanz, sichernd und kröpfend (3 Bilder). Das junge Tier, das letzte, welches einem Horst entflogen, wurde langsam durch dritte Personen an einen Platz „gedrückt", der mit toten Vögeln geködert war. Dort kröpfte er in großer Sorglosigkeit in Anwesenheit des Photographen und anderer Personen. Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1908 319
Sperberweibchen auf einer Kiefer. Tillowitz (Ober-Schl.), Juli 1908 . . . 320

Seite

Brütendes Sperberweibchen. Bei großer Hitze den Schnabel öffnend. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1908 . . . 321
Junger Sperber (2 Bilder). Cambridge, Juli 1909 324
Sperber, Dunenjunge im Nest. Cambridge, Juli 1904 325
Flugbild des Sperbers. Rossitten, Oktober 1909 325

Schwarzer Storch

(Ciconia nigra L.).

Aufnahmen von F. E. Stoll, Blankenburg.

Drei Wochen alte Schwarzstörche im Horst. Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909 329
30 Tage alte Schwarzstörche im Horst. Der Horst steht auf einer trockenen Esche in ca. 60 Fuß Höhe. Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909 2 Bilder . . . . . 330 u. 331
Ein Monat alte Schwarzstörche im Horst. Schleck-Stenden (Kurland), Sommer 1909 332
Schwarzstorch, in einem mit Wasserlinsen bedeckten Wasser fischend. Theerkeute bei Wronke (Posen), Juli 1908 333
Junge Schwarzstörche im Horst. Schleck-Stenden, Sommer 1909 335

Gimpel

(Pyrrhula pyrrhula europaea Vieill.).

Aufnahmen von J. Atkinson, A. Cerny, W. Farren, K. Soffel.

Nest und Gelege des Dompfaffs. Arthington (Yorkshire), Juli 1903 337
Junge Blutfinken im Nest (links) . . 338
Flügge Blutfinken (rechts) 338
Winterberg (Böhmerwald), August 1908 338
Brütendes Gimpelweibchen. Winterberg (Böhmerwald), August 1908 . 339
Gimpelweibchen am Nest. Norfolk (England), Mai 1909 340
Gimpelpärchen, seine Jungen fütternd. Norfolk (England), Mai 1909 . . 341

Seite

Gimpelmännchen im Tannengestrüpp (2 Bilder). Dachauer Moos b. München, Januar 1909 343
Gimpelweibchen, beim Füttern der Jungen. Winterberg (Böhmerwald), August 1908 344
Gimpelmännchen im Tannengestrüpp. Dachauer Moos bei München, Januar 1909 345
Gimpelweibchen, beim Füttern der Jungen (links). Winterberg (Böhmerwald), August 1908 346
Gimpel am Nest (rechts). Winterberg (Böhmerwald), August 1908 . . . 346

Mäusebussard

(Buteo buteo L.).

Aufnahmen von K. Spengler, K. Regel, M. Steckel, Dr. Rosenius, H. Röhrig.

Bussardhorst im Hochwald. Rothehütte (Harz), Juni 1907 348
Bussard, Dunenjunges im Nest. Gadheim, Mai 1909 349
Drei Wochen alte Bussarde im Horst. Rothehütte (Harz), Juni 1907 . . 350
Mäusebussarde im Horst, 25 Tage alt. Eine Forelle am Horstrand. Rothehütte (Harz), Juni 1907 351
Vier Wochen alte Bussarde. Rest eines Eichhörnchens im Horst. Rothehütte (Harz), Juni 1907 353
Junge Mäusebussarde im Horst. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1907 . . . 354
Mäusebussarde. Nestjunge, die sich um einen Brocken streiten. Tillowitz (Ober-Schl.), Juni 1907 355
Mäusebussarde, künstlichen Uhu anfliegend. Schonen (Schweden), September 1907 356
Junger Bussard, kurz vor dem Verlassen des Horstes. Gadheim, Juni 1909 . 358
Eben aus dem Ei geschlüpfter Mäusebussard. Würzburg, Mai 1908 . . 359

Gänsegeier

(Gyps fulvus Gm.).

Aufnahmen von R. B. Lodge, O. Fikentscher, M. Steckel.

Gänsegeier an einem Pferdekadaver. Transsilvanische Alpen, September 1908 361

Seite

Gänsegeier an einem Pferdekadaver. Transsilvanische Alpen, September 1908 362
Gänsegeier an einem Pferdekadaver. Transsilvanische Alpen, September 1908 365
Gänsegeier und Kolkraben an einem Pferdekadaver. Transsilvanische Alpen, September 1908 365
Alter Gänsegeier am Horst. Südspanien, April 1906 367
Auf einem Baumstumpf ruhender Gänsegeier. Transsilvanische Alpen, September 1908 368
Gänsegeier an einem Pferdekadaver. Transsilvanische Alpen, September 1908 . . . . . nach 368
Gänsegeier, vorsichtig sich einem Köder nähernd. Bosnien, Sommer 1909 . 369
Gänsegeier in Gesellschaft von zwei Kuttengeiern am Aas. Fogaraser Alpen, September 1909 374
Gänsegeier am Aas. Bosnien, Sommer 1909 375
Gänsegeier am Aas. Fogaraser Alpen, September 1909 378
Gänsegeier am Aas. Fogaraser Alpen, September 1909 379
Gänsegeier auf einem Hausdach. Vrana (Bulgarien), März 1910 380
Gänsegeier auf einem Hausdach. Vrana (Bulgarien), März 1910 381

Kuttengeier

(Vultur monachus L.).

Aufnahme von O. Fikentscher.

Zwei Kuttengeier und mehrere Gänsegeier am Aas. Fogaraser Alpen, September 1909 374

Steinadler

(Aquila chrysaëtus L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge.

Steinadler am Luder. Sein Erscheinen hat die Geier vertrieben. Transsylvanische Alpen, September 1908 . . 371
Steinadler, auf dem Pferdekadaver Umschau haltend. Transsylvanische Alpen, September 1908 372
Steinadler, auf einem Pferdekadaver, kröpfend. Transsylvanische Alpen, September 1908 373

Seite

Alpenschneehuhn

(Lagopus mutus Montin).

Aufnahmen von M. Behr, R. Kearton, E. R. Warren.

Lagerplatz mit Losung des Alpenschneehuhns. Kemptener Hütte (Allgäu), Juli 1909 384
Brütendes Alpenschneehuhn. Aberdeenshire (Schottland), Juni 1906 . 389

Amerikanisches Alpenschneehuhn.

Acht Bilder zu seinem Gefiederwechsel.

Im Märzschnee und weißen Kleid (2 Bilder) 393
3 Hühner im Schnee und weißen Gefieder (April) 394
Im fleckigen Kleid, das sich wenig vom Tauschnee abhebt (Mai) 394
Weibchen mit Jungen. Es trägt sein unauffälliges Sommerkleid (Juli) . 395
Im Sommerkleid (August) 395
2 Tiere auf steiniger Halde (September) 396
Im Oktober-Neuschnee, das Gefieder in der Ummauserung zum weißen Winterkleid begriffen 396

Moorschneehuhn

(Lagopus lagopus L.).

Aufnahmen von Dr. Rosenius, O. Grabham.

Brütendes Moorschneehuhn. Lappland, Juni 1904 383
Nest und Gelege des Moorschneehuhns. Lappland, Juni 1904 385
Moorschneehühner im Winterkleid. Yorkshire (England), März 1908 . 386
Moorschneehuhn im Sommerkleid. Yorkshire (England), Juli 1908 . . 387

Schottisches Moorschneehuhn

(Lagopus scoticus Lath.).

Aufnahmen von O. Grabham.

Schottisches Moorschneehuhn. Hahn. Yorkshire (England), April 1908 . 390
Schottisches Moorschneehuhn. Henne. Yorkshire (England), Mai 1909 . . 391

Seite

Höckerschwan

(Cygnus olor Gm.).

Aufnahmen von F. Hornbogen, Ettel, W. Köhler, Douglas English.

Höckerschwan mit seinen sechs Jungen. Flörkendorfer Moor, Juni 1905 . . 399
Ein Trupp alter und junger Höckerschwäne, in ihrer Mitte ein australischer Trauerschwan. Mühlhausen (Thüringen), Herbst 1909 401
Höckerschwan (2 Bilder). Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909 402
Höckerschwan (2 Bilder). Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909 403
Höckerschwan, sich im Wasser aufrichtend und mit den Flügeln schlagend. Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909 . . 404
Zwei Höckerschwäne, ziehend. Ruhewerder (Tegeler See), Mai 1909 . . 405
Weiblicher Höckerschwan mit Jungen. Dartford, Mai 1905 408
Pärchen Höckerschwäne am Nest. Das Weibchen setzt sich eben aufs Gelege (oben). Dartford, Mai 1905 . . . 407
Höckerschwan, Weibchen auf dem Nest mit Jungen (unten). Dartford, Mai 1905 407
Höckerschwan in Kampfstellung. Dartford, Mai 1905 410

Singschwan

(Cygnus cygnus L.).

Aufnahme von Zimmermann.

Nest und Gelege des Singschwans. Paarsteinsee bei Angermünde, Mai 1905 406

Trompeterschwan

(Cygnus buccinator).

Der amerikanische Vertreter des Singschwans.

Aufnahme von R. B. Lodge.

Trompeterschwan, ruhig auf dem Wasser liegend. Holland, Mai 1897 . . . 409

Seite

Gambettwasserläufer oder Rotschenkel

(Totanus totanus L.).

Aufnahmen von M. Behr, W. Farren, J. Atkinson, W. Wilson, Dr. Heatherley.

Fliegende Rotschenkel. Norderooge, August 1908 412
Brütender Rotschenkel. Near Mildenhall (Suffolk), Juni 1903 413
Kleine Rotschenkel, zu Nest gehend (oben). Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906 . . . 414
Kleine Rotschenkel, sich auf die Eier setzend (unten). Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906 414
Kleine Rotschenkel, brütend (oben). Wilbraham Fen Cambridgeshire (England), Mai 1906 415
Nest und Gelege der kleinen Rotschenkel (unten). Malham-Yorkshire, Mai 1909 415
Junger Rotschenkel. Malham-Yorkshire, Mai 1906 416
Rotschenkel am Nest (4 Monate). Wilbraham Fen Cambridgeshire, Mai 1909 417
Kleiner Rotschenkel, aufs Nest gehend. Werder (Ostsee), Juni 1909 . . . 418
Kleiner Rotschenkel, Flugbilder. Norderooge, Juni 1907 419
Altes Rotschenkelweibchen, das Nest austretend. Wells by the Sea (Norfolk), Juni 1908 420
Rotschenkelweibchen, zum Nest gehend. Wells by the Sea (Norfolk), Juni 1908 421

Elster

(Pica pica L.).

Aufnahmen von Bartels, Stefanescu, Rüdiger, J. Atkinson, K. Soffel, M. Steckel.

Eben fertiges Elsternest, 2 Meter über dem Boden. Kaltenhof (Westprignitz), April 1908 423
Nest und Gelege der Elster. Kudsir (Ungarn) 424
Junge Elster auf einer Tanne. Reichenbach (O.-L.), Juli 1908 425

Seite

Junge Elstern. Yorkshire (England), Juli 1906 426
Junge Elster im Unterholz. Siebeneich-Bozen, Juni 1908 427
Junge Elster. Siebeneich-Bozen, Juni 1908 429
Elstern beim fertigen Nest. Sofia, März 1910 431
Elster, einen Bach überfliegend. Sofia, März 1910 433
Elstern in Gesellschaft eines Weideschweins. Sofia, März 1910 . . . 434

Baßtölpel

(Sula bassana L.).

Aufnahmen von J. Williamson, W. Farren, R. Kearton, R. B. Lodge.

Junger Baßtölpel. Baß Rock Cliffs (Schottland) 436
Kolonie brütender Baßtölpel. Baß Rock Cliffs (Schottland) 438
Brutkolonie des Baßtölpels. Baß Rock Cliffs (Schottland), Juni 1905 . . 439
Brütende Baßtölpel. Baß Rock Cliffs (Schottland) 441
Baßtölpel, brütend. Baß Rock Cliffs (Schottland), Juni 1907 443
Alter Baßtölpel beim Nestjungen. Baß Rock Cliffs (Schottland) 444
Fliegende Baßtölpel. Baß Rock Cliffs (Schottland), Juni 1905 445
Tölpel auf ihren Nestern und Jungvögel. Baß Rock Cliffs (Schottland) 446

Schwarzkehliger Wiesenschmätzer

(Pratincola rubicola L.).

Aufnahmen von W. Farren, R. Kearton.

Schwarzkehlchen, Männchen am Nest (links). Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 449
Schwarzkehlchen, Weibchen mit Futter am Nest (rechts). Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 449
Schwarzkehlchen, Männchen, Umschau haltend. Surrey, Juni 1905 . . . 450
Schwarzkehlchen, mit Futter zu Nest kommend (links Männchen, rechts Weibchen). Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1905 451

Seite

Säbelschnäbler oder Avosette

(Recurvirostra avosetta L.).

Aufnahmen von M. Behr, Steenhuizen, R. B. Lodge.

Nest und Gelege der Avosette. Werder (Ostsee), Juni 1909 453
Vier eben geschlüpfte Avosetten und Eischale. Texel, Juni 1905 454
Junge Avosetten, die kaum das Ei verlassen. Werder (Ostsee), Juni 1909 . 455
Avosette, brütend. Werder (Ostsee), Juni 1909 457
Avosette, Eier wendend (links). Werder (Ostsee), Juni 1909 458
Avosette, brütend (rechts). Werder (Ostsee), Juni 1909 458
Avosette, sich aufs Nest niederlassend (oben). Werder (Ostsee), Juni 1909 459

(Die Bilder auf Seite 457, 458 und 459 oben sind mittels Selbstauslösung photographiert. Siehe die Schnur, auf die sich das Tier setzt und die zur Camera läuft.)

Avosette im Wasser (unten). Holland, Mai 1908 459
Brütende Avosette. Texel, Juni 1905 . 460

Strandreiter oder Stelzenläufer

(Himantopus himantopus L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge.

Nest und Gelege des Strandreiters. Spanien 1897 461
Stelzenläufer im Wasser bei der Nahrungssuche. Spanische „Marismas", Mai 1897 462

Kampfläufer

(Totanus pugnax L.).

Aufnahmen von M. Steckel, R. B. Lodge, M. Behr.

Kampfhahn in seichtem Uferwasser. Rossitten, September 1909 464
Kampfhahn in seichtem Uferwasser nach Nahrung suchend. Rossitten, September 1909 465
Kampfläufermännchen. Enfield, Juli 1904 466
Kampfhahn im Sommerkleid. Enfield, Mai 1898 467
Kampfläuferweibchen. London, August 1898 468
Kampfhahn im Hochzeitskleid. London, Mai 1908 469

Seite

Kampfläufer am Ufer, sich putzend. Roſſitten, September 1909 470
Neſt und Gelege des Kampfläufers (oben). Werder (Oſtſee), Juni 1909 471
Kampfhahn, in Kampfſtellung (unten). London, Juni 1908 471

Ringeltaube

(Columba palumbus L.).

Aufnahmen von W. Köhler, J. Atkinſon, Dr. Roſenius, Graf zu Münſter, M. Steckel, Th. Reid.

Ringeltaube im lichten Gehölz. Tegel, Mai 1909 473
Junge Ringeltauben im Neſt. Yorkſhire, Juni 1903 474
Junge Ringeltauben im Neſt. Willtjö, Juni 1909 475
Junge Ringeltauben im Neſt (oben). Guteborn (Revier Ruhland), Juli 1909 476
Neſt und Gelege der Ringeltaube (unten). Revier Ruhland, Juli 1909 . . . 476
Ein Flug Ringeltauben auf dem Felde nach Nahrung ſuchend. Roſſitten, September 1909 477
Eben ausgeflogene Ringeltauben (2 Bilder). Linz, April 1910 478
Ringeltauben auf dem Waldgrund. England 479

Flußregenpfeifer

(Charadrius dubius Scop.).

Aufnahmen von Fr. Moore, M. Behr.

Flußregenpfeifer am Neſt. Scilly-Inſeln, Juni 1910 . . . . . vor 481
Brütender Flußregenpfeifer (das Neſt auf dem Dach einer Ziegelſcheune). Oſternienburg, Juni 1908 482

Halsbandregenpfeifer

(Charadrius hiaticula L.).

Aufnahmen von J. Atkinſon, O. Grabham, W. Farren, M. Behr, M. Steckel, Fr. Lißmann, Fr. Heatherley.

Neſt und Gelege des Halsbandregenpfeifers. Ravenglaß (Cumberland), Juni 1909 483
Eier und friſch geſchlüpfte Junge des Halsbandregenpfeifers. Yorkſhire, Juni 1907 484
Halsbandregenpfeifer im Dunenkleid. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1902 485
Männchen des Halsbandregenpfeifers zum Neſt gehend. Near Mildenhall (Suffolk), Mai 1907 486
Weibchen des Halsbandregenpfeifers auf den Eiern. Near Mildenhall (Suffolk), April 1904 487
Brütender Halsbandregenpfeifer. Werder (Oſtſee), Juni 1909 488
Halsbandregenpfeifer, ſeine Eier bedeckend. Mildenhall (Suffolk), April 1905 489
Halsbandregenpfeifer am Ufer (2 Bilder, oben). Roſſitten, September 1909 490
Halsbandregenpfeifer bei ſeinen Eiern (unten rechts). Werder (Oſtſee), Juni 1909 490
Halsbandregenpfeifer am Neſt (oben). Llandegla, Mai 1905 491
Pärchen des Halsbandregenpfeifers am Neſt (unten). Llandegla, Mai 1905 491
Ausſchlüpfende Junge des Halsbandregenpfeifers. Ravenglaß (Cumberland), Juni 1909 492
Brütender Halsbandregenpfeifer. Ravenglaß (Cumberland), Juni 1909 . 493

Seeregenpfeifer

(Charadrius alexandrinus L.).

Aufnahme von Steenhuizen.

Brütender Seeregenpfeifer. Texel, Juni 1905 494

Mornellregenpfeifer

(Charadrius morinellus L.).

Aufnahmen von P. Roſenius.

Brütplatz des Morinellregenpfeifers. Dundret bei Gellivare (Lule Lappmark), Juni 1909 . . . . nach 496
Gelege des Morinellregenpfeifers. Dundret bei Gellivare (Schweden), Juni 1909 495
Brütender Morinellregenpfeifer. Dundret bei Gellivare (Schweden), Juni 1909 496

Goldregenpfeifer
(Charadrius apricarius L.).

Aufnahmen von Fr. Heatherley, R. Kearton, R. B. Lodge, Fr. Lißmann.

Seite

Goldregenpfeifer und Alpenstrandläufer (links unten). Island, Juli 1909 490
Goldregenpfeifer, zum Nest gehend und brütend (3 Bilder). Llandegla, Mai 1905 497
Goldregenpfeifer bei seinen Jungen. Westmorland 1899 498
Junge Goldregenpfeifer. Westmorland 1899 499
Goldregenpfeifer, ruhend. London 1895 500

Große Trappe
(Otis tarda L.).

Aufnahmen von W. Farren, M. Duncan, O. Grabham.

Gelege des Trappen. Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1903 502
Trapphahn, ruhend. Thetford (Norfolk), April 1906 505
Trapphahn, spanische Marismas . . 505
Balzender Trapphahn. Yorkshire (England), Juni 1909 508
Grastrappen. Ein Hahn und zwei Hennen. Yorkshire (England), Juni 1909 509

Zwergtrappe
(Otis tetrax L.).

Aufnahme von O. Grabham.

Zwergtrappe, auf einer Wiese schreitend. Yorkshire (England), Juni 1909 . . 511

Goldammer
(Emberiza citrinella L.).

Aufnahmen von Sainsbury, K. Spengler, K. Soffel, J. Atkinson, R. Schelcher, Graf Münster, M. Steckel, O. Pfaff, R. Zimmermann.

Nest und Gelege des Goldammers. Thorner (Yorkshire) 513
Junger Goldammer im Gezweige, in unmittelbarer Nestnähe. Rothehütte (Harz), August 1909 514
Goldammermännchen, Hollunderblüten nach Insekten absuchend. Schloß Bischofstein, Frühling 1910 . . . 515
Brütende Goldammer. Arthington (Yorkshire), August 1903 516
Goldammer am Nest (5 Momente). Goppeln, Mai 1909 517
Goldammerweibchen am Nest (links). Berbisdorf, Juli 1909 518
Goldammermännchen, die Jungen fütternd (rechts). Berbisdorf, Juli 1909 518
Goldammer am Nest. Rothehütte (Harz), August 1909 519
Goldammer auf kahlem Ast. Slawentsitz, Februar 1909 520
Goldammer auf kahlem Birnbaum. Leipzig, November 1908 521
Goldammermännchen, nach Futter suchend. Rochlitzer Berg, Mai 1909 522

Märzente
(Anas boschas L.).

Aufnahmen von M. Behr, Graf Münster, A. Schrammen, W. Köhler, Steenhuizen, O. Pfaff, R. Zimmermann, O. Grabham.

Gründelnde Wildenten. Cöthen, Oktober 1908 524
Wildenten (Stockenten). Guteborn, September 1909 525
Brütende Märzente. Groß-Werder bei Stralsund, Juni 1909 527
Märzente, Erpel und Ente auf dem Wasser (4 Bilder). Berlin-Tegel, Mai 1909 529
Märzente, ihre Jungen führend (im Wasser). Berlin, Mai 1909 . . . 531
Brütende Märzente. Voorschoten, April 1905 532
Legende Märzente. Leipzig, April 1907 533
Märzente, fünf Erpel am Ufer. Berlin, Mai 1909 535
Pärchen Märzente am Ufer. Bei Berlin, Oktober 1908 536
Fliegende Märzenten. Rochlitz, Januar 1909 537
Alte Märzente, mit Jungen auf dem Lande. Berlin, Mai 1909 . . . 538
Gründelnde Märzenten (oben). Cöthen, Oktober 1908 539
Geläufe der Stockente am Wasser im Schnee (unten). Cöthen, Februar 1909 539

Seite

Eben ausschlüpfende Märzenten. Yorkshire (England), April 1905 . . . 540
Nest und Gelege der Märzente. Voorschoten, April 1905 541
Vogelkoje auf Amrum, September 1908 542

Kolkrabe

(Corvus corax L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge, A. Bachmann, Dr. Heatherley, R. Kearton.

Drei Kolkraben am Luder. Transsylvanische Alpen, September 1908 545
Kolkrabe an einem Pferdekadaver. Transsylvanische Alpen, September 1908 547
Kolkrabe, am Rande eines Sumpfes marschierend. Eyrarbakki (Island), August 1904 548
Alter Kolkrabe, sein Junges atzend. Eyrarbakki (Island), August 1904 . 549
Junge Kolkraben im Nest. Northumberland, April 1909 550
Junge Kolkraben im Nest. Northumberland, April 1909 551
Kolkrabe, kurz nachdem er seine Jungen gefüttert. Northumberland, April 1909 553
Aus der Heimat der Kolkraben: Rabe zum Nest fliegend. Northumberland, April 1909 554
Kolkrabe, von einem Küstenfelsen Umschau haltend. Swansea (Wales), April 1907 555
Kolkrabe am Meer. Swansea (Wales), April 1907 556

Kuckuck

(Cuculus canorus L.).

Aufnahmen von R. B. Lodge, Baumgart, Steenhuizen, W. Farren, Stephainsky, R. Voigtländer.

Junger Kuckuck (2 Bilder). Enfield, August 1909 559
Junger Kuckuck. Enfield, August 1909 561
Kuckuck, im Nest der weißen Bachstelze. Das Nest steht in einer Blumenschale (2 Bilder). Köpenick (Wendenschloß), Juli 1908 563
Kuckuck im Nest der weißen Bachstelze, fast flügge. Köpenick, Juli 1908 . 564
Junger Kuckuck im Nest des Schilfrohrsängers, einen Tag vor dem Ausfliegen. Naardermeer, Juni 1906 . 565
Kuckuck als Pflegling des Rotkehlchens, nach Futter schreiend. Cambridge, Juni 1904 567
Junger Kuckuck, der vor kurzem das Nest verlassen. Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909 568
Kuckuck, auf der Spitze einer Jungfichte. Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909 . . 569
Eben ausgeflogener Kuckuck. Schiedlow-Tillowitz, Juli 1909 570
Junger Kuckuck im Nest. Machern bei Leipzig, Sommer 1909 571

Fischreiher

(Ardea cinerea L.).

Aufnahmen von A. Taylor, W. Farren, M. Behr, H. van Zanden, M. Sterke, M. Behr, C. Reid, Moore.

Junger Fischreiher, auf einem Aste ruhend. Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907 573
Junge Fischreiher im Horst. Ruhend und Futter erwartend (2 Bilder). Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907 . 574
Flügger Jungreiher, aufgebäumt. Near Gisburne (Yorkshire), Mai 1907 . 575
Junge Reiher im Horst. Near Mildenhall (Suffolk), Juli 1904 577
Alter Reiher am Horst. Aken, April 1910 579
Brutkolonie des Grauen Reihers im Zoologischen Garten von Rotterdam. Mai 1907 581
Reihergestände mit vielen Vögeln (4 Bilder). Konstantinopel, Mai 1910 582 u. 583
Fischreiherspur im nassen Elbsand. Aken, Oktober 1909 584
Fischreiher im Wasser. Wishaw (Schottland) 585
Fliegende Fischreiher. In der Nähe der Kolonie. Aken, April 1910 . . . 586
Fischreiher, im Wasser watend. Andalusien (Spanien), Mai 1902 . . . 587
Fischende und sich putzende Reiher (3 Bilder). Rossitten, September 1909 588
Reiher im Röhricht. Rossitten, September 1909 589

Trottellumme
(Uria troille L.).

Tordalk
(Alca torda L.).

Ringellumme
(Uria ringvia Brunn.).

Papageitaucher
(Fratercula arctica L.).

Aufnahmen von Schrammen, O. Grabham, C. J. King, Moore, W. Köhler, R. B. Lodge, W. Farren.

Seite

Fliegende Tordalke. Juni 1909 . . 592
Junger Tordalk. Bempton Cliffs (Yorkshire, England), Juni 1908 . . . 593
Ein Trupp Tordalke. Scilly-Inseln . 594
Tordalke in Gesellschaft von Scharben und Papageitauchern. Scilly-Inseln, Juni 1909 595
Junger Tordalk neben zerbrochenen Eierschalen. Scilly-Inseln, Juni 1907 597
Zwei Tordalke, sich schnäbelnd. In Gesellschaft von Trottellummen und Scharben. Scilly-Inseln, Juni 1909 599
Tordalk und Papageitaucher. Scilly-Inseln 601
Papageitaucher und Tordalke, ruhend. Scilly-Inseln 602
Ausgedehnte Brutkolonie des Papageitauchers. Hunderte von Vögeln bei ihren Nesthöhlen 603
Papageitaucher und Scharbe auf dem Ruheplatz. Scilly-Inseln, Mai 1908 605
Felsen, von riesigen Mengen Trottellummen und Möwen bewohnt. Farne Islands, Mai 1905 607
Papageitaucher und Tordalke (2 Bilder). Scilly-Inseln, Juni 1901 . . 609
Tordalke und Papageitaucher. Scilly-Inseln 611
Tordalke und Papageitaucher. Scilly-Inseln, Juli 1907 612
Tordalk und Papageitaucher. Scilly-Inseln, Juni 1908 613
Trottellummen (2 Bilder — das untere Bild zeigt zwei Vögel in zärtlichem Tête à tête). Scilly-Inseln, Juni 1909 614
Trottellummen, teils in Gesellschaft von Scharben und Tordalken (3 Bilder). Scilly-Inseln, Juni 1908 615

Seite

Junge Trottellumme. Bempton Cliffs (Yorkshire, England), Juni 1908 . 616
Eiersammler bei ihrer gefahrvollen Tätigkeit (4 Bilder). Bempton Cliffs (Yorkshire), Juni 1908.
Der angeseilte Mann wird hinabgelassen. Der Mann hat ein Nest gefunden und gibt ein Haltzeichen mit der Hand 617
Das gefundene Nest wird seiner Eier beraubt. Die Beute 618
Dreihundert gesammelte Lummeneier. Bempton-Cliffs (Yorkshire), Juni 1908 619
Trottellummen und Heringsmöwe. Farne Islands, Juni 1905. . . . 620
Brütende Trottellummen. Neben dem mittelsten Vogel ist ein Ei sichtbar. Bempton Cliffs (Yorkshire), Juni 1907 621
Trottellummen, in ihrer Mitte eine Ringellumme. Bempton Cliffs (Yorkshire), Juni 1907 622
Trottellummen und brütende Dreizehenmöwen. Farne Islands . . 623
Partie des Lummenfelsens vom Meer aus gesehen. Trottellummen haben alle Vorsprünge und Nischen besetzt. Helgoland, Juli 1909 624
Schwimmende Papageitaucher. Scilly-Inseln, Juni 1910 625

Schwarzschwänzige Uferschnepfe
(Limosa limosa L.).

Bilder von de Wolff, R. Zimmermann, R. B. Lodge.

Dunenjunge der Schwarzschwänzigen Uferschnepfe. Gelderſche Vallei (Holland), Mai 1910 627
Schwarzschwänzige Uferschnepfe, ihre Jungen deckend. Gelderſche Vallei (Holland), Mai 1910 628
Schwarzschwänzige Uferschnepfe zu den Jungen gehend. Gelderſche Vallei (Holland), Mai 1910 629
Schwarzschwänzige Uferschnepfe im Jugendkleid. Lewitz (Mecklenburg), Juni 1910 630
Rostrote Uferschnepfe, im Wasser watend. England, September 1898 . 631
Rostrote Uferschnepfen bei der Nahrungssuche. Amrum, September 1908 632

Steinkauz

(Athene noctua Retz.).

Bilder von R. Paul, Rüdiger, K. Soffel, G. Wolff, Kothe.

Seite

Steinkauz mit geschlagenem Vogel. Vivarium 634
Steinkauz im Dickicht. Gegen Abend. Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910 . 635
Steinkauz in später Dämmerung in der Nähe seines Nestes sein Wesen treibend (8 Momente). Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910 636
Steinkauz in später Dämmerung in der Nähe seines Nestes sein Wesen treibend (8 Momente). Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910 637
Steinkauz, Reichenbach (O.-L.), Juli 1908 638
Steinkauz, im Begriff abzustreichen. Reichenbach (O.-L.), Juli 1908 . . 639
Drei Wochen alte Steinkäuze. Bentorf, Mai 1909 640
Steinkauz. Vivarium 641
Steinkauz (oben). Vivarium . . . 642
Steinkauz (unten). Lengenfeld (Eichsfeld), Mai 1910 642

Regiſter.

A.

Seite

Accipiter niſus (L.) 515
accipitrinus (Aſio) 16
acuta (Anas) 542
Alca torda (L.) 591—597. 599. 601. 602. 609 611—613. 615
alexandrinus (Charadrius) . . 493. 494
Alpenſchneehuhn . 382. 384. 389. 393—396
aluco (Syrnium) 1
Anas acuta (L.) 542
Anas boſchas (L.) 523
Anas penelope (L.) 542
Anous ſtolidus (L.) 82. 83
apricarius (Charadrius) . 495. 497—500
aquaticus (Rallus) 275
Aquila chryſaëtus (L.) . . . . 371—373
arborea (Lullula) 268
arctica (Fratercula) 595. 600—603. 605. 609 611—613. 620. 625
Ardea cinerea (L.) 572
Ardetta minuta (L.) 260
Aſio accipitrinus (Pall) 16
Aſtur palumbarius (L.) 204
Athene noctua (Retz.) 633
avoſetta (Recurviroſtra) 452
Avoſette 452

B.

baſſana (Sula) 435
Baßtölpel 435
Baumläufer 216
Berglaubvogel 288
bonellii (Phylloscopus) 288
boſchas (Anas) 523
Brandſeeſchwalbe 61. 63. 69
buccinator (Cygnus) 409
Buchfink 153
Buteo buteo (L.) 347
buteo (Buteo) 347

C.

canorus (Cuculus) 558
cantiaca (Sterna) 61. 63. 69
Carbo (phalacrocorax) 167
caſpia (Sterna) . . . . . Seite 51. 55. 57
Certhia familiaris (L.) 219
Charadrius alexandrinus (L.) . . 493. 494
Charadrius apricarius (L.) 495. 497—500
Charadrius dubius (Scop.) . . . 481. 482
Charadrius hiaticula (L.) 481. 483—486 488—493
Charadrius morinellus (L.) . 495. 496. 499
chryſaëtus (Aquila) . . . . . 371—373
Ciconia nigra 526
Cinclus cinclus (L.) 281
cinclus (Cinclus) 281
cinerea (Ardea) 572
Circus cyaneus (L.) 299
citrinella (Emberiza) 512
coelebs (Fringilla) 153
Columba palumbus (L.) 472
corax (Corvus) 543
cornix (Corvus) 96
corone (Corvus) 96
Corvus corax (L.) 543
Corvus cornix (L.) 96
Corvus corone (L.) 96
Corvus frugilegus (L.) 128
Cuculus canorus (L.) 558
cyaneus (Circus) 299
Cygnus buccinator 409
Cygnus cygnus (L.) 409
cygnus (Cygnus) 409
Cygnus olor (Gm.) 398

D.

Delichon urbica (L.) 245
Dickſchnabellumme 610
dougalli (Sterna) 55
dubius (Charadrius) 481. 482

E.

Eichelhäher 232
Elſter 122
Emberiza citrinella (L.) 512
Erithacus rubeculus (L.) 187
Erithacus titys (L.) 225

Seite

F.

familiaris (Certhia) 216
Fischreiher 572
Fitislaubvogel 288
Flußregenpfeifer 481. 482
Flußseeschwalbe . . . 39. 41—43. 45—50
Fratercula arctica (L.) 595. 600—603. 605 609. 611—613. 620. 625
Fringilla coelebs (L.) 153
frugilegus (corvus) 128
fuliginosa (Sterna) 29. 34. 35. 60
fulvus (Gyps) 360

G.

Gänsegeier 360
Garrulus glandarius (L.) 232
Gelochelidon nilotica (Hasselq.) . . . 59
Gimpel 336
glandarius (Garrulus) 232
Goldammer 512
Goldregenpfeifer . . . 495. 497—500
Grauer Steinschmätzer 305
Grill-Lumme 606
grylle (Uria) 606
Gyps fulvus (Gm.) 360

H.

Habicht 204
Heidelerche 268
Halsband-(Sand-)regenpfeifer . 483—493
Hausrotschwanz 223
Hausschwalbe 243
hiaticula (Charadrius) . . . 483—493
Himantopus himantopus (L.) 459. 461. 462
himantopus (Himantopus) . 459. 461. 462
Hirundo rustica (L.) 243
hirundo (Sterna) . . 39. 41—43. 45—50
Höckerschwan 398
hybrida (Hydrochelidon) 77. 83
Hydrochelidon hybrida (Pall.) . . 77. 83
Hydrochelidon leucoptera (Schinz) . 79. 83
Hydrochelidon nigra (L.) 73. 75

I.

Iynx torquilla (L.) 196

K.

Kampfläufer 463
Kaspische Seeschwalbe . . . 54. 55. 57
Kolkrabe 543
Kormoran 167
Kornweih 299
Kuckuck 558
Küstenseeschwalbe . . . 44. nach 48. 51
Kuttengeier 360. 366. 375. 380

L.

Lachseeschwalbe 59
Lagopus lagopus (L.) . . . . 383—387
lagopus (Logopus) . . . . . 383—387
Lagopus mutus (Montin) 382. 384—389 393—396
Lagopus scoticus (Lath.) . . . 390. 391
lapponica (Limosa) . . . . . 630—632
leucoptera (Hydrochelidon) . . 79. 83
Limosa lapponica (L.) . . . . 630—632
Limosa limosa (L.) . . . . . 626—630
limosa (Limosa) . . . . . 626—630
lomvia (Uria) 610
Lullula arborea (L.) 268

M.

macrura (Sterna) . . . 44. nach 48. 51
Märzente 523
Mäusebussard 347
minuta (Ardetta) 269
minuta (Sterna) 58. 50
monachus (Vultur) . . 360. 366. 375. 380
Moorschneehuhn . . . . . 383—387
morinellus (Charadrius) 495. 496. nach 496 499
Mornellregenpfeifer 495. 496. nach 496. 499
mutus (Lagopus) 382. 384. 389. 393—396

N.

Nebelkrähe 96
nigra (Ciconia) 326
nigra (Hydrochelidon) 73. 75
nigra (Rhynchops) . . 85—87. 89—91. 93
nilotica (Gelochelidon) 59
nisus (Accipiter) 315
noctua (Athene) 633
Noddi 82. 85

O.

oenanthe (Saxicola) 305
olor (Cygnus) 398
Otis tarda (L.) 501
Otis tetrax (L.) 511

P.

palumbarius (Astur) 204
palumbus (Columba) 472
Papageitaucher 595. 600—603. 605. 609 611—613. 620. 625
Paradiesseeschwalbe 53
penelope (Anas) 542
Pfeifente 542
Phalacrocorax carbo (L.) 167
Phylloscopus bonellii (Vieill.) . . . 288

Seite
Phylloscopus rufus (Bchst.) 288
Phylloscopus sibilator (Bchst.) . 296—298
Phylloscopus trochilus (L.) 288
Pica pica (L.) 422
pica (Pica) 422
Pratincola rubicola (L.) 448
pugnax (Totanus) 463
Pyrrhula pyrrhula europaea (Vieill.) . 336
pyrrhula europaea (Pyrrhula) . . . 336

R.

Rabenkrähe 96
Rallus aquaticus (L.) 235
Raubseeschwalbe 54. 55. 57
Rauchschwalbe 245
Recurvirostra avosetta (L.) 452
Rhynchops nigra (L.) . 85—87. 89—91. 93
Ringellumme 622
Ringeltaube 472
ringvia (Uria) 622
Rostrote Uferschnepfe . . . . 630—632
Rotkehlchen 187
Rotschenkelwasserläufer 411
rubeculus (Erithacus) 187
rubicola (Pratincola) 448
rufus (Phylloscopus) 288
Rußbraune Seeschwalbe . . 29. 54. 55. 60
rustica (Hirundo) 243

S.

Saatkrähe 128
Säbelschnäbler 452
Saxicola oenanthe (L.) 305
Scherenschnabel . . . 85—87. 89—91. 93
Schottisches Moorschneehuhn . . . 390. 391
Schwarzer Storch 526
Schwarze Seeschwalben 73. 75
Schwarzkehliger Wiesenschmätzer . . 448
Schwarzschwänzige Uferschnepfe . 626—630
scoticus (Lagopus) 390. 391
Seeregenpfeifer 493. 494
Seeschwalben 29
sibilator (Phylloscopus) . . . 296—298
Singschwan 409
Sperber 515
Spießente 542
Steinadler . . . . . 571—575
Steinkauz 633
Stelzenläufer 459. 461. 462
Sterna cantiaca Gm. 61. 65. 69
Sterna caspia Pall. 54. 55. 57
Sterna dougalli Mont. 53
Sterna fuliginosa Gm. . . . 29. 54. 55. 60
Seite
Sterna hirundo (L.) . . 39. 41—43. 45—50
Sterna macrura Naum. . 44. nach 48. 51
Sterna minuta (L.) 58. 59
Sterninae 29
stolidus (Anous) 82. 83
Strandreiter 459. 461. 462
Sula bassana (L.) 435
Sumpfohreule 16
Surnium aluco (L.) 1

T.

tarda (Otis) 501
tetrax (Otis) 511
tityus (Erithacus) 223
torda (Alca) 591—597. 599. 601. 602. 609. 611—613. 615
Tordalk . 591—597. 599. 601. 602. 609. 611—613. 615
torquilla (Iynx) 196
Totanus pugnax (L.) 463
Totanus totanus 411
totanus (Totanus) 411
Trappe (Große) 501
trochilus (Phylloscopus) 288
troille (Uria) 596. 599. 607. 608. 614—624
Trompeterschwan 409
Trottellumme 596. 599. 607. 608. 614—624

U.

urbica (Delichon) 243
Uria grylle (L.) 606
Uria lomvia (L.) 610
Uria ringvia (Brunn.) 622
Uria troille (L.) 596. 599. 607. 608. 614—624

V.

Vultur monachus (L.) . 360. 366. 375. 380

W.

Waldkauz 1
Waldlaubvogel . . . . . 296—298
Wasseramsel 281
Wasserralle 235
Weidenlaubvogel 288
Weißbärtige Seeschwalbe . . . 77. 83
Weißflügelige Seeschwalbe . . . 79. 83
Wendehals 196
Wildente 523

Z.

Zwergrohrdommel 260
Zwergseeschwalbe 58. 59
Zwergtrappe 511

SMITHSONIAN INSTITUTION LIBRARIES
3 9088 00701 5217